Preis 12,– €

E 4271 F
ISSN 0342-7595

Schwäbische Heimat

Zeitschrift für Regionalgeschichte,
württembergische Landeskultur,
Naturschutz und Denkmalpflege

2019/2
April–Juni

Im Porträt –
Die Präsenz der Tiere

Hundert Jahre Bauhaus –
Das Haus auf der Alb bei Urach

Wiederentdeckt –
Schlüsselbild der Landesgeschichte

Bilder der Juden –
Zeugnisse des Antisemitismus

SHB SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

Schwäbische Heimat

70. Jahrgang · Heft 2
April–Juni 2019

druck punkt tübingen

Baden-Württemberg

Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Friedemann Schmoll

Redaktionsausschuss: Wolfgang Alber, Reinhold Fülle, Andreas Schmauder, Ulrich Schmid, Wilfried Setzler, Raimund Waibel und Susanne Wetterich

Inhalt

Zur Sache: So stoppen wir das Artensterben nicht! 131
Reinhard Wolf

Die Gegenwart der Tiere.
Jörg Steiner beobachtet und porträtiert
unsere Mitbewohner und Gefährtinnen 133
Friedemann Schmoll

Schätze des Heimatbundes (1)
St.-Blasius-Kapelle in Burgrieden-Rot 141
Bernd Langner

Wiederentdeckt:
Katharina Pawlowna postum in Ganzfigur.
Ein Schlüsselbild der württembergischen Geschichte 144
Michael Davidis, Gisela Gündert

Mythos und Wahrheit.
Deutscher Orden im Südwesten 152
Maike Trentin-Meyer

«… in frischer Luft und heilwirkender Sonne baden»
Das Haus auf der Alb in Bad Urach
von Adolf Gustav Schneck 160
Dietrich Heißenbüttel

Judenbilder der Christen.
Was ist aus ihnen geworden?
Wie ist mit ihnen umzugehen? 168
Fritz Endemann

Der französische Naturforscher Georges Cuvier –
vor 250 Jahren in Württemberg geboren 177
Bernd-Jürgen Seitz

Asyl im Zabergäu. Das Flüchtlingsschicksal
der Waldenserfamilie Conte
und die Gründung Nordhausens 185
Ulrich Maier

Blutbad am Fuß des Ätna. Vor dreihundert
Jahren kämpften württembergische
Soldaten in der Schlacht von Francavilla di Sicilia 193
Wolfgang Mährle

Stettener Brotwasser. Ursprünge und Bedeutung
eines besonderen württembergischen Weins
im 18. Jahrhundert 201
Andreas Udo Fitzel

… kain münch ist nichtz zu vertrauen. Die Besetzung
des Ulmer Dominikanerklosters 1531 208
Tjark Wegner

SH Intern 214

Ausstellungen 224

SH Aktuell 228

Buchbesprechungen 246

Anschriften der Autoren/Bildnachweise 256

***Das Titelbild** zeigt Treppenpassagen im Inneren des Hauses auf der Alb. Sie führen hinauf zu einer Aussichtsplattform – zu Licht, Luft und Sonne! Hier, im 1930 fertiggestellten Bau von Gustav Adolf Schneck, ist heute das Tagungszentrum der Landeszentrale für politische Bildung beheimatet. Errichtet wurde der elegante Bau als Kaufmannserholungsheim. Eine pointierte architektonische Auseinandersetzung mit Landschaft – mehr darüber in unserem Beitrag zum Bauhaus-Jubiläum!*

EIN BEITRAG ZUM
EUROPÄISCHEN KULTURERBEJAHR 2018
SHARING HERITAGE
VERLÄNGERT 2019
SONDER-PROGRAMME 2019
PFAHLBAUTEN
UNTERUHLDINGEN
EXPERIMENTELLE ARCHÄOLOGIE AUS EUROPA
WISSEN ERLEBBAR GEMACHT
9. – 16.6. Feuer & Musik
17. – 21.6. Brot & Brei
8. – 12.7. Feuerstein & Schmuck
15. – 19.7. Feuerstein & Schmuck
Geniale Erfindungen:
29.7. – 4.8. Hausbau
5. – 11.8. Boote
12. – 16.8. Rad & Wagen
gefördert durch
Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien
Pfahlbaumuseum · Strandpromenade 6
88690 Uhldingen-Mühlhofen
Tel.: 0 75 56 / 9 28 90-0 · Fax 9 28 90-10
mail@pfahlbauten.de · www.pfahlbauten.de

Illustration: Klencke, Nemeitz, Verlag Spamer, Leipzig, 1870 | 1 - 2: rem/Reiss-Engelhorn-Museen, Mannheim, Foto: Maria Schumann | 3: Privatbesitz | 4: Sammlung der Universität Tübingen
Of fe ne
Ho ri zon te
A
Schät ze
zu Hum boldts
Rei se we gen
B
13. 04. bis
08. 09. 20 19
C
Schmuck mu se um
Pforz heim
D
1
2
3
4
schmuckmuseum.de

日本人形展
玩具 宝物 象徴
Japans Puppen
Spielwaren,
Kostbarkeiten,
Symbole.
Kabinettausstellung
vom 5. Mai 2019 – 15. September 2019
STADTMUSEUM HORNMOLDHAUS
Hauptstr.57 ○ 74321 Bietigheim-Bissingen ○ 07142-71 352
www.bietigheim-bissingen.de

Papierherstellung
in Ravensburg
Roh.
Stoff.
Papier
12.4.–6.10.2019
Museum
Humpis-Quartier
Ravensburg

Reinhard Wolf

Zur Sache: So stoppen wir das Artensterben nicht!

Üblicherweise sind es die Umweltverbände, die alarmierende Nachrichten und Zahlen zu Naturschutzthemen per Schlagzeilen veröffentlichen. Kürzlich war es Umweltminister Franz Untersteller, der seinem Kollegen Agrarminister Peter Hauk über die Presse mitgeteilt hat: *Das Artensterben werden wir nicht stoppen, wenn wir weitermachen wie bisher* (Stuttgarter Zeitung, 2. März 2019). Ist da endlich «oben» was angekommen, was jeder, der mit offenen Augen spazieren geht, schon lange weiß? Die Schlagzeile war noch nicht verhallt, da beschwichtigten beide Minister und wiesen darauf hin, dass es in Baden-Württemberg ein Sonderprogramm zum Artenschutz gebe, dass die Haushaltsmittel erhöht worden seien, dass die Naturschutzverwaltung personell gestärkt worden sei und dass die Bauernverbände eine «Ackerbaustrategie» veröffentlicht hätten. Nun, derlei Aussagen liest man seit vielen Jahren: Biotopvernetzungen, Artenschutzprogramme samt Monitoring, ökologische Flurbereinigungen, Landschaftserhaltungsverbände, was ist nicht schon alles eingeführt worden. Die Listen ausgerotteter oder gefährdeter Tier- und Pflanzenarten werden allerdings nicht kürzer, im Gegenteil.

Müssen Schüler auf die Straße und neben besserer Klimapolitik auch bessere Naturschutzpolitik einfordern? Muss Baden-Württembergs Bevölkerung auch per Volksbegehren wie im Nachbarland Bayern («Rettet die Bienen») Druck auf die Regierung ausüben? Die gesetzlichen Grundlagen seien bei uns wesentlich besser, heißt es, also müsste das Volksbegehren hierzulande wohl in erster Linie auf einen besseren Vollzug der Gesetze abzielen. So einfach ist es nicht! Wer drüber nachdenkt, weiß: Jeder muss sein Verhalten ändern, jeder muss seinen Beitrag leisten, sonst geht das Artensterben weiter. Mit «Blühstreifen» auf Verkehrskreiseln, mit Schotterhaufen für anderswo vertriebene Eidechsen und mit Spenden für Regenwalderhaltung ist es nicht getan. Und auch nicht mit aufwändigen wissenschaftlichen Studien und teuren Monitoringprogrammen. Jeder weiß ja genau, was andere tun sollten, um das Artensterben zu stoppen, aber genau diese Geisteshaltung muss sich ändern. Von allein ändert sich gar nichts, und es ist eine alte Weisheit: Nur über den Geldbeutel lässt sich Verhalten ändern!

Die Stoßrichtung von Minister Untersteller war klar, und die Zeitungen haben dies mit einem Foto von einem pflügenden Bauern verdeutlicht: Die derzeit übliche Form der Landbewirtschaftung ist laut Experten die Hauptursache für den rasant fortschreitenden Artenrückgang. Pestizide, zu intensive Bewirtschaftung, Ausräumung der Landschaft usw. sind die Hauptursachen. Für den Zeitungsleser sind die Schuldigen schnell ausgemacht: die Bauern. Das aber stimmt so nicht und diesem Eindruck sollten die Herren Minister gegensteuern und stattdessen an die eigene Brust klopfen: Schuld ist nämlich die Landwirtschafts- und Umweltpolitik, angefangen von der EU bis herunter zum Land, die den Bauern die Rahmenbedingungen für ihr Tun diktieren, die sie beraten und die ihnen Fördergelder bewilligen. Der einzelne Landwirt ist eingebunden in das ganze System und muss zusehen, sein Einkommen zu erzielen.

Der Verbraucher spielt natürlich in diesem System auch eine zentrale Rolle. Auch da muss der Hebel angesetzt werden: Schweineschnitzel für 1,99 Euro und Artenvielfalt erhalten – das geht halt nicht, um es verkürzt auf einen Nenner zu bringen. Und das ist die Herausforderung für die Agrar- und Umweltpolitiker, den Landwirten neue Perspektiven zu eröffnen, sie in die Lage zu versetzen, in (weitgehendem) Einklang mit der Natur zu wirtschaften. *Unsere Bauern lieben Blumenwiesen,* sagte mal eine Landwirtschaftsexpertin, *wenn die Kasse stimmt!* Der Erfolg der bayerischen Initiative «Rettet die Bienen», die rasante Zunahme der Bio-Regale in den Supermärkten, die florierenden Bio-Marktstände usw. zeigen: Die Zeit ist reif, die Bevölkerung will «gesündere Lebensmittel». Dass diese teurer sind, muss allen klar sein, aber die Preisunterschiede zwischen konventionell und Bio sind nun nicht so riesig; ein Drittel teurer im Durchschnitt, mehr wohl nicht.

Das ist nun die Aufgabe für unsere Politiker: Zum einen der Bevölkerung die Zusammenhänge klar machen und sie darauf vorbereiten, dass das Frühstücksei nicht mehr 18, sondern 26 Cent kosten wird, zum anderen, die Rahmenbedingungen für die Landwirte zu verbessern und schließlich dafür zu sorgen, dass unsere Agrarlandschaft Zug um Zug wieder zu einer Kulturlandschaft wird, die der Artenvielfalt dient – und damit uns allen auch. So kann man nur hoffen, dass sich in absehbarer Zeit was Konkretes tut. Parteiengezänk, gegenseitige Schuldzuweisungen und wissenschaftliche Studien haben wir Bürger satt. Wir wollen Blumen, Bienen und Schmetterlinge sehen und Vögel singen hören, wir wollen Landwirte, die mit Freude ihren Beruf ausüben können und dabei was verdienen, und wir wollen gesundes, gutes, regional erzeugtes Essen auf dem Tisch – mehr nicht, aber bitte auch nicht weniger!

Christian
Landenberger
1862–1927
bis 16. Februar 2020
Kunstmuseum der Stadt Albstadt
Kirchengraben 11 | D-72458 Albstadt
(Stadtteil Ebingen, Ecke Museumstraße)
Di–Sa 14–17 Uhr | So/Fei 11–17 Uhr
www.kunstmuseumalbstadt.de
KUNST MUSEUM ALBSTADT

OST: NORD- OST
KUNST AUS DER DDR
WERKE DES STAATLICHEN MUSEUMS SCHWERIN
13. APRIL BIS
21. JULI 2019
Schloss Achberg
FREITAG 14 BIS 18 UHR
SA SO FEIERTAGE 10 BIS 18 UHR
WWW.SCHLOSS-ACHBERG.DE
KULTUR!RV

»Partie an der Rems«
Stadtgeschichte mit Postkarten
bis 27. Oktober 2019
Haus der Stadtgeschichte
Weingärtner Vorstadt 20
71332 Waiblingen
Waiblingen

11.5. –
25.8.19
auf-
geblüht &
ab-
gelichtet
Blumen in der Fotografie
Galerie Stihl Waiblingen
Unser Partner:
Kreissparkasse Waiblingen

Friedemann Schmoll

Die Gegenwart der Tiere

Jörg Steiner beobachtet und porträtiert unsere Mitbewohner und Gefährtinnen

Warum sehen wir Tiere an?, fragte John Berger 1981 in einem Essay in «Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens»: *Die Augen eines Tieres sind, wenn sie einen Menschen betrachten, aufmerksam und wach. Das gleiche Tier wird wahrscheinlich andere Tiere auf die gleiche Weise ansehen. Für den Menschen ist kein besonderer Blick reserviert. Doch keine andere Gattung als die des Menschen wird den Blick des Tieres als vertraut empfinden. Andere Tiere nimmt der Blick gefangen. Der Mensch jedoch wird sich, indem er den Blick erwidert, seiner selbst bewusst.* Was Tiere aus den Blickkontakten mit Menschen beziehen, bleibt deren Geheimnis. Bei Menschen jedenfalls erzeugen sie eine verstörende Gleichzeitigkeit aus Wiedererkennung und Befremdung, Nähe und Ferne, Fremdheit und Vertrauen, Verbundenheit und Trennung. Der Mensch, wenn er den Blick des Tieres erwidert, macht sich ein Bild seiner selbst. Was ist er im Angesicht der Tiere? Offenbar von etwas anderer Art: *Mängelwesen* (Johann Gottfried Herder), *normalisierte Frühgeburt* (Adolf Portmann), *Prothesengott* (Sigmund Freud), Krone der Schöpfung, ein *nicht festgestelltes Tier* (Friedrich Nietzsche)? Seit Menschen denken, stellen Tiere Fragen; seit Menschen sich künstlerisch artikulieren, malen sie Tiere oder bilden Kunstwerke wie auf der Schwäbischen Alb das 30.000 Jahre alte Mammut aus Elfenbein, die Vogelherd-Figuren aus dem Lonetal, Pferdefiguren oder den Löwenmenschen von Asselfingen als imaginiertes Misch- und Zwischenwesen. Grenzverläufe, Übergänge?

Hahnenporträt, 2018.

Trauerwidderchen (Aglaope infausta) im Sammlungskasten, das Glasgefäß ist für Mittel gegen Insektenbefall, 2018.

Allemal sind das vertrackte und verstörend paradoxe Verbindungen, die Menschen heute zum Rest ihrer animalischen Verwandtschaft unterhalten. Nutztiere sind in der industrialisierten Landwirtschaft heruntergekommen zu «Produkten». Just in dem historischen Augenblick, da sie in den modernen Schlachthöfen des 19. Jahrhunderts der totalen «Herrschaft der Mechanisierung» (Sigfried Giedion) als Sachen unterworfen wurden, erhob das Bürgertum ihre Artgenossen aus der Gattung der Haustiere zu edlen Freunden, treuen Kameraden und wohlwollenden Gefährten – zu Ersatz- und Übermenschen, die denn auch ganz konsequent, wie seit 1899 auf dem «Cimetière des chiens» in Asnières bei Paris, mit Gesten der Trauer begleitet ewige Ruhe und ebensolches Andenken finden sollten. In diesen verqueren Beziehungsverhältnissen scheint so ziemlich alles möglich zwischen Anbetung und Verachtung, Liebe und Hass, Gleichgültigkeit, Ausrottungswut und Vergötzung. Tiere können im Auge des mensch-

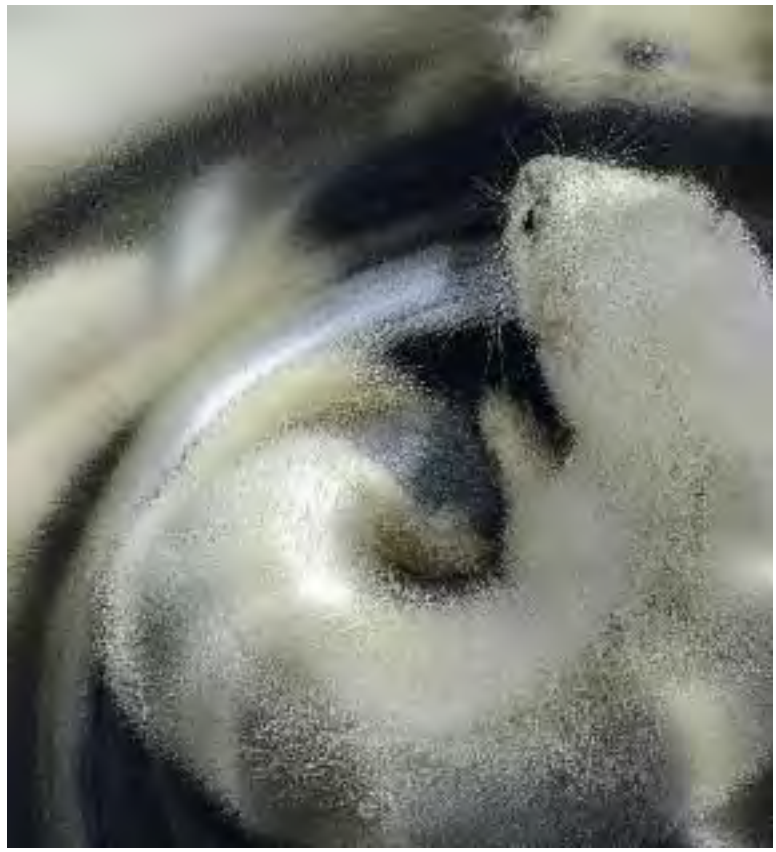
Sonderausstellung von 11. Mai - 13. Oktober 2019
im Stadtmuseum Nürtingen

Wörthstr. 1 72622 Nürtingen
Tel 07022 / 36334
stadtmuseum@ntz.de
stadtmuseum-nuertingen.de

Di, Mi und Sa 14.30 bis 17 Uhr
So 11 bis 18 Uhr

lichen Betrachters vieles sein: Geziefer, Fetisch, Nahrung, Dämon, Ware, Liebesobjekt, Mitgeschöpfe, Filmstar, Störenfried, willkommener oder ungebetener Gast, Mitbewohner, Unterhalter, Angstmacher, Eindringling, Nützling oder Schädling, Sportgerät, Freunde und Feinde, Fremde und Vertraute …

Seit John Bergers Betrachtungen zur Faszination der Blickbegegnungen zwischen Mensch und Tier vor 40 Jahren hat sich einiges getan in diesen mal friedlosen, mal liebesbedürftigen Beziehungsverhältnissen. Debatten um Tierschutz, Tierwohl, Tierrechte sind nicht länger nur Angelegenheiten versponnener Außenseiter, sondern Tagesordnungspunkte in Parlamenten. Da werden mitunter etwas überlenkte Diskussionen um «Speziesismus» angezettelt, also den Art-Egoismus, mit dem der Mensch nicht nur seine Einzigartigkeit feiert – wahlweise als Animal symbolicum, als Zoon politikon, Animal sociale, Homo faber, als diejenige Spezies, die dazu verdammt ist, sich ihr Leben erarbeiten zu müssen und das auch kann oder eben als ein vernunftbegabtes Wesen, Animal rationale. Ob in Berufung auf Religion oder Wissenschaft, aus alldem bezieht der Mensch als das etwas andere Tier die Legitimation, andere Lebewesen zu unterwerfen. *Zwei Berge gibt es, / auf denen es hell ist und klar,* heißt es in einem Gedicht von Paul Klee 1903 dagegen, *den Berg der Tiere und / den Berg der Götter. / Dazwischen aber liegt das dämmerige Tal der Menschen.*



Hermelin (Mustela erminea), 2016.

Große Achatschnecke (Achatina fulica), 2016.

Aus wachsender Distanz und Entfremdung regt sich neuerdings eine bemerkenswerte Sehnsucht nach der verlorenen Natur, nach ihrer sinnlichen und ästhetischen Erfahrung, nach Berührung und Beobachtung. Die geläufigen Grenzziehungen in strikter Linienführung zwischen menschlicher Kultur und der Natur als außermenschlicher Wirklichkeit scheinen vielfach fragwürdig. Können Tiere nicht auch denken, fühlen, Werkzeuge gebrauchen, sich als soziale Gruppen organisieren? Fragen nach dem Respekt vor Andersartigkeit und gleichzeitiger Verbundenheit von Mensch und Tier stellte Donna Haraway 2003 in ihrem «Manifest für Gefährten. Wenn Spezies sich begegnen». Es piept und zwitschert, kreucht und fleucht indessen auch im belletristischen Blätterwald, wo Beobachter und Beobachterinnen sich auf Kontaktsuche begeben mit ihren animalischen Verwandten und einer vergessenen Natur, die sie verbindet. Es sind dies Versuche der Kontaktaufnahme mit Natur in einem Zeitalter, in dem

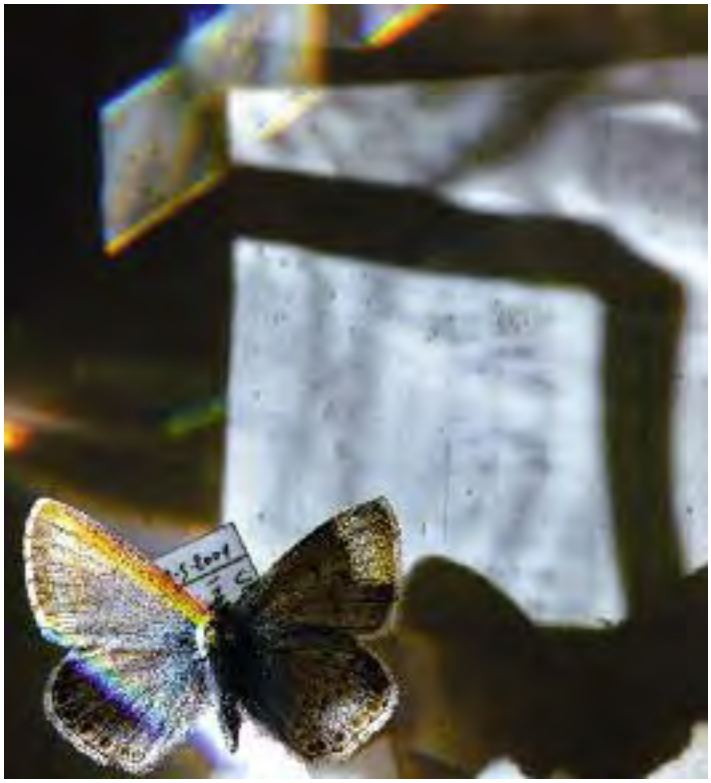
Nächtliche Stallszene, 2018.

ansonsten voreilig vom «Ende der Natur» die Rede ist. Oder eben vom «Anthropozän», einer Epoche also, in der Natur hoffnungslos zusammengeschrumpft ist zu einem restlos entzauberten Objekt und beliebiger Verfügungsmasse menschlicher Kolonisierung.

Auch der altehrwürdige Kosmos-Verlag verlegt sich nicht mehr nur auf klassische Bestimmungsbücher, sondern stellt sich auf neue Natur-Bedürfnisse ein. Wie in der Reihe «Naturzeit» mit Büchern über Bäume, Kräuter oder dem Band «Vögel. Zwischen Himmel und Erde» (2018). Autor Ulrich Schmid vom Naturkundemuseum Stuttgart betrachtet auch hier die Vögel nicht (nur) als Objekte naturwissenschaftlicher Neugier, verzichtet auf Grenzziehungen zwischen Kultur und Natur und legt sein Augenmerk stattdessen auch auf die Beziehungen von Menschen zu Vögeln, auf deren kulturellen Lebensräume – auf Verstehen und Fühlen, Begreifen und Erfahren. Gleichermaßen Unterhaltung wie Gelehrsamkeit offeriert die Reihe «Naturkunden» im Verlag Matthes und Seitz, wo es zur schönen Liaison von Schreibkunst und Naturforschung kommt mit Büchern über Heringe, Vogelfedern, Hirsche, Algen, Wölfe, Wilde Wälder oder die Sprachen der Tiere. Obschon sich all diese Fragen nach Beziehungsmöglichkeiten zwischen Tieren und Menschen auch im Angesicht der Tierporträts Jörg Steiners wie von selbst aufdrängen, sein eigentliches Thema sind zunächst die Lebewesen selbst. Dem in Leutkirch geborenen Maler und Künstler geht es um ihr Ansehen. Er holt sie heraus aus der Randständigkeit, in der sie ein vernachlässigtes Dasein in den taxonomischen Ordnungen der menschlichen Kultur fristen, und rückt sie in den Mittelpunkt der Betrachtung – als Mitbewohner, als Geschöpfe mit aller Schönheit ihrer Erscheinungsformen, dem Reichtum und der Finesse ihrer Beschaffenheit. «Kunstformen der Natur» erblickte der Jenaer Zoologe Ernst Haeckel um 1900 und attestierte unumwunden: *Die Natur erzeugt in ihrem Schoße eine unerschöpfliche Fülle von wunderbaren Gestalten, durch deren Schönheit und Mannigfaltigkeit alle vom Menschen geschaffenen Kunstformen weitaus übertroffen werden.*

Jörg Steiner geht es freilich erst im Nachhinein um den ästhetischen Genuss menschlicher Naturbetrachtung. Sein Interesse gilt zuallererst dem einzelnen Tier und dessen individueller Lebens- und Todeswirklichkeit. Mitten um und unter uns. Unaufgeregt sucht er Nähe, holt die Wesen aus ihrem Augenblicksdasein und schenkt ihnen als geduldiger Porträtist eine überwältigende Gegenwärtigkeit. So wird in den kleinsten Geschöpfen die Schönheit des Lebendigen sichtbar. Über seine Absichten sagt der Lepidopterologe (Schmetterlingskundler) selbst: *Die fotografierten Objekte sind in der Regel klein oder sehr klein. Um diese ins Bild bringen zu können kniet man sich nieder, wartet ab, agiert vorsichtig, all das gleicht einer Demutsgeste, jeglicher Zwang bedeutet eine Verunstaltung des Projekts.*

Freude an Vielfalt, an Differenz und Anderssein stellt sich beim wundersamen Schauen ein. In der Betrachtung der Formen und Gestalten, der Heuschreckenkörper und Schmetterlingsflügel oder der Beschaffenheit von Hühner- und Hahnenköpfen gelangen die Gedanken zum Betrachter zurück. Wie



Tagfalter aus der Gruppe der Bläulinge (Lysandra albicans), genadeltes Sammlungsexemplar hinter Glas, 2018.

Wüstenheuschrecken (Schistocerca gregaria) als Lebendfutter für Terrarientiere in Plastikbox, 2016.

Insektentrouvaillen, darunter diverse Walker (Polyphylla fullo) und Nashornkäfer (Oryctes nasicornis), 2016.

Große Höckerschrecke (Acryptera fusca), 2016.

Nächtliche Stallszenerie mit Hühnervolk, 2018.

notierte Marcel Beyer 2017 in seinem Beitrag «Angewandte Sprachkritik» für das Schwerpunktheft «Poetische Ornithologie» der «Neuen Rundschau»? *Ich bin ein Lebewesen, dessen Leben maßgeblich auf den Austausch mit anderen Lebewesen ausgerichtet ist.* Im Angesicht von Steiners Geschöpfen werden die Voraussetzungen geschaffen, um in einen solchen Austausch mit ihnen zu treten – sie wahrzunehmen in ihrer Existenz als Kreaturen, in ihrer Eigenart und Eigenständigkeit mit ihrer Frohgemutheit und Pein, woraus sich umstandslos Ehrfurcht und Anerkennung einstellen.

Das Auge des Morphologen sucht Anhaltspunkte in Form und Gestalt wie in den Texturen der Schmetterlingsflügel oder dem Körperwuchs der Heuschrecken. Die Nahaufnahmen sind darüber hinaus freilich Erzählungen aus dem Leben der Tiere, mit allem, was dieses ausmacht. Mal ist es ein Totenbild, das dem an Fensterglas zerschellten Goldhähnchen Andacht und Gedenken über sein unvorhergesehenes Ende hinaus schenkt. Wie auch den auf den Leim gegangenen Fliegen. Dann sind es kleine und große Dramen aus dem Reich der Natur. Die Schnecke sucht Halt auf ihrem Weg über spiegelblankes Glas. Der Hirschkäfer fristet ein vergleichsweises Eintagsfliegenschicksal, wenn seinem Dasein als ausgewachsener Käfer nach etlichen Jahren im Larvenstadium nur noch wenige Wochen Leben vergönnt sind. Der Fotograf Jörg Steiner schenkt ihm seinen Blick und schaut aufs gefrorene Grab. So spinnen sich Geschichten um Leben und Tod, Werden und Vergänglichkeit, Kampf und Katastrophe. Da drängt sich auf, was Selma Lagerlöf in ihrem «Nils Holgersson» zu sehen glaubte: *Tiere haben manchmal etwas an sich, was einem unwillkürlich die Frage in den Mund legt, was für Wesen sie eigentlich seien. Man fühlt sich beinahe versucht, sie für verwandelte Menschen zu halten.*

Mittunter mögen diese Fotografien an die Darstellungstraditionen der Stillleben erinnern. Maßgebliche Unterschiede freilich: Dort sind es die toten Dinge und Tiere, die faszinieren, weil sie trophäengleich das Recht auf menschliche Herrschaft über die Natur vergegenwärtigen, Mordlust inklusive. In den barocken Stillleben freilich erscheinen die Würmer und Käfer, Eidechsen und Fliegen als Sinnbilder des Bösen, weisen auf Fäulnis und erinnern Vergänglichkeit. Hier, bei Steiner, üben die Tiere keine Stellvertreterfunktion als Sinnbilder

aus. Sie selbst sind gemeint, in ihrer bedrohten und gefährdeten Existenz.

Fragen stellen der aufgenadelte Lysandrabläuling oder das Trauerwidderchen, wie es denn nun um den Gefühlshaushalt des Sammlers eigentlich bestellt ist. Im forschenden Sammlerherz kommen sich die paradoxen Naturbeziehungen der Moderne in die Quere, wenn er jagend ihrer habhaft wird, die Inbesitznahme mit ihrem Tod besiegelt, sammelt, gleichwohl bewundert, liebt und mit seinem angesammelten Wissen die Voraussetzungen schafft, den Schmetterlingen Fürsorge und Schutz zukommen zu lassen. Hier, im Sammelkasten, fristen sie als Präparate ihr zweites Dasein.

Hausschwein, 2016.

Die in Ravensburg geborene, lange in Reutlingen lebende und am Bodensee verstorbene Juristin und Ethnologin Elisabeth Gerdts-Rupp trieb eine starke Sehnsucht um nach Verbundenheit mit Tieren, nicht nur zu jenem schwarzen Pferd, dem sie 1922 ein Gedicht der Freundschaft widmete. *O warum bin ich Mensch, so fremd in Eurem Leben / – ihr Tiere, duldend, gütig, ohne Falsch!* Bei aller Wiedererkennung im Anderen, das Pferd – so ihre schmerzende Einsicht – blieb doch von grundsätzlich anderer Art. Tiere und Menschen: *Die wir so fern, – so bitterlich getrennt*. Tiere und Menschen, Menschen und Tiere. In seinen Überlegungen über das «Wesen der Thierfabel» (1834)

Nachtfalter aus der Familie der Eulenfalter (Anaplectoides virens, Amphipyra livida), genadelte Sammlungstiere hinter

kommt Jacob Grimm den Tieren nahe: *Es ist nicht bloß die äußere menschenähnlichkeit der thiere, der glanz ihrer augen, die fülle und schönheit ihrer gliedmaßen, was uns anzieht, auch die wahrnehmung ihrer mannigfalten Triebe, kunstvermögen, begehrungen, leidenschaften und schmerzen zwingt in ihrem inneren ein analogon von Seele anzuerkennen*. Projektion, Wunschbild, gefühls-

Gegen eine Glasscheibe geflogenes Wintergoldhähnchen (Regulus regulus), 2017.

Mausoleen der toten Insekten: Links oben ein Hirschkäfer (Lucanus cervus), 2016.
Darunter: Stubenfliegen (Musca domestica) auf Fliegen-Leimstreifen, 2016.
In der rechten Spalte: Tote Hornissen (Vespa crabro) auf Kuchenteller, 2019.

duselige Vermenschlichung? Grimm fügte freilich noch den Fingerzeig auf ihr Anderssein hinzu: *der künstler muss es verstehen, den thieren ihr eigenthümliches zu lassen und sie zugleich in die menschenähnlichkeit zu erheben; er muß den thierischen leib beibehaltend ihm dazu noch gebärde, stellung, leidenschaftlichen ausdruck zu verleihen wissen.*

So ist das auch, wenn Jörg Steiner in seinen Fotografien die Lebewesen nahebringt. Da werden Übereinstimmung und Verbundenheit gewahr. Gleichzeitig stellt sich freilich auch die Erkenntnis ihrer Andersartigkeit ein. Daran knüpfen sich weder Absichten der Aufwertung, noch solche der Abwertung, da braucht es keinerlei Hierarchien: Tiere machen ganz einfach die Welt und damit auch unsere menschliche Welt aus. Jörg Steiners Bilder vermitteln eine unbändige Freude an all diesen Anderen – und Respekt angesichts der Möglichkeiten der Natur.

Bernd Langner

Schätze des Heimatbundes (1)
St.-Blasius-Kapelle in Burgrieden-Rot

Nur Wenigen ist bekannt, dass der Schwäbische Heimatbund Eigentümer von vier Kulturdenkmalen ist. Neben den Gebäuden in der Stuttgarter Weberstraße aus dem 17./18. Jahrhundert mit der SHB-Geschäftsstelle sind dies der historische Kalkofen in Untermarchtal von 1922, ein mittelalterliches Altstadtgebäude in der Tübinger Haaggasse sowie die kleine St.-Blasius-Kapelle in Burgrieden-Rot nahe Laupheim. Auch die ehemalige Hammerschmiede in Satteldorf-Gröningen war zur Sanierung vom SHB übernommen und anschließend dem Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen zur Verfügung gestellt worden.

Die Kapelle in Burgrieden-Rot (Alb-Donau-Kreis) übernahm der Heimatbund im Jahr 1991 als Schenkung in seinen Besitz, nachdem er schon 1978 die Trägerschaft über eine umfangreiche Sanierung übernommen hatte. Das ortsbildprägende Gebäude befand sich damals in einem erbarmungswürdigen, ja gefährdeten Zustand, doch mit Geldern des Landes konnte sie denkmalgerecht instandgesetzt werden. Zuletzt gab es Sanierungsarbeiten in den Jahren 2003 und 2006.

Das war mal anders! 1974 sprach sich der Kirchengemeinderat von Rot für den Abriss aus, *weil die Kapelle an einer sehr ungünstigen Lage ist und somit weder zum privaten noch zum gemeinsamen religiösen Gebrauch benutzt werden kann.* Dem Bürgermeisteramt Burgrieden zufolge war die Kapelle 1977 *in einem solch miserablen Zustand, daß sie nicht mehr erhaltenswert sei.* Zudem erschien die Kapelle *auch für den Verkehr ein nicht zu übersehendes Hindernis.* Heute befindet sie sich an der Orsenhauser Straße am Ortsausgang von Rot in einem sehr guten Zustand und stellt ein Schmuckstück im Ortsbild dar, obwohl zwischen die Eingangstüre und die viel befahrene Straße nur noch der schmale Gehweg passt.

Die Kapelle stammt aus dem Jahr 1848. Baumeister und Stuckateur nahmen noch die Tradition oberschwäbischer barocker Kapellen auf, doch mit ihrer ruhigen Gestalt und Gliederung, dem Dreiecksgiebel über dem Eingang sowie dem Verzicht auf Ornamente und Figuren gibt sich die Blasiuskapelle als Kind des 19. Jahrhunderts zu erkennen. Sie misst etwa 3 x 4 m und bietet höchstens sechs Personen Platz. Der Grund für die Errichtung dieser Wege- oder Hofkapelle ist nicht bekannt. Es darf vermutet werden, dass sie auf die Stiftung einer Privatperson zurückgeht – womöglich als Dank für die ersehnte Genesung eines Familienangehörigen. Auftraggeber war der Bauer Blasius Rapp. Der Heilige Blasius gilt als einer der 14 Nothelfer. Er war Bischof von Sebaste, dem heutigen Sivas in Mittelanatolien, und erlitt im Jahr 216 den Märtyrertod. Der Heilige soll insbesondere bei Krankheiten des Halses Fürbitten erhören. Seine Attribute sind Hechelkamm,

Wie einst in spätbarockem Weiß und Gelb leuchtet die St.-Blasius-Kapelle im Straßenraum von Burgrieden-Rot. Die Eckpilaster und der markante Giebel unterstreichen die repräsentative Erscheinung, obwohl der Bau nicht größer als eine Garage ist.

Im Schrein der Kapelle begegnet dem Besucher das Gnadenbild der betenden Madonna. Ihre Begleiter sind links der heilige Sebastian im Martyrium und rechts außen die heilige Ottilie, dazu zwei kleine Engelsfiguren.

Schweinskopf und gekreuzte Kerzen. Es ist anzunehmen, dass es in der Kapelle einst eine St.-Blasius-Figur gab; sie ist jedoch verschollen. Heute ist im Chorschluss – gesichert hinter einem Gitter – ein kleiner Altar mit zwei Engeln, einer Sebastiansfigur, einer betenden Jungfrau Maria, der Figur der Hl. Ottilie sowie einem versilbertem Bronzekruzifix zu finden.

Manches landschafts- oder ortsbildprägende Gebäude wäre schon längst verschwunden, wenn sich nicht Privatpersonen, Unternehmen oder Vereine für deren Erhalt einsetzen würden. Die Spendenbereitschaft der SHB-Mitglieder ist ein Garant dafür, dass auch in Zukunft unsere Kulturdenkmale unterhalten werden können und – wer weiß? – vielleicht auch einmal wieder eines hinzukommt. Die Schlüssel zur Kapelle verwahrt seit etwa 30 Jahren eine Dame aus der Nachbarschaft. Sie sorgt auch dafür, dass stets Kerzen brennen. Der Schwäbische Heimatbund ist ihr für ihren ehrenamtlichen Einsatz zu großem Dank verpflichtet.

In den kommenden Heften soll über weitere Kulturdenkmale des Schwäbischen Heimatbundes berichtet werden. Die Beiträge mögen Anlass bieten, die Gebäude einmal persönlich zu besuchen und sich davon zu überzeugen, dass sie bedeutende Zeugnisse der Kultur-, Orts- und Landschaftsgeschichte sind. Nur durch Engagement sind sie nicht Verkehrsplanungen, unkontrollierten Sanierungsvorhaben oder dem Verfall durch Vergessen oder Ignoranz zum Opfer gefallen.

In diesem erbarmungswürdigen Zustand befand sich die Kapelle im April 1979, nachdem sie jahrelang herrenlos und ungenutzt direkt an einer viel befahrenen Straße dem Verfall preisgegeben war.

Bella Figura ›

Figurative Kunst aus der Sammlung der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (OEW)

Ausstellung:
5. April bis 23. Mai 2019, EnBW Konzernsitz,
Durlacher Allee 93, 76131 Karlsruhe

27. Mai bis 17. Juli 2019, EnBW City,
Schelmenwasenstr. 15, 70567 Stuttgart

Eintritt frei!

Jeweils montags bis freitags (an Werktagen)
10:00 bis 18:00 Uhr

www.enbw.com

OEW
Zweckverband
Oberschwäbische Elektrizitätswerke

© Horst Antes: VG Bild-Kunst, 2019

EnBW

Katharina Pawlowna, Großfürstin von Russland, Königin von Württemberg. Öl auf Leinwand, Carl von Sales, 1819.

Michael Davidis, Gisela Gündert

Wiederentdeckt: Katharina Pawlowna postum in Ganzfigur

Ein Schlüsselbild der württembergischen Geschichte

Seit der 1942 erfolgten Auslagerung aus dem bombengefährdeten Stuttgart gab es für den Verbleib des repräsentativen Erinnerungsbildes an die im Januar 1819 verstorbene Königin Katharina von Württemberg (1788–1819)[1] keinen Nachweis mehr. *Das anspruchsvollste unter den erhaltenen Portraits Katharinas,*[2] das Carl von Sales (1791–1870) kurz nach ihrem Tod im Auftrag König Wilhelms I. (1781–1864) geschaffen hat, galt bis vor kurzem als verschollen. In der Ausstellung «Im Glanz der Zaren» des Landesmuseums Württemberg von 2013/14 konnte nur eine kleinformatige Replik aus dem Staatlichen Russischen Museum Sankt Petersburg gezeigt werden.[3] Als im Herbst 2017 im Stuttgarter Auktionshaus Nagel ein nicht weiter identifiziertes, großes Porträt der Königin zur Versteigerung kam,[4] bewährte sich glücklicherweise die instinktive Treffsicherheit eines Privatsammlers.

Inzwischen hat eine genauere Sichtung der einschlägigen Quellen alle Zweifel beseitigt: Bei dem von ihm erworbenen Gemälde handelt es sich um das verloren geglaubte Original von 1819. Das mit

dem 200. Todestag der Königin neu erwachte Interesse an ihrer Person und ihrer historischen Rolle legt es nahe, einen Blick auf die Entstehungs-, Wirkungs- und Überlieferungsgeschichte des Bildes zu werfen. Darin nämlich, in der historischen Relevanz und nicht so sehr in der künstlerischen Qualität, liegt seine Bedeutung.

Carl von Sales, ein damals durchaus namhafter Maler, war schon als junger Mann in der Wiener Gesellschaft herumgereicht und auch vom kaiserlichen Hof mit Aufträgen bedacht worden. Sein bekanntestes Werk ist ein 1815 entstandenes Porträt von Napoleons Sohn.[5] Der Maler war dem König von seinem Gesandten in Wien, dem Grafen Carl Friedrich Heinrich Levin von Wintzingerode (1778–1856), empfohlen worden, der unter anderem das Argument ins Feld führte, Sales habe Gelegenheit gehabt, die Königin zu Lebzeiten genau zu beobachten.[6] Das kann nur während des Wiener Kongresses geschehen sein, als sich sowohl Katharina als auch ihr späterer Gatte monatelang in Wien aufhielten.

Das Gemälde zeigt die Fürstin in ihrem Salon im Neuen Schloss in Stuttgart. Zusammen mit einem wenig später vom selben Künstler gemalten, wenn auch nicht als Pendant gedachten Bildnis Wilhelms I.[7] hat es der Kunsthistoriker Max Schefold 1934 in einem detailreichen Aufsatz beschrieben.[8] Auf beiden Gemälden ist hinter der Hauptfigur, als Bild im Bild, ein weiteres Porträt zu sehen: über dem Sofa, auf dem die Königin sitzt, eine Darstellung ihrer Großmutter und Patin Katharina der Großen,[9] der sie zeitlebens nacheiferte, im Raum hinter dem König die Danneckersche Büste seiner verstorbenen Gemahlin.

Im Vergleich zu anderen Partien weist das Gemälde im Bereich der Figur der Königin kaum Beschädigungen auf. Ihr Gesicht drückt nicht steife Distanziertheit, sondern lebhafte Zugewandtheit aus. So sollte sie in der Erinnerung der Württemberger weiterleben.

Bei beiden Bildern treten nach Meinung Schefolds *die unfreie Haltung der Dargestellten, die nicht ganz geglückten Hände und die etwas stechenden Augen in Erscheinung. Bei beiden dasselbe Verhältnis zwischen der wenig unter Lebensgröße gegebenen Gestalt und dem auffallend weiten sie umgebenden Raum; jeweils die nämliche Anordnung des peinlich genau durchgeführten Mobiliars, selbst einzelner Details wie des Tintenzeugs.*[10] Die Schwächen in der Behandlung von Anatomie und Perspektive bleiben unerwähnt; dafür liefert Schefold anhand der im Hauptstaatsarchiv Stuttgart befindlichen Korrespondenzen, Honorar- und Spesenabrechnungen eine fesselnde Darstellung der skandalträchtigen Entstehungsgeschichte des Bildes.[11]

An diesem Tischchen hat Katharina vielleicht die sozialen und kulturellen Einrichtungen konzipiert, die sie innerhalb von nur zweieinhalb Jahren als Königin gegründet oder angeregt und aus ihrem Privatvermögen unterstützt hat. Detail aus dem Ölgemälde Carl von Sales.

Das Staatsporträt zeigt König Wilhelm I. in Galauniform und hoch dekoriert als «ersten Diener seines Staates» neben seinem Schreibtisch. Im Hintergrund die Büste der verstorbenen Königin von Johann Heinrich Dannecker. Carl von Sales, Öl auf Leinwand,1820.

Ähnlich wie er haben schon die Zeitgenossen über die Qualität des Bildes und das Geschäftsgebaren seines Urhebers geurteilt. Der Stuttgarter Gymnasialprofessor und Hofrat Georg Reinbeck (1766–1849) erregte mit einem Beitrag in Cottas «Zeitung für die elegante Welt», in dem er Sales' Auftreten ebenso wie sein Werk und damit indirekt auch den Auftraggeber kritisierte, erhebliches Aufsehen: *Das Bild von dem ausdrücklich dazu von Wien herberufenen Maler Hrn. Salles, das eine sehr bedeutende Summe durch die, von diesem Herrn bis auf die geringste Kleinigkeit, bis auf die Handschuhe und die Beköstigung seines Hundts ausgedehnte Freihaltung kostet, genügt keinem, der es sahe; ja man hält es für durchaus verfehlt, bis auf die gewohnte Zimmerumgebung, die auf das Pünklichste wiedergegeben seyn soll.*[12] Gerade daraus aber, aus der Darstellung des Ambientes, resultiert für die Nachwelt der besondere Reiz des Bildes: Die Zarentochter gibt sich hier ohne jede herrscherliche Pose und ohne den Hochmut, den ihr viele Zeitgenossen attestierten, als volksnahe Standesperson in einer eher bürgerlichen Einrichtung. Selbst die vom Hofebenisten Johannes Klinckerfuß (1770–1831) gefertigten Möbel könnten ebenso gut in einem wohlhabenden biedermeierlichen Kaufmannshaus stehen.[13]

Die Reaktion auf Reinbecks Attacke ließ nicht lang auf sich warten. Am 28. September 1819, drei Tage nach dem Erlass der für ihre Zeit vergleichsweise freiheitlichen württembergischen Verfassung, wurde – bemerkenswerter Weise in einer vorgeblich liberalen, in Wirklichkeit ministeriell gesteuerten Zeitung, der ebenfalls bei Cotta erscheinenden «Tribüne» – eine Gegenkritik veröffentlicht: *In einer Zeit*, heißt es dort, *wo die junge Preßfreiheit von vielen Gegnern als nachtheilig dargestellt wird, kann gerade ein solcher Mißbrauch den Bemühungen der verständigen Freunde der Preßfreiheit am meisten schaden, weil er in gewissen Fällen die edelsten Gefühle derjenigen verletzt, auf deren Schutz die Hoffnung auf ungehinderte Oeffentlichkeit beruht.*[14] Verfasser war, wie aus der privaten Korrespondenz der Redakteurin von Cottas «Morgenblatt», Therese Huber (1764–1829), hervorgeht,[15] ein enger Vertrauter des Königs, der Journalist Friedrich Ludwig Lindner (1772–1845).[16] Dass der Verfasser ein enger Vertrauter des Monarchen war, sollte sich ein Jahr später bestätigen, als er unter Pseudonym ein von diesem angeregtes «Manuscript aus Süd-Deutschland» publizierte und darin eine Lieblingsidee der verstorbenen Königin propagierte, die Etablierung einer mit Russland verbündeten dritten deutschen Großmacht neben Preußen und Österreich. Die aus seinem Artikel in der «Tribüne» sprechende Devotheit erregte wiederum einiges Missfallen. Therese Huber, die den Text schon vor dem Erscheinen kannte und prophezeite, dass er *sehr erörtert werden und Skandal geben* würde, hielt ihn für *so hart, plump, beleidigend, dass sie Reinbecks Verhältniß als Gymnasiens Lehrer besonders, dadurch sehr verlezt* sah.[17]

Bei dieser Kontroverse ging es im Grunde gar nicht um den Maler und sein Werk, sondern um das Ansehen des Königshauses. Die Stilisierung der im Alter von 30 Jahren überraschend gestorbenen Fürstin zur wohltätigen Landesmutter entsprach einem politischen Kalkül, das einige ihrer Charakterzüge ausblenden und andere verstärken musste. Harmlosigkeit und Leutseligkeit, wie sie das Bild vorspiegelt, hatten jedenfalls nicht zu ihren hervorstechenden Eigenschaften gehört. Doch ihre postume Instrumentalisierung, die – nicht nur wegen der beiden Königinnen gemeinsamen antinapoleonischen Haltung – an die Verklärung der ebenfalls jung verstorbenen Königin Luise von Preußen[18] erinnert, mindert keineswegs die realen Leistungen der hochbegabten und ehrgeizigen Zarentochter und -enkelin. Wie Johann Friedrich Cotta am 19. Februar 1819

an Charlotte Schiller schrieb, hatte *der Thron* noch nie *eine solche Frau besessen*, der *Wille, Klugheit, physische und finanzielle Kräfte* gleichermaßen zu Gebote standen.[19] Dass sie in den zweieinhalb Jahren, die seit der Thronbesteigung des Paares vergangen waren, als Ratgeberin ihres Mannes erheblichen Einfluss auf seine Politik genommen und durch die von ihr initiierten Sozialprojekte erheblich zur Stabilisierung seiner Herrschaft beigetragen hatte, steht außer Zweifel. Die wohl treffendste Charakterisierung der Königin ist dem Historiker Otto-Heinrich Elias gelungen, der ihr eine *Mischung aus praktisch-caritativer Sozialfürsorge und obrigkeitlich-zweckdienlicher Härte* zuschrieb.[20]

Kein Wunder, dass der König in allem, was die Verstorbene betraf, die beim Volk beliebter war als er selbst, besonders empfindlich war. Durch die Errichtung eines Mausoleums auf den Ruinen der Stammburg setzte er nicht nur seiner Gemahlin, sondern auch der württembergischen Dynastie ein imposantes Denkmal. Das Motto über dem Portal, *Die Liebe höret nimmer auf*, kann man insofern zweifach interpretieren: einmal in Hinblick auf die fürstliche Partnerbeziehung, zum anderen auf das Verhältnis zwischen Volk und Fürstenhaus. 1824 wurde der Sarkophag der Königin aus der Stuttgarter Stiftskirche in die Grabkapelle auf dem Württemberg, dem später auch Rotenberg genannten Hügel bei Untertürkheim, transferiert. Dort ließ sich Wilhelm I. vierzig Jahre später auch selbst bestatten.

Seine freimütig geäußerte Kritik hat Georg Reinbeck letztlich nicht geschadet. Sicher hat auch sein Schwiegervater August von Hartmann, dem die Aufsicht über alle von Katharina gestifteten Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalten übertragen worden war, ein gutes Wort für ihn eingelegt. Mit seiner Skepsis gegenüber dem Kunstverstand des Monarchen stand Reinbeck keineswegs allein. Dass sich dessen Rolle und wohl auch die seiner Gemahlin bei der Förderung der Künste nicht mit derjenigen vergleichen ließ, die Ludwig I. von Bayern schon während seiner Kronprinzenzeit spielte, darüber war sich die Fachwelt einig. *Kunst ist für dieses Königspaar wie die Sünde wider den Heiligen Geist – man weiß gar nicht recht was das ist,* meinte zum Beispiel Therese Huber in einem Brief an Johann Friedrich Cotta vom 28. Dezember 1818.[21] Goethe zitierte die Großherzogin 1815 in einem Gespräch mit Sulpiz Boisserée mit der Bemerkung, *die Kunst mache ihr keinen Eindruck, hätte kein Interesse für sie.*[22] Dass Boisserées Sammlung altdeutscher Gemälde, hätte die Königin länger gelebt, zum Grundstock des Museums der bildenden Künste in Stuttgart und nicht zu dem der Münchner Pinakothek geworden wäre, darf zumindest bezweifelt werden. Wilhelm I. kam Ludwig I. allenfalls in der Idee einer auf die mittelalterliche Kunst projizierten Reichsidee nahe, nicht im künstlerischen Urteilsvermögen.

Selbst wenn man Reinbecks Zweifel an der Befähigung des Malers Carl von Sales nicht teilen mag,[23] seine Kritik an dessen Geschäftsgebaren erwies sich als nur allzu berechtigt: Neben den Kosten für Verpflegung und Logis, die sich auf weit mehr als 10.000 Gulden beliefen, berechnete der Maler für die zwei

Arbeitszimmer König Wilhelms I. im Neuen Schloss in Stuttgart. Rechts an der Wand das Porträt Katharinas von Carl von Sales. Aquarell von Franz Heinrich in einem Album der Königin Sophie der Niederlande.

Replik des Gemäldes von Carl von Sales aus dem Besitz der Zarenfamilie im Staatlichen Russischen Museum, Sankt Petersburg.

großen und sechs kleineren während seines Aufenthalts in Stuttgart geschaffenen Werke die für damalige Verhältnisse exorbitante Summe von 4100 Golddukaten, die der inzwischen zum Staatsminister avancierte Graf Wintzingerode immerhin auf 3000 herunterhandeln konnte.[24] Schon im April 1820 hatte Oberhofmeister Carl Alexander Sigmund von Seckendorff (1775–1838) den Künstler als einen Spekulanten bezeichnet, der *alles aussucht, um Seiner Königlichen Majestät so viel und so lange nur immer möglich, Kosten zu verursachen*[25]. Nach Sales' Abreise im Oktober bezichtigte ihn der verärgerte König höchstselbst des *Mangels allen feineren Gefühls für Anstand und Schicklichkeit* und schloss sich *dem Urteile kompetenter Künstler* an, dass dieser *nur ziemlich mittelmäßige Arbeiten* vollbracht habe.[26] Dessen ungeachtet hielt der König das Bild seiner Gemahlin bis zu seinem Tod in Ehren und ließ es nicht aus den Augen. Auf einem Aquarell von Franz Heinrich in einem Album von Wilhelms und Katharinas Tochter Sophie ist es in seinem Arbeitszimmer im Neuen Schloss zu sehen,[27] später schmückte es sein Ankleidezimmer in Schloss Rosenstein. Im Inventar des Schlosses wird es seit 1831 verzeichnet und im Nachlass des Königs als *1 Ölgemälde auf Leinwand in reich verziertem und vergoldetem Rahmen. Das Porträt der verewigten Königin Catharina von Sales. Rosenstein Inventar Nr. 26B* aufgeführt.[28] Außerdem besaß der Monarch eine der drei kleinen Repliken, mit denen er Sales zusätzlich beauftragt hatte. Dieses Exemplar ist heute nicht mehr nachzuweisen. Möglicherweise ist es mit dem 1995 in Bremen als «Interieurszene»

Diese kleine Kopie des Porträts Katharinas stammt aus dem Besitz ihrer Tochter, Königin Sophie der Niederlande. Gemälde von Wilhelm Strecker nach Carl von Sales.

Foto des Gemäldes von Carl von Sales, vor 1942. Diese Aufnahme ist die letzte nachweisbare Wiedergabe des Bildes vor seiner Auslagerung während des Zweiten Weltkriegs.

versteigerten Porträt der Königin identisch, das als einziges bekanntes Exemplar signiert und datiert ist: *Sales pinx 1819*.[29] Die beiden anderen Repliken gingen an die Mutter oder den Bruder der Verstorbenen, die Zarenwitwe Maria Fjodorowna oder den Zaren Alexander, und an ihre Schwester, die Erbprinzessin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar-Eisenach. Das Sankt Petersburger Exemplar ist dort noch erhalten,[30] der Verbleib des Weimarer Exemplars ist ungeklärt. Einziger Nachweis ist die Erwähnung eines Porträts der Königin Katharina in einem 1831 erstellten Inventar des Appartements von Maria Pawlowna im Residenzschloss.[31]

In Artikel VII seines Testaments vom 6. Dezember 1850[32] vermachte der König alle in seinem Besitz befindlichen Bildnisse Katharina Pawlownas den beiden gemeinsamen Töchtern, der Prinzessin Marie von Württemberg (1816–1887) und der Königin Sophie der Niederlande (1818–1877). Die schenkten

die großformatige erste Version des Gemäldes von Sales im Dezember 1864 der von ihrer Mutter gegründeten höheren Mädchenschule, dem Katharinenstift. Prinzessin Marie, verheiratete Gräfin Neipperg, war von 1842 bis 1864 (neben Königin Pauline) Mitprotektorin der Schule gewesen und gedachte im Widmungsschreiben an den damaligen Rektor Wolff (1803–1869), einen Freund und Förderer Eduard Mörikes, der *schönen Stunden*, die sie zu Lebzeiten ihres Vaters *diesem Hause treu gewidmet*.[33] Ihre Schwester Sophie besaß eine vom Stuttgarter Maler Wilhelm Strecker (1795–1857) signierte Kopie.[34] Auf einem von Sophie mit «Mon Cabinet, Palais du Plein» bezeichneten Aquarell von Herman Frederik Carel ten Kate aus dem Jahr 1849 ist dieses Bild an der Wand über dem Schreibtisch zu erkennen, rechts daneben Danneckers Büste der Königin Katharina.[35]

Das Original von Sales wurde im Rektorat des Katharinenstifts aufgehängt und bildete dort laut Augenzeugenberichten auch nach der Übernahme der Schule durch die Stadt Stuttgart und dem Umzug an den heutigen Standort (1903) den Blickfang. Eine Aufnahme des Rektorzimmers, auf der das Bild zu sehen wäre, hat sich bisher leider nicht auffinden lassen. Aus dem Jahr 1897 ist ein Antrag auf Finanzierung einer Restaurierungsmaßnahme überliefert,[36] durch die ein Loch in der Leinwand geschlossen werden sollte. Angesichts der späteren Doublierung und einer Vielzahl von Farbabsplitterungen ist die betreffende Stelle heute nicht mehr lokalisierbar. Vielleicht liegt das auch daran, dass das Bild, wie ein Vergleich mit den drei Repliken nahelegt, zu einem nicht genau zu bestimmenden Zeitpunkt am linken Rand erheblich beschnitten und neu gerahmt worden ist. Ein Sessel, der die linke Begrenzung bildete, ist dadurch ganz weggefallen, und durch das nun einem Quadrat angenäherte Format hat die Komposition deutlich an Spannung verloren.[37] Diesen Zustand dokumentiert eine in der Staatsgalerie Stuttgart archivierte Photographie aus dem frühen 20. Jahrhundert, auf der allerdings kein Schmuckrahmen zu sehen ist.[38] Sie diente unter anderem als Vorlage der Abbildung in der Festschrift zum Schuljubiläum von 1968. Im begleitenden Text schreibt Irene Koschlig-Wiem, man hoffe nach wie vor auf die Rückkehr des verschollenen Originals.[39]

Aus einem Schreiben der Oberstudiendirektorin Marie Tscherning an den nationalsozialistischen Stuttgarter Oberbürgermeister Karl Strölin vom 11. Dezember 1942[40] geht hervor, dass das Bild damals *nach Vereinbarung mit Herrn Stadtrat Dr. Könekamp zusammen mit anderen Kunstwerken der Stadt Stuttgart an einem sicheren Ort geborgen* worden war. Um welchen Auslagerungsort es sich handelte, blieb bis vor kurzem unklar. Schloss Löwenstein kann es nicht gewesen sein, denn dort wäre das Bild, wie viele andere aus Stuttgarter Bibliotheken und Sammlungen ausgelagerte Bücher und Kunstwerke, beim Luftangriff vom 14. April 1945 verbrannt. Im Verzeichnis der ins Salzbergwerk Kochendorf bei Heilbronn ausgelagerten Bestände[41], wo man es am ehesten vermuten würde, ist es nicht aufgeführt. Verlässliche Spuren führen dagegen in das Schloss Isny, die ehemalige Reichsabtei St. Georg, das die Stadt Stuttgart 1942 vom Fürsten Alban von Quadt zu Wyckradt und Isny gekauft hat[42]. Aus dem ehemaligen Inventar des fürstlichen Schlosses stammte nämlich der umfangreiche Bestand von Kunstgegenständen, mit dem das Porträt der Königin 2017 in Stuttgart versteigert wurde. Vermutlich war es, aus-

Kabinett der Königin Sophie der Niederlande im Paleis aan het Plein in Den Haag. Über dem Schreibtisch die von Wilhelm Strecker für Sophie angefertigte Kopie des Porträts ihrer Mutter von Sales, in der Ecke deren Büste von Dannecker. Aquarell von Herman Frederik Carel ten Kate in einem Album der Königin Sophie, 1849.

gerahmt und verpackt, zusammen mit anderen Stuttgarter Wertgegenständen nach Isny ausgelagert und dort vergessen worden.[43] Als die Fürstenfamilie, die nach dem Verkauf des Schlosses noch ein fünfjähriges Wohnrecht behalten hatte,[44] nach Kriegsende die dort verbliebenen Einrichtungsgegenstände in ihr neues Domizil bringen ließ, sind Gemälde und Rahmen wohl versehentlich mitverladen worden. Dass das Bild nach 1942 jemals wieder aufgehängt war, ist unwahrscheinlich, denn der schlechte Erhaltungszustand und das Fehlen eines Keilrahmens lassen nicht nur auf unsachgemäße Behandlung bei Transporten, sondern auch auf langfristige Lagerung an klimatisch ungeeigneten Orten schließen.

Als Porträt einer die Geschichte Württembergs prägenden Fürstin, als Zeugnis der von ihrem Gemahl prätendierten Bürgernähe und als Dokument einer im Land noch heute wirksamen Erinnerungskultur besitzt das Gemälde hohe Aussagekraft. Angesichts dessen kann man sich nur wünschen, dass es wieder in den Besitz der Stadt Stuttgart oder, besser noch, in den des Landes Baden-Württemberg gelangt und nach einer grundlegenden Restaurierung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Dass sich nicht nur der Todestag der Königin, sondern auch die Entstehung ihres größten und historisch bedeutsamsten Porträts 2019 zum zweihundertsten Mal jährt, böte dafür den rechten Anlass. Sollte die kürzlich wiederbelebte Idee einer musealen Teilnutzung des Neuen Schlosses verwirklicht werden, böte sich sogar die Gelegenheit, das Bild an den Ort seiner Entstehung zurückzuholen.

ANMERKUNGEN

1 Katharina Pawlowna, Großfürstin von Rußland, Tochter des Zaren Paul und der Maria Fjodorowna (Sophie Dorothee, Schwester des Königs Friedrichs von Württemberg) war in ihrer Jugend eine der begehrtesten Partien Europas. Ehepläne mit verschiedenen gekrönten Häuptern zerschlugen sich infolge wechselnder politischer Konstellationen. 1809 heiratete Katharina den Herzog Georg von Oldenburg (1784–1812). Während des Wiener Kongresses wurde eine zweite Ehe mit ihrem Cousin, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm Carl von Württemberg, ausgehandelt. Die Heirat fand im Januar, die Thronerhebung im Oktober 1816 statt.
2 Im Glanz der Zaren. Die Romanows, Württemberg und Europa (Katalog zur Großen Landesausstellung im Landesmuseum Württemberg). Ulm: Thorbecke 2013, S. 184.
3 Im Glanz der Zaren (s. Anm. 2), Abb. S. 182/183.
4 Auktion 752 Kunst & Antiquitäten, Lot 826 (im Katalog fälschlich Franz Seraph Stirnbrand zugeschrieben).
5 «Der Herzog von Reichstadt als kleiner Gärtner» (Schloss Schönbrunn, Napoleonzimmer).

6 Max Schefold: Ein Bildnis König Wilhelms I. In: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg. Nr. 1/1934, S. 6–10, hier: S. 7.
7 Depositum der Württembergischen Landesbibliothek in der Staatsgalerie Stuttgart. Das 1820 entstandene Staatsporträt wurde zuletzt in der Ausstellung «Im Glanz der Zaren» gezeigt (s. Anm. 2, S. 186–187, 327).
8 Schefold (s. Anm. 6).
9 Eine der verbreiteten Ausschnittkopien des großen Staatsporträts der Zarin, das Alexander Roslin 1776 gemalt hat (Eremitage Sankt Petersburg).
10 Schefold (s. Anm. 6) S. 7.
11 Die in extenso wiedergegebene Honorar-Rechnung für sämtliche von Sales in Stuttgart geschaffenen Werke (Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 14 Bü 25) und die zugehörige Preistafel geben über den konkreten Fall hinaus Aufschluss über die ökonomischen Bedingungen der Porträtmalerei um 1820.
12 Zeitung für die elegante Welt. Nr. 110 vom 8. Juni 1819 bis Nr. 120 vom 22. Juni 1819, hier Nr. 120, S. 956.
13 Dazu passt gut, dass eine Replik des Bildes in Unkenntnis der Dargestellten als pure «Interieurszene» versteigert werden konnte (s. Anm. 29).
14 Die Tribüne. Württembergische Zeitung für Verfassung und Volkserziehung zur Freiheit. Nr. 52 vom 29. August 1819, S. 207.
15 Therese Huber an Paul Usteri, 1. September 1819, zit. nach: Therese Huber: Briefe, Band 7, bearb. v. Jessica Stegemann. Berlin: de Gruyter 2013, S. 332.
16 Manuscript aus Süd-Deutschland. London: Griphi [fiktiv für Stuttgart: Metzler] 1820.
17 wie Anm. 15.
18 Der Kult um Luise (1776–1810), Gemahlin Friedrich Wilhelms III., diente dem um Katharina in mancher Hinsicht als Vorbild. Auch für sie war, im Park von Charlottenburg, ein gesondertes Mausoleum errichtet worden.
19 Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, hrsg. v. Wilhelm Vollmer. Stuttgart: Cotta 1876, S. 569.
20 Otto-Heinrich Elias: Bemerkungen zur Biographie Königin Katharinas von Württemberg. In: Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer. Stuttgart: Kohlhammer 1994, S. 595–615, hier S. 604.
21 Zit. nach: Therese Huber: Briefe, Bd. 7 (s. Anm. 15), S. 101.
22 Goethes Gespräche, 2. Auflage, hrsg v. Flodoard v. Biedermann. Band 2, Leipzig: Biedermann 1909, S. 358.
23 Für Reinbecks Kunstverstand spricht immerhin, dass er später die treibende Kraft bei der Beauftragung Bertel Thorvaldsens mit dem Stuttgarter Schiller-Denkmal war.
24 Schefold (s. Anm. 6), S. 8–10.
25 Zit. nach Schefold (s. Anm. 6), S. 8.
26 Zit. nach Schefold (s. Anm. 6), S. 10. Als Gutachter hatte Graf Wintzingerode den Bildhauer Johann Heinrich Dannecker und den Sammler Sulpiz Boisserée vorgeschlagen (s. ebenda S. 9).
27 Album der Königin Sophie der Niederlande (Museum Het Loo, Apeldoorn).
28 Inventare Schloss Rosenstein 1831–1865 (Staatsarchiv Ludwigsburg E 20 Bü 114, 115, 118, 119, 120) und Beschluss der Königlichen Verlassenheits-Commission vom 22. Oktober 1864 (Hauptstaatsarchiv Stuttgart G 268 Bü 30).
29 Auktionskatalog Bolland & Maratz, Bremen, 7./8. April 1995, Lot 1675 (freundlicher Hinweis von Frau Dr. Patricia Peschel, Bruchsal).
30 Staatliches Russisches Museum, Sankt Petersburg, s. Anm. 2 und 3.
31 Hauptstaatsarchiv Weimar Großherzogliches Hausarchiv A XXV Nr. 774 (freundlicher Hinweis von Frau Dr. Katja Deinhardt und Herrn Kai Fischer, Weimar).
32 Hauptstaatsarchiv Stuttgart G 268 Bü 30.
33 Zit. nach: [Karl Wolff:] Denkschrift zu der fünfzigjährigen Jubelfeier des Catharinenstiftes in Stuttgart. Stuttgart: Wörner 1868, S. 169–170.
34 Heute im Museum Het Loo, Apeldoorn.
35 Im Album der Königin (s. Anm. 27).
36 Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 14 Bü 1556.
37 Das Gemälde misst, legt man den Abdruck des Keilrahmens zugrunde, 210 x 235 cm. Zum Vergleich: Die Sankt Petersburger Replik hat die Maße 30,5 x 39,5 cm (lt. Katalog Im Glanz der Zaren, s. Anm. 2, S. 184). Der dem großen Gemälde fehlende Streifen müsste demnach an die 40 cm breit gewesen sein.
38 Freundlicher Hinweis von Dr. Christopher Conrad, Stuttgart.
39 Königin-Katharina-Stift Stuttgart 1818–1968. Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Schule. Stuttgart: 1968, S. 15.
40 Staatsarchiv Ludwigsburg FL 210/3 Bü 60.
41 Christhard Schrenk: Schatzkammer Salzbergwerk. Kulturgüter überdauern in Heilbronn und Kochendorf den Zweiten Weltkrieg. Heilbronn 1997 = Online-Publikationen des Stadtarchivs Heilbronn 23.
42 Kaufvertrag vom 2. Juni 1942 in den Akten des Liegenschaftsamtes der Stadt Stuttgart.
43 Dokumente über die Auslagerung anderer Objekte nach Isny seit 1943 und deren Rückführung bis 1946 liegen im Stadtarchiv Stuttgart. Außer der Schulleiterin Marie Tscherning, die bei einem Bombenangriff auf Stuttgart am 26. Juli 1944 ums Leben kam, war offenbar niemand aus dem Katharinenstift über den Aufbewahrungsort des Bildes informiert.
44 S. Anm. 42.

Maike Trentin-Meyer

Mythos und Wahrheit Deutscher Orden im Südwesten

Der Mythos der Kreuzritter wird auch durch Spielzeugfirmen bedient.

Der württembergische Volksschriftsteller und Historiker Ottmar Friedrich Heinrich Schönhuth, der einige Jahrzehnte als evangelischer Pfarrer in Wachbach und Edelfingen bei Mergentheim wirkte und zeit seines Lebens rund 150 Bücher und Aufsätze herausbrachte, gab 1847 «Das Ordensbuch der Brüder vom deutschen Hause St. Marien zu Jerusalem», einen Text aus dem 13. Jahrhundert, heraus. Im Vorwort schreibt er: *Die Freunde der Deutschordensgeschichte erhalten hier jenes ehrwürdige Denkmal in seiner einfachen ursprünglichen Gestalt, das Ordensbuch der Brüder St. Marien zu Jerusalem, das am deutlichsten das innere Leben und Wesen des ritterlichen Ordens abspiegelt, wie die Ritter in jener Zeit waren, da sie dem Kranken Oel in die Wunde träufelten, während sie mit dem Schwert das heilige Grab schützten, und den Feind ihres Glaubens bekämpften; wie sie waren, als noch das Gelübde der Armuth bei dem Orden galt, und seine Mitglieder durch Entbehrung sich stark fühlten; als die Meister des Ordens noch nicht um ihretwillen Länder eroberten, und der Glanz der Krone neben dem prangenden Fürstenmantel ihre Augen noch nicht verblendete und ihr Herz bethörte. Als die Hochmeister für nöthig fanden, da und dort an den Satzungen zu ergänzen und zu erläutern, oder ganz neue hinzuzufügen, da war die schönste Zeit des Ordens vorüber, und es war nimmer jene gottgeheiligte Innung, seine Mitglieder bildeten nicht mehr jene göttliche Ritterschaft auf Erden, die ein Stolz der Christenheit war.*[1]

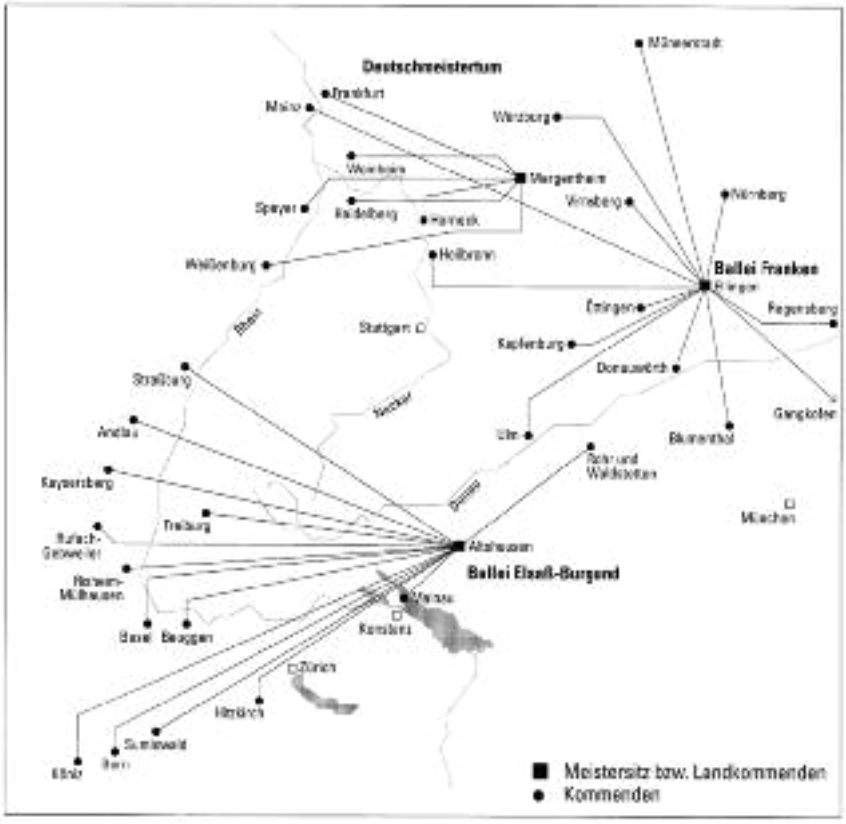
Schönhuths Urteil über die Deutschherren ist erstaunlich ausgewogen, er kennt die positiven und negativen Seiten der Geschichte des Deutschen Ordens. Seine Aussage ist aber auch typisch für einen evangelischen Pfarrer, denn hier wirkt noch Luthers Einschätzung der *Deutschherren* (siehe die Schrift «An die Herren Deutschs Ordens … Ermanung», 1523) fort, der ihnen auch aus politischen Gründen unterstellte, sich nicht an die Statuten zu halten. So schlug Luther vor, nachdem er von Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach um Rat gebeten worden war, den Ordensstaat in Preußen zu säkularisieren, was dann auch 1525 geschah. Durch diese Entwicklung wurde die Zentrale des Deutschen Ordens, die sich bis dahin in Königsberg befand, nach Mergentheim verlegt.

Die Wahrnehmung des Deutschen Ordens schwankt auch heute zwischen positiver Erinnerung und negativer Assoziation. Die negativen Ressentiments sind zumeist als Reaktion auf die Behauptungen des ideologischen Missbrauchs der mittelalterlichen Ordensgeschichte seit dem 19. Jahrhundert entstanden. Eine besondere Rolle spielte hierbei Heinrich von Treitschke, der Historiker und Publizist (tätig in Freiburg im Breisgau, Kiel und Heidelberg). Große Wirkung und Verbreitung hatte seine Schrift «Das deutsche Ordensland Preußen» (1862). Er sah das Königreich Preußen auf der Basis des Deutschordensstaates im Mittelalter errichtet. Mit nationalistischer Intention wurde zwischen der Geschichte des Ordensstaates im Mittelalter und dem Staat Preußen eine Kontinuität hergestellt. Ihm folgten Dichter, Literaten und Politiker. Staatsverfassung und Struktur des Ordensstaates sowie die Eroberung und Besiedlung des Ostens durch den Orden wurden zu hohen Idealen und Vorbildern erklärt. Die Schrift wurde bis 1956 immer wieder aufgelegt. Nach der Reichsgründung 1871 wurde dieses Gedankengut auf das ganze Deutsche Reich bezogen und massenhaft verbreitet. Später wurde die Ordensgeschichte in den Dienst des wilhelminischen Kaiserreiches und dann auch des Hitlerstaates gestellt.

Diese Aussagen über den Orden entsprachen aber nicht oder nur teilweise der Realität, wirkten aber trotzdem. Ein Mythos «Deutscher Orden» entstand. Unter «Mythos» versteht man in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Erzählung. Mythen im heutigen Verständnis erheben einen Anspruch auf Geltung

für die von ihnen behauptete Wahrheit. Für die Sophisten stand der Mythos im Gegensatz zum Logos, welcher durch verstandesgemäße Beweise versucht, die Wahrheit seiner Behauptungen zu begründen. In einem weiteren Sinn bezeichnet «Mythos» auch Personen, Dinge oder Ereignisse von hoher symbolischer Bedeutung oder auch einfach nur eine falsche Vorstellung oder Lüge.[2]

Dem möchte die Geschichtswissenschaft einige Schlaglichter entgegensetzen. Der Deutsche Orden war 1190 beim dritten Kreuzzug im Heiligen Land vor Akkon von Bremer und Lübecker Kaufleuten gegründet worden. Es heißt, die Ordensbrüder hätten aus den weißen Segeln der Koggen, mit denen sie gekommen waren, Spitalzelte für Pilger und verletzte Kreuzfahrer errichtet. Außerdem trugen sie weiße Mäntel aus dem Segeltuch, auf denen schwarze Kreuze angebracht waren. Sein «Logo» schwarzes Kreuz auf weißem Grund steht also für das Gründungscharisma als Hospitalorden. 1198 war er zum Ritterorden erweitert worden und beteiligte sich fortan an den Eroberungen im Heiligen Land.



Die Balleien Franken und Elsass-Burgund des Deutschen Ordens. Rund um die Ordenszentrale Mergentheim bildete sich das so genannte «Deutschmeistertum».

Zunächst beschränkte sich die Tätigkeit der Ritterorden auf das Heilige Land, aber bald erhielten sie reiche Schenkungen im westlichen Europa. Das Motiv dafür bildete die Dankbarkeit für erwiesene Hilfeleistungen bei Pilgerfahrten und Kreuzzügen. Entscheidend aber war der Wunsch, an den geistlichen Privilegien der Orden wie Ablässen oder außerordentlichen Sakramentenspendungen teilzuhaben. Bei Schenkungen an den Orden war klar, dass diese materiell nutzbar gemacht wurden für die genuinen Aufgaben der Ritterorden jenseits des Meeres. Schon bald erhielt er Besitzungen im Reich, ein ansehnlicher Streubesitz entstand. Besonders unter den Staufern wurde er gefördert, wodurch viele Niederlassungen entstanden. Im Gebiet von Baden-Württemberg betraf das vor allem die Balleien (Ordensprovinzen) Elsass-Burgund und Franken, beide waren dem Deutschmeister unterstellt.

Das «Logo» des Deutschen Ordens, das schwarze Kreuz auf weißem Grund, findet sich durch die Jahrhunderte in vielen Variationen. Hier als Kreuzwegstation in der Schlosskirche Bad Mergentheim.

Im Bereich der Ballei Franken, zwischen Main, Fränkischer Alb, der Donau und dem Neckar handelte es sich bei den Ordensbesitzungen meist um «terra imperii», früheres Reichsgut. Stifter waren vor allem der Staufer Friedrich II., aber auch der bayerische Herzog Ludwig I. und hochadelige Stifter wie die Hohenlohe. Die Staufer nahmen Schenkungen aus politischen Gründen vor, um sie den Territorialherren zu entziehen. Besitzerweiterungen erfolgten oft durch Ankäufe. In der Ballei Franken waren die ersten Schenkungen dieser Art Nürnberg 1209, Regensburg 1210, Donauwörth 1214, Ellingen 1216

Über 500 Jahre war der Deutsche Orden auf der Insel Mainau, bis 1806. Auf der Insel wurden die Waffen der Ballei Elsass-Burgund aufbewahrt. Das Schloss erbaute Ordensbaumeister Johann Caspar von Bagnato. Seit 1932 ist die Insel im Besitz der Grafen von Bernadotte.

(dort wird auch ein Spital begründet), Würzburg und Mergentheim 1219.

In der Ballei Elsass-Burgund geht man davon aus, dass die ersten Besitzungen um 1212 an den Deutschen Orden kamen. 1214 werden durch König Friedrich II. Besitzungen in «Ingmaresheim» bestätigt. Erste Kommende im Elsass, das unter den Staufern zum Herzogtum Schwaben gehörte, war Rufach, hinzu kamen im 13. Jahrhundert Altshausen, Beuggen, Mühlhausen und die Insel Mainau. Schon vorher hatte der Deutsche Orden in der Schweiz, einem Teil des früheren Königreichs Burgund, Besitzungen erworben.[3] Dort entstanden Kommenden in Köniz und Bern, Sumiswald, Hitzkirch. Ab 1243 kann man von der Ballei Elsass-Burgund sprechen. Eine zentrale Figur war Gottfried (wohl aus Rufach), der immer wieder als Komtur auftrat, Schenkungen bestätigte, in Auseinandersetzungen für den Orden auftrat.

Zunächst waren die Ordensbrüder nicht adelig, vielmehr war wichtig, dass sie keinem anderen Orden angehörten, unverheiratet waren, keine Schulden hatten und körperlich gesund waren. Anfangs traten viele Dienstmannen z. B. der Habsburger, der Reichenauer Klöster und auch des Basler Stadtadels ein. Dadurch entzogen sie sich ihrem früheren Dienstherrn und strebten danach, sich rangmäßig dem Adel anzunähern. Bald gab es auch das bürgerliche Element im Orden. Bei den Priesterbrüdern spielte die Ritterbürtigkeit keine Rolle. Schon in dieser frühen Zeit gab es «Familiaren»: Sie überließen dem Orden ihr Gut, lebten aber weiter in weltlichen Verhältnissen, waren zu einem ehrbaren Lebenswandel angehalten und gehörten dadurch auch der Gemeinschaft im Orden an.

Vor allem nach der Schlacht von Damiette 1217 hatten sich viele deutsche Kreuzzugsteilnehmer für den Deutschen Orden, der Pilgern und verletzten Kreuzfahrern in seinen Spitälern Hilfe leistete, begeistert und ihm Schenkungen zukommen lassen. So darf man auch die Schenkung der Edelfreien Brüder Hohenlohe an den Deutschen Orden einschätzen: Am 16. Dezember 1219 erhielt der Deutsche Orden in Mergentheim durch einen Erbvergleich bedeutende Besitzungen und Rechte in Mergentheim und seiner Umgebung, zwei Burgen, Zoll, Gericht und Zehnt, Fischerei- und Weiderechte sowie Wald. In der Urkunde ist die Begeisterung für die Kreuzzugsbewegung zu spüren: es heißt, dass die Brüder *nudi nudum Christum sequi cupientes* (also *nackt dem nackten Christus* aus innerer religiöser Überzeugung folgen wollen). Andreas von Hohenlohe trat zu diesem Zeitpunkt in den Deutschen Orden ein und schloss mit seinen beiden weltlich gebliebenen Brüdern Gottfried und Konrad einen Teilungs- und Abfindungsvertrag. Eine knappe Woche später traten auch deren Brüder Heinrich und Friedrich dem Orden bei und verfuhren ähnlich, dadurch fielen Ortschaften, Wälder und weitere Güter dem Deutschen Orden zu. In kürzester Zeit vermehrten zahlreiche weitere Schenkungen den Besitz, aus dem ein Konvent und eine Kommende (Niederlassung) des Deutschen Ordens entstehen konnten, erheblich. 2019 feiern auch Orte wie Schönbühl, Elpersheim und Unterbalbach in Taubertal und Hohenlohe Jubiläum, denn in den betreffenden Urkunden treten sie jeweils mit der ersten Nennung in das Licht der Geschichte. Und Bad Mergentheim feiert 2019 das Jubiläum «800 Jahre Deutscher Orden in Mergentheim».

Altshausen in Oberschwaben wurde im 15. Jahrhundert Sitz und Residenz des Landkomturs der Ballei Elsass-Burgund. Zu diesem kleinen Territorium gehörten 8 Weiler und Höfe, Pachthöfe, Dörfer,

Pfarrdörfer. Der Deutsche Orden hat hier nahezu alle Herrschaftsrechte inne. Der Landkomtur ist außerdem auch Reichsgraf und hat die Abtswürde. Durch diese Doppelfunktion war er auch als Berater bei Kaiser und Königen geschätzt. Auch rund um Ellingen, Sitz der Landkomturs der Ballei Franken, bildete sich ein Ordensterritorium. Diese Kleinstterritorien wie Altshausen, Mergentheim, zwischen Gundelsheim und Neckarsulm sind typisch für den Deutschen Orden. Das hat eine relative Nähe der Herrschenden zu den Untertanen zur Folge. Die Hauptorte des Ordens lagen oft strategisch günstig an vielbefahrenen, wichtigen Straßen (Altshausen) oder Knotenpunkten (Mergentheim) oder wichtigen Flussübergängen (Würzburg, Sachsenhausen bei Frankfurt).[4]

Der Orden, der sich aus Rittern und Priestern zusammensetzte, unterhielt nicht nur die Niederlassungen mit ihren Rechten und Einkünften, baute prachtvolle Schlösser und Gebäude, verfügte über Kirchenpatronate (Verantwortung für die Einsetzung des Pfarrers und für das Gebäude), betrieb Schulen, sorgte für Bedürftige. Später wurde er zum Versorgungsinstitut für die nachgeborenen Söhne des Adels.

Beat Konrad Philipp Friedrich Reuttner von Weyl (1719–1803). Er trat 1745 dem Deutschen Orden in der Ballei Elsass-Burgund bei und war ab 1774 Landkomtur der Ballei, später auch der von Hessen, und nahm seine Residenz im Schloss von Altshausen. Er avancierte zum Geheimen Rat und zählte zu den wichtigsten Beratern des Hochmeisters Carl Alexander von Lothringen.

Bischof Otto von Würzburg bestätigt am 16. Dezember 1219 einen Teilungsvertrag zwischen den Brüdern von Hohenlohe. Durch einen Erbvergleich fielen dem Deutschen Orden bedeutende Besitzungen und Rechte in und um Mergentheim zu. Andreas von Hohenlohe trat 1219 in den Deutschen Orden ein und schloss mit seinen beiden weltlich gebliebenen Brüdern Gottfried und Konrad einen Teilungs- und Abfindungsvertrag, eine knappe Woche später ähnlich auch deren Brüder Heinrich und Friedrich.

Mergentheim als Residenz des Hoch- und Deutschmeisters mit architektonischen Markzeichen

Mergentheim wurde schon bald zu einer wichtigen Kommende des Ordens. Schon Mitte des 13. Jahrhunderts wurden Generalkapitel in Mergentheim abgehalten, aus Mergentheim entwickelte sich bald eine städtische Siedlung, Dominikaner und Zisterzienser siedelten sich an, eine jüdische Gemeinde entstand. Jedoch fehlte ein förmliches Stadtrecht. Die Bürger bemühten sich um kaiserliche Privilegien und Reichsfreiheit – doch dann verlieh Kaiser Ludwig der Bayer dem Orden und nicht der städtischen Bürgerschaft im Jahr 1340 das Stadtrecht. Sogar das 1562/64 errichtete Rathaus ist als ein Zeichen der Ordensherrschaft zu verstehen, denn es musste von der Bürgerschaft zu «ewiger Pacht» vom Deutschen Orden gemietet werden.

Markstein für die Funktion als Residenz ist natürlich das Schloss. Im 13. Jahrhundert wurde die Anlage ausgebaut, Palas, Burgkapelle, Kapitelsaal,

Idealisierte Ansicht der Ordenszentrale Schloss Mergentheim. Der Stich entstand für eine Publikation der 20 Schlösser des Clemens August von Bayern, Erzbischof von Köln und Hochmeister des Ordens. Kupferstich, um 1760.

einen Bergfried muss man sich hier vorstellen. Aus dieser Epoche sind noch die Palasarkaden mit Doppelfenstern unter großen rundbogigen Blenden einer wohl mainfränkischen Werkstatt von 1240/50 zu finden. Der renommierte Bauforscher Dankwart Leistikow schrieb, dass das Mergentheimer Palasfenster, *zu den schönsten Beispielen dieser Art im Profanbau der Zeit in Deutschland zählt*.[5]

1525 ging die Burg Horneck ob Gundelsheim als Sitz des Deutschmeisters dem Deutschen Orden im Bauernkrieg verloren. So wurde 1525/27 Mergentheim für nahezu 300 Jahre Hauptsitz der Ordensregierung und Residenz des Hochmeisters die Zentrale des Deutschen Ordens. Erst galt das als provisorische Lösung, seit 1568 war Mergentheim dann als Zentrale anerkannt. Der Ausbau von der Burg zur Residenz erfolgte. Hierbei entstand die berühmte Berwarttreppe, ein Kunstwerk von hohem Rang, datiert 1574, erbaut von dem ansbachischen Hofbaumeister Blasius Berwart, der auch in Stuttgart und Königsberg tätig war. Auch der Archivbau, in dem die zahlreichen weit verstreuten Rechte des Ordens dokumentiert wurden, gehörte zu den ersten Baumaßnahmen beim Ausbau zur Residenz.

Um 1600 plante Hochmeister Maximilian von Österreich, der erste Habsburger im Hochmeisteramt, einen Ausbau Mergentheims zu einer großen Schlossanlage. Für die Schlosskapelle holte er z. B. vom Münchener Hof den Bildhauer Hubert Gerhard für die Ausstattung der Altäre, allerdings bekam Hochmeister Maximilian dann 1602 Tirol und die Vorlande, er richtete weitere Residenzen ein, und damit trat der Ausbau Mergentheims in den Hintergrund. Die damalige Schlosskapelle mit ihrer anspruchsvollen Ausstattung existiert leider nicht mehr.

Maximilian war es auch, der den Ordensschatz erweiterte, z. B. mit geerbten Stücken der Kunstkammer seines kaiserlichen Bruders Rudolfs II. (1576–1612). Nach seinem Tod betrug der Umfang 163 ½ Zentner. Anlässlich des Jubiläums 800 Jahre Deutscher Orden in Bad Mergentheim ist ein kostbares Stück aus dem Ordensschatz, heute in der Schatzkammer des Deutschen Ordens in Wien, nach Mergentheim zurückgekehrt: der Kokosnusspokal des Johann Eustach von Westernach, gefertigt in Wien von dem Goldschmied Wilhelm Dewyll. Der Pokal fasst eine sorgfältig reliefierte Kokosnuss. Auf ihr sind drei Szenen zu sehen: aus dem Leben Mose, Christi Kreuzigung, sowie die Begegnung Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen. Alle Motive betreffen Wasser und seine allegorische Bedeutung im Bezug zu Christus. Christus als lebensspendender Quell. Man nimmt an, dass dieser Pokal dem Johann Eustach von Westernach von Hochmeister Maximilian von Österreich für seine Dienste geschenkt wurde. Westernach hat eine typische Ordenskarriere durchlaufen, so war er nicht nur Küchenmeister in Ellingen, Trappier in Mergentheim und Frankfurt, Hauskomtur von Ellingen, bevor er Hochmeister wurde. Er hatte die von ihm bevorzugte Residenz Kapfenburg als Hochmeister reich ausgestattet, so auch mit diesem Pokal.

Highlights der weitläufigen Mergentheimer Schlossanlage sind weiter die Schlosskirche, der Kapitelsaal aber auch der Schlosspark aus dem spä-

Als die Burg Mergentheim zur Residenz des Deutschen Ordens wurde, erbaute der ansbachische Hofbaumeister Blasius Berwart 1574 diese Treppe, eine der schönsten Renaissancetreppen überhaupt. Sie besticht durch die Spindel, deren Mitte in einen freitragenden Schneck aufgelöst ist, und die reich skulpierte Unterseite.

ten 18. Jahrhundert. Mergentheim war vor allem Sitz einer Regierung und Verwaltung, eine Beamten- oder Verwaltungsresidenz. Ihre Größe und Weitläufigkeit beeindrucken sowie die solide Bauweise, im Decorum ist sie eher zurückhaltend und entspricht den Anforderungen von Zweckmäßigkeit und Funktionalität. Es folgten zwar noch Baumaßnahmen in Barock und Klassizismus, aber der dominierende Eindruck des Schlosses bleibt der der Renaissance. Anders die prunkvollen Schlösser der Landkomture der Balleien Elsass-Burgund und Franken in Ellingen und Altshausen. Die Landkomture hatten auf Grund opulenter Mittel im Barock mehr Möglichkeiten zur «modernen» Repräsentation als der Hoch- und Deutschmeister.[6] Von Mergentheim aus wurden bis 1809 die Niederlassungen des Ordens in Mitteleuropa regiert und verwaltet.

Kokosnusspokal, geschaffen zwischen 1571 und 1582 in Wien von Wilhelm Dewyll; vermutlich ein Geschenk von Hochmeister Maximilian von Österreich an Eustach von Westernach, der den Pokal auf der Kapfenburg aufbewahrte.

Im 17. Jahrhundert war der Deutsche Orden auch stark vom Dreißigjährigen Krieg betroffen: Inflation, Schulden, Einquartierungen, Kontributionen quälten Herrschaft und Bevölkerung. 1628 und 1634/35 griff die Pest um sich. Nach dem Restitutionsedikt von Kaiser Ferdinand II. von 1629 war der Landkomtur von Altshausen, Johann Jakob von Stain, beauftragt, vom Herzog von Württemberg die enteigneten Gebiete katholischer Herren wieder zurückzufordern. Am 31. August 1632 überfielen 2000 Schweden Altshausen, und führten alle Lebensmittel fort. Sowohl die Territorien in Oberschwaben wie in Franken wurden 1631 schwedisch bzw. protestantisch, was aber 1634, als die kaiserliche Partei bei der Schlacht von Nördlingen den Sieg davontrug, wieder schnell ein Ende fand. 1646 setzen die Schweden das Schloss von Altshausen in Brand, es dauert lange, bis die schweren Schäden behoben waren. Nach dem Krieg waren von ehemals 1500 Menschen im Ort nur noch 400 übrig.

Ende des 18. Jahrhunderts stellte sich die Frage nach der Existenzberechtigung der geistlichen Institutionen. Das betraf nicht nur die Klöster, sondern auch den Deutschen Orden. Bereits 1796 zog die Herrschaft Brandenburg in Ansbach Ordensbesitzungen ein. Die Säkularisation von 1803 überstand der Orden noch nahezu unbeschadet. 1805, nach der Schlacht von Austerlitz, versuchten Bayern, Baden und Württemberg Ordensbesitzungen an sich zu reißen. Dies stieß bei den Einwohnern nicht auf Gegen-

Seit 1946 haben die Deutschordensschwestern das Caritas-Krankenhaus in Bad Mergentheim geprägt. Ihr Konvent umfasste bis zu 60 Schwestern, die tragende Aufgaben in dem Krankenhaus übernahmen.

liebe. Sicherheitshalber wurde der Ordensschatz aus Mergentheim fortgebracht, er kam in Folge nach Wien, wo er die Grundlage für die heutige Schatzkammer des Deutschen Ordens bildete.

In den Dörfern der Herrschaft Altshausen rissen die Bauern die Besitzergreifungspatente der neuen badischen Herrschaft herunter. Kurfürst Friedrich von Württemberg, Napoleon eng verbunden, okkupierte 1805 alle ritterschaftlichen Besitzungen sowie die des Deutschen Ordens, der Johanniter und aller auswärtigen geistlich-katholischen Korporationen. Hochmeister Anton Viktor wendete sich deswegen an seinen Bruder, den Kaiser, an den Kanzler und ans Reich – vergeblich. Im Dezember 1805 fand dann die Übergabe zahlreicher Ordensbesitzungen an das Herzogtum Württemberg statt. Als Mergentheim 1809 in das neuwürttembergische Gebiet eingegliedert werden sollte und dort Soldaten für die napoleonischen Kriege ausgehoben wurden, gab es einen Aufstand gegen die neue Herrschaft, der blutig niedergeschlagen wurde, Strafen gegen die Aufrührer wurden verhängt.

Summa summarum: Als Napoleon den Deutschen Orden durch einen Tagesbefehl in den Rheinbundstaaten aufgehoben hatte, wurden die Ordensgüter, seien es Ländereien, Schlösser, Kirchenschätze, die umfassende Ordensbibliothek oder sein reiches Archivgut unter den neu entstandenen Herrschaften vor allem Württembergs, Bayerns und Badens aufgeteilt. 1812–15 fand der Mergentheimer Kongress statt, in dem geregelt wurde, wie Ordensmitglieder und -beamte zu versorgen seien. Im «Hauptvertrag» wurden diese Beschlüsse niedergelegt. Besonders hart traf es die Residenz Mergentheim, die ihres Residenzkleides entblößt wurde. Das Schloss wurde geräumt, sogar Böden und Lambrien herausgerissen.

Das Archivgut wurde weit auseinandergerissen, nach dem sogenannten territorialen Pertinenzprinzip, d. h. unter den Rechtsnachfolgern des Ordens an seinen verschiedenen Niederlassungen aufgeteilt. Daher verwahren neben dem Zentralarchiv in Wien mehr als 20 Staatsarchive Überlieferungsteile des Deutschen Ordens, z. B. einen großen Anteil das Staatsarchiv Ludwigsburg. Die dortigen Bestände beziehen sich vor allem auf Württemberg und stammen aus dem ehemaligen Mergentheimer Hauptarchiv. Die Überlieferung dort umfasst 630 Regalmeter Akten und Bände, zahlreiche Karten und Baupläne, Stammtafeln und Chroniken sowie ca. 2000 Pergamenturkunden, die im Jahr 1219 mit der Schenkung von Mergentheim durch die Herren von Hohenlohe einsetzen.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kamen durch die Vertreibungen aus dem Osten wieder Ordensangehörige in unsere Region. Hochmeister Marian Tumler hatte den Heimatlosen mitgegeben: *Geht dorthin, wo der Deutsche Orden früher war, dort ist er in guter Erinnerung.* So entstand z. B. in Bad Mergentheim am Caritas-Krankenhaus nach 1946 ein großer

Anlässlich des Jubiläums «800 Jahre Deutscher Orden in Mergentheim» unter der Schirmherrschaft des Hochmeisters Frank Bayard findet im Deutschordensmuseum die Sonderausstellung «Mythos und Wahrheit. Deutscher Orden im Südwesten» statt (14. Juli 2019 bis 26. Januar 2020), die zeigt, wie der Deutsche Orden im Südwesten verwurzelt ist und wie der Deutsche Orden auch den Südwesten geprägt hat.

Konvent von Deutschordensschwestern, der jahrzehntelang wichtige Aufgaben im wachsenden Krankenhaus übernahm und die Ausbildung der Schwesternschülerinnen verantwortete. Noch heute wirkt dort ein kleiner Konvent.

Weiter gibt es heute noch im Südwesten die Deutschordens-Komturei An der Tauber, Neckar, Bodensee, in der rund 40 Familiaren verbunden sind. Sie unterstützen die sozialkaritativen Anliegen des Ordens und pflegen in Gemeinschaft katholische Spiritualität. An vielen Orten ehemaliger Niederlassungen sind heute in die Schlösser wie Mergentheim, Kapfenburg, Neckarsulm, Mainau etc. neue Nutzer eingezogen. Diese neuen Nutzer fühlen sich dadurch mit der Ordenstradition verbunden. Heute ist im ehemaligen Deutschordensschloss mit 5000 Quadratmetern das Deutschordensmuseum untergebracht. Der Deutsche Orden lebte teilweise in Mythen fort, denn seine tatsächliche Anwesenheit war seit 1291 im Heiligen Land, seit 1525 in Preußen, seit 1806/09 im Südwesten (bis 1946) beendet. In diesen Mythen wurde er verklärt oder verteufelt. Das Deutschordensmuseum hat die Aufgabe, diesen Mythen auf ihren Wahrheitsgehalt hin nachzugehen und sich der Realität, die stark von diesen Mythen überlagert ist, anzunähern.

Bitte beachten Sie unsere Studienexkursion «800 Jahre Deutscher Orden» unter Leitung von Wolfgang Willig am **Donnerstag, 15. August 2019.**

Weitere Informationen: www.schwaebischer-heimatbund.de/Studienreisen und bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes (Telefon 0711 23942-11).

ANMERKUNGEN

1 Ottmar F. H. Schönhuth: Das Ordensbuch der Brüder vom deutschen Hause St. Mariens zu Jerusalem, Heilbronn 1847, S. V-VI.
2 https://de.wikipedia.org/wiki/Mythos#Romantik_und_19._Jahrhundert
3 Klaus Militzer: Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich, Bonn 1970, S. 80.
4 Eberhard Fritz: Herrschaft und Untertanen in der Deutschordenskommende Altshausen. Alltag im Zeitalter der Kriege und Krisen (1618–1715)., in: Ulm und Oberschwaben, Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur, 2017, Bd. 60, S. 280.
5 Dankwart Leistikow: Die Burg des Deutschen Ordens in Mergentheim im 13. Jahrhundert, in: Burgen kirchlicher Bauherren, Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 6, 2001, S. 177–191, hier S. 184.
6 Frank Wolf Eiermann: Requisita Dignitatis. Die deutsche Residenz als Bauaufgabe im 17./18. Jahrhundert an Beispielen im fränkischen Reichskreis, o. O., 1995, S. 127.

Das Haus auf der Alb, entworfen von Adolf Gustav Schneck, schmiegt sich der Topografie des Geländes am Albtrauf an.

Dietrich Heißenbüttel

«… in frischer Luft und heilwirkender Sonne baden» Das Haus auf der Alb in Bad Urach von Adolf Gustav Schneck

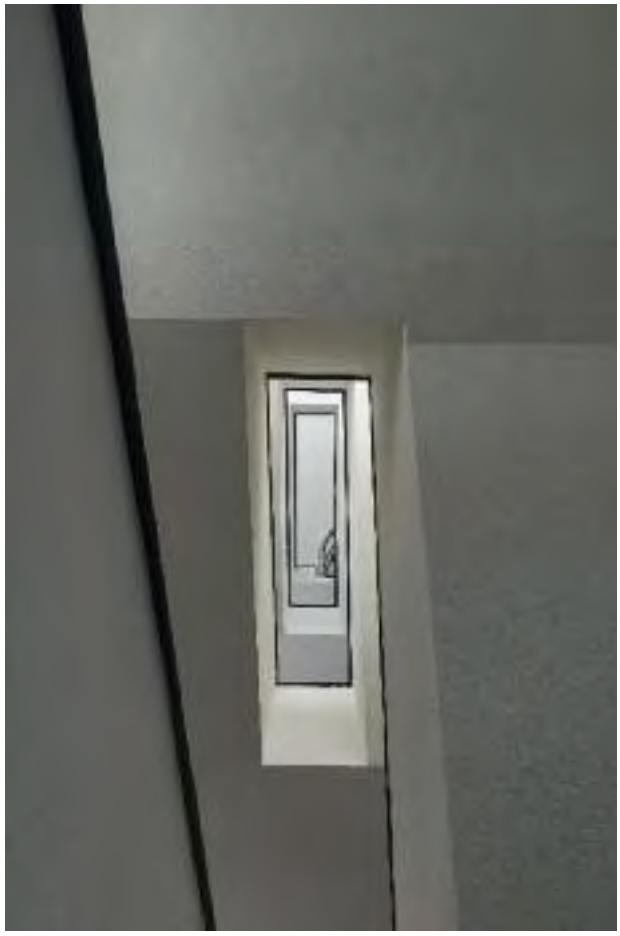
Wirkt ein solcher modisch-städtischer Bau nicht wie ein sperriger Eindringling in unsere Landschaft? fragt Felix Schuster, der Herausgeber des «Schwäbischen Heimatbuchs», 1935 in einer der Bildunterschriften zu einem Artikel über «Das Bauwerk in der Landschaft». Im Text erwähnt Schuster keine einzelnen Bauten. Er stellt *Willkürliches, Erklügeltes und verstandesmäßig Erdachtes wie das ‹Neue Bauen›* den *überkommenen Haustypen* gegenüber, die *erwachsen aus dem Volkstum, aus Blut und Boden* seien. Mit vier von zehn Abbildungen steht jedoch «Das Haus auf der Alb» im heutigen Bad Urach als eben jener *modisch-städtische Bau* deutlich im Fokus. *Die Fremdartigkeit in der weich modellierten Landschaft und die Häßlichkeit der platten Pappdächer tritt hier deutlich in Erscheinung*, steht unter einem der Fotos. Immerhin konzediert Schuster: *Als Bildausschnitt, losgetrennt von örtlichen Gegebenheiten, hat der stattliche Bau eine eigenartige, starke Wirkung* – nur um gleich fortzufahren: *er könnte aber ebensogut in Spanien oder Nordafrika stehen.*

Damit greift er eine Rhetorik auf, die sich mit dem Bau der Stuttgarter Weißenhofsiedlung entwickelt hatte. Schon vor deren Bau, am 5. Mai 1926, veröffentlichten Paul Bonatz und Paul Schmitthenner, die beiden führenden Stuttgarter Architekten, die sich in dem Verfahren übergangen fühlten, in zwei Zeitungen Artikel, in denen sie die geplante Siedlung mit einer *Vorstadt Jerusalems* und einem *italienischen Bergnest* verglichen. Von Ludwig Mies van der Rohes Plänen kannten sie damals nur ein städtebauliches Modell. 1932 erschien dann eine Postkarte, auf der die Siedlung als «Araberdorf» mit Kamelen und Beduinen zu sehen war. Dies war vielleicht nur als Scherz gemeint. Doch als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war es mit dem Spaß vorbei. Die Architekten des Neuen Bauens waren nun *Baubolschewisten*, die Weißenhofsiedlung für Oberbürgermeister Karl Strölin der *Schandfleck Stuttgarts*. Dagegen kam das Haus auf der Alb bei Schuster noch gut davon.

Zwischen dem Weißenhof und dem Haus auf der Alb besteht eine direkte Verbindung. Denn der Uracher Bau, 1929 in Angriff genommen und 1930 fertiggestellt, stammt von einem Architekten, der schon an der Werkbundsiedlung am Killesberg beteiligt war: Adolf Gustav Schneck. Neben dem örtlichen Bauleiter Richard Döcker war er der einzige Stuttgarter, der es geschafft hatte, einen Platz unter den Stars der internationalen Moderne zu erlangen. Dies

lag daran, dass er als Professor für Innenarchitektur und Möbelbau an der benachbarten Kunstgewebeschule – der heutigen Kunstakademie – sozusagen am Weißenhof zu Hause und an der Siedlung auch organisatorisch beteiligt war. Drei Jahre zuvor hatte er im Rahmen des «Stuttgarter Kunstsommers» auf dem Gebiet zwischen altem und neuem Bahnhof die Vorgängerausstellung des Deutschen Werkbunds aufgebaut, die unter dem programmatischen Titel «Form ohne Ornament» stand. 1926 hatte er für Karl Schmidts Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau das äußerst erfolgreiche Typenmöbelprogramm «Die billige Wohnung» entworfen.

Auch wenn Schneck an der Bauausstellung am Weißenhof nur mit einem Haus teilnahm, stehen von ihm heute dort vier Gebäude. Das kommt zum einen daher, dass er am selben Ort auch sein eigenes Wohnhaus geplant hatte, das aber (Schnecks viertes Kind war unterwegs), mit sieben Zimmern und 152 Quadratmeter Wohnfläche für eine von der Reichsforschungsanstalt für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen geförderte Mustersiedlung zu groß war. Am Weißenhof gehe es, teilte ihm Mies van der Rohe mit, um *unpersönliche Wohnanlagen*, die *sich*



Eines der wenigen noch erhaltenen Fenster mit originalem Griff. Schnecks Buch zum Fensterbau erschien in sieben Auflagen von 1932 bis 1963.

in mäßigen Kosten halten und zur serienmäßigen Ausführung an jeder Stelle Deutschlands eignen. Also baute Schneck außerhalb des Areals, wo ihm eigentlich eine Beamtensiedlung in Aussicht gestellt worden war, um ihn in Stuttgart zu halten, denn Schneck hatte Angebote aus Stettin, Köln und Dresden. Diese Beamtensiedlung kam zwar nicht zustande. Aber im Jahr nach der Bauausstellung baute er hier in privatem Auftrag zwei weitere Häuser. So kommt es, dass heute am Eingang der Weißenhofsiedlung vier Gebäude von Schneck stehen.

Um auf die Eingangsfrage zurückzukommen: Wie wirkt das Haus auf der Alb in seiner landschaftlichen Umgebung? Allzu «fremdartig» auf uns heute nicht mehr. Fremd wirkt, was ungewohnt ist. Moderne Bauten mit Flachdächern gibt es aber längst überall, auch auf dem Land. Die Unterscheidung zwischen «unserer» Alblandschaft und einem spanischen oder nordafrikanischen «Anderen» ist fragwürdig geworden, und dass sich ein Bau mit Ecken und Kanten von der *weich modellierten Landschaft* abhebt, kaum zu vermeiden. Wie sich beim näher Herantreten zeigt, reagiert das Haus auf der Alb sogar ausgesprochen sensibel auf seine Umgebung, gleich ob man den ungefähr zehnminütigen

Von der Zufahrt aus südwestlicher Richtung liegt der Turm mit dem Namen und der Eingang im Blick.

Flur im Verwaltungstrakt, von Oberlichtern beleuchtet.

Das Freibad, lange Zeit die Attraktion des Ferienheims, gibt es seit 1990 nicht mehr.

Ähnliche Aufnahmen gibt es vom Bauhaus-Meister László Moholy-Nagy. Doch hat das Haus auf der Alb mit dem Bauhaus direkt nichts zu tun.

Fußweg vom Bahnhof über die «Himmelsleiter» nimmt oder sich mit dem Fahrzeug im großen Bogen von der anderen Seite her nähert. Dies ist die Schauseite: Von Südwesten kommend liegt der Treppenturm mit dem Schriftzug «Haus auf der Alb» in serifenlosen Großbuchstaben, gegen den 58 Meter langen Gästetrakt abgeknickt, genau im Blick.

Mit dem Knick folgt der Bau der natürlichen Topografie des Geländes. Das Grundstück hatte der Bauherr, die Deutsche Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime (DGK), von der Stadt Urach umsonst erhalten. Dies war die Bedingung, unter der die Gesellschaft bereits 1916 an die württembergischen Kommunen herangetreten war, und Urach hatte von 45 Orten den Zuschlag erhalten. Die DGK war 1910 von dem Wiesbadener Industriellen Joseph Baum ins Leben gerufen worden, um kaufmännischen Angestellten und weniger bemittelten Selbständigen *für ein geringes Entgelt, das den Verbrauch zuhause nicht nennenswert übersteigt, alljährlich oder wenigstens in Pausen von wenigen Jahren* einen Jahresurlaub zu ermöglichen. Geschäftsführer war seit 1912 der promovierte Volkswirt Georg Goldstein. Bereits 1916 hatte es einen ersten Architekturwettbewerb gegeben, den Martin Elsaesser gewonnen hatte. Allerdings kam sein Entwurf nicht zur Ausführung, da es in der Nachkriegs- und Inflationszeit an Geld mangelte. Deshalb wurde 1928 ein neuer Wettbewerb ausgeschrieben. Diesmal saß Elsaesser in der Jury, neben Peter Bruckmann vom Deutschen Werkbund, Paul Bonatz, Goldstein, Robert Bosch und Eduard Breuninger.

Ausgangspunkt von Schnecks Entwurf ist der Gästetrakt, der seine lange Längsseite, mit durchgehenden Balkonen auf vier Etagen, der Sonne entgegen hält. *Männer und Frauen der Arbeit,* so der Architekt zu seinem Entwurf, *sollten sich hier einmal wohlfühlen und die sozialen Unterschiede vergessen können. Deswegen dachte ich zuerst daran, dass jedes Zimmer gleichwertig sein müsste. Alle nach der besten Richtung und Lage (südöstlich) der Sonne und dem weiten Tale zu. Ich dachte an die schöne Umgebung, an helle, freundliche Zimmer und dass jeder Bewohner, der hier Erholung sucht, vom eigenen Zimmer aus in frischer Luft und heilwirkender Sonne baden könnte.* Die 36 Doppel- und 28 Einzelzimmer sind einfachst, aber zweckdienlich ausgestattet. Ein Eingangsbereich mit Waschbecken und Wandschrank lässt sich durch einen Vorhang abtrennen. Ein Doppel- oder Einzelbett mit Nachttisch sowie Tisch und Stuhl am Fenster sind die ganze Möblierung.

Auch Schnecks Musterhaus in der Weißenhofsiedlung war bereits mit einem breiten Balkon als «Luftbad» direkt vor dem Bad ausgestattet, der sich mit Vorhängen gegen die Blicke der Nachbarn abschirmen ließ. Dies fiel auch dem prominenten Architekturkritiker Siegfried Giedion auf, der in einem Artikel der Basler Nachrichten die *neue intensive Verbindung von Schlafzimmer, Bad und Sonnenbalkon im Haus A. Schnecks* hervorhob. Der Ruf nach Licht, Luft und Sonne war ein zentraler Gedanke des Neuen Bauens. Er stammt aus der Lebensreformbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts – auch wenn die Urlauber in Urach, anders als die frühen

Sonnenbalkon für 16 Zimmer.

Aussteiger am Monte Verità bei Ascona, sicher nicht nackt in der Sonne saßen. Ganz ähnlich schreibt Ernst May über das «Neue Frankfurt» 1928, also im selben Jahr, in dem Schneck den Wettbewerb für das Haus auf der Alb gewinnt: *Die Hauptaufschließungsstraßen sind im Sinne günstiger Belichtung orientiert.* Und wo das Gelände dies nicht zulasse, werde *bei der Grundrissgestaltung besondere Rücksicht auf gute Besonnung der Hauptwohnräume gelegt.* Auch für May galt der Ausgangspunkt: *Die Planung der Siedlungen passt sich eng an das Bauland an.*

Diese Parallele kommt nicht von ungefähr. Schneck, der nach einer Lehre im väterlichen Sattler- und Tapezierbetrieb in Esslingen zunächst bei Bernhard Pankok an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule die neue Richtung der «Kunst im Handwerk» kennengelernt hatte, war als Architekt Schüler von Paul Bonatz, über dessen gerade in Bau befindlichen Hauptbahnhof er 1918 sogar seine Diplomarbeit anfertigen wollte. Weil er kein Abitur hatte, wurde er zwar nicht zugelassen, versuchte sich dann aber als Architekt selbstständig zu machen und nahm regelmäßig an Wettbewerben teil. Bonatz war wie May Schüler Theodor Fischers. Dessen oberster Grundsatz war: Bauten in Stadt und Land sollten auf ihre Umgebung eingehen und dabei hin und wieder auch städtebauliche Akzente setzen.

Im Jahr des Bauhaus-Jubiläums erfährt das Haus auf der Alb, seit 1992 Tagungszentrum der Landeszentrale für politische Bildung (lpb), derzeit vermehrt Beachtung. «Entdecken Sie hundert Orte des Bauhauses und der Moderne!», lädt ein bundesweites Tourismus- und Marketingprojekt zur Besichtigung vieler Gebäude ein, die mit dem Bauhaus, ja selbst mit der Moderne nicht immer etwas zu tun haben wie etwa die Neue Staatsgalerie von James Stirling, ein Musterbeispiel der Postmoderne. Mit auf der Liste, als größter moderner Bau vor dem Zweiten Weltkrieg im ländlichen Raum Baden-Württembergs: das Haus auf der Alb. Zwar kommen die Grundgedanken, wie sie Schneck in Stuttgart, May in Frankfurt oder Walter Gropius in Dessau vertraten, im weiteren Sinne alle aus derselben Richtung, angefangen mit der Arts-and-Crafts-Bewegung, in Deutschland zuerst vertreten von den 1898 gegründeten Deutschen Werkstätten für Kunst im Handwerk, deren Mitbegründer Bernhard Pankok war. Ausgerechnet mit Gropius und seiner Idee des industriellen Bauens hat aber das Haus auf der Alb – ebenso wie Ernst Mays Neues Frankfurt – eigentlich nichts zu tun.

Das Haus auf der Alb ist im besten Sinne ein funktionaler Entwurf. An den Gästetrakt schließt sich im 135-Grad-Winkel der breitere, hinten zwei- und vorn dreigeschossige Verwaltungsbau an. Hier befindet sich, gleich neben dem Turm, der Eingang und daran anschließend ein leicht vorspringendes Büro. Auf der Rückseite ist dem Flügel, wiederum eine Etage tiefer, ein zweigeschossiger quadratischer Baukörper vorgelagert, der die Gesellschaftsräume enthält. Dazu gehört im Obergeschoss, nunmehr direkt nach Süden ausgerichtet, eine breite Sonnenterrasse, während sich auf der Ostseite ein Freibad befand. Der Turm wiederum, mit dem zentralen Treppenhaus,

Das «Schänzle», zehn Minuten vom Uracher Ortskern entfernt, auf der Sonnenseite des Bergs und mit Blick ins obere Ermstal, erwies sich als der ideale Bauplatz.

Die Wendeltreppe führt hinauf zur Aussichtsplattform.

vom Verwaltungsbau leicht vorspringend abgesetzt, ist das architektonische Bindeglied. Auf dem Dach befindet sich eine offene, aber einseitig mit Fenstern gegen Wind geschlossene Aussichtsplattform.

Nur in den ersten drei Jahren nach seiner Eröffnung blieb das Haus auf der Alb ein DGK-«Ferienheim für Handel und Industrie», dann machten die Nazis daraus ein «Kraft-durch-Freude-Heim». Sie setzten dem Haus kein Satteldach auf und brachten keine Fensterläden an. Aber sie entließen sofort Georg Goldstein, der nun mit seiner Frau Margarethe unter prekären Bedingungen in Wiesbaden lebte und anders als ihre Kinder aus Geldmangel nicht fliehen konnte. 1942 wurden sie in ein «Judenhaus» in Frankfurt eingewiesen, 1943 nach Theresienstadt und dann nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Seit 2009 erinnert ein Stolperstein vor dem Haus auf der Alb an ihr Schicksal.

Schneck seinerseits erhielt an der Kunstgewerbeschule einen «politischen Leiter» zur Seite gestellt. Mit den Bauaufträgen war es zunächst mal vorbei, doch sein Ruf als Möbelgestalter war ungebrochen, und eine Reihe von Büchern, die er zu diesem Gebiet herausgab, erschienen weiter in immer neuen Auflagen bis weit in die Nachkriegszeit. 1938 wurde er im Gehalt zurückgesetzt, wofür er in der Nachkriegszeit rückwirkend eine Erstattung in Höhe von 10.500 DM erstritt. Aber ganz so links und oppositionell, wie er sich vor der Spruchkammer darstellte, war er nicht. Er war zwar nicht gleich, aber 1937 dann doch in die NSDAP eingetreten. Und er hatte offenbar einen guten Draht zu Reichsstatthalter Wilhelm Murr, dessen Amtsräume in der Villa Reitzenstein er einrichtete und durch dessen Vermittlung er, wie Reinhold Weber von der lpb herausgefunden hat, den Auftrag zur Einrichtung der Räumlichkeiten der württembergischen Landesvertretung in Berlin erhielt.

Schneck war ab 1. Februar 1945, also ernannt noch in nationalsozialistischer Zeit, Direktor der Kunstakademie, die mit der Kunstgewebeschule zusammengelegt worden war. Er blieb dort, von der Spruchkammer als Mitläufer eingestuft und im zweiten Durchgang nur noch mit einer Mindest-Geldbuße bedacht, auch in der US-amerikanischen Besatzungszeit bis zu seiner Pensionierung 1949 und baute den beschädigten Altbau wieder auf. Er erhielt Einladungen aus Schweden, England und den USA sowie 1953 das Bundesverdienstkreuz. Doch er konnte sich kaum mehr als glühender Verfechter der Moderne in Szene setzen, denn er hatte sich 1938 am Wettbewerb für das Generalkommando V des Hee-

res beteiligt, das nach dem Willen von Oberbürgermeister Karl Strölin die Weißenhofsiedlung ersetzen sollte. Sein eigenes Haus hatte er verlassen müssen und sich weiter oben am Killesberg ein neues gebaut: mit Natursteinsockel und Satteldach.

So geriet Schneck, der ja auch längst nicht so prominent war wie Le Corbusier oder Mies van der Rohe, ein wenig in Vergessenheit, und mit ihm das Haus auf der Alb. Im Krieg Lazarett, diente es kurzzeitig als Ferienheim für französische Kinder, dann als Krankenhaus für Gesichtsverletzte und Tuberkulosestation, bevor es 1950 an die DGK zurückerstattet wurde. Aber der spartanische Standard der 1920er-Jahre zog mit zunehmendem Wirtschaftswunder immer weniger Feriengäste an, bis das Haus 1974 schließen musste. Die Internationale Meditationsgesellschaft des durch die Beatles bekannten Yogis Maharishi Mahesh, die das Haus eine Zeitlang für ihre Kurse benutzte und es gern gekauft hätte, wurde von den Behörden und Urachern misstrauisch beäugt. Erst der anschließende Leerstand und Verfall machten die Denkmalpflege auf das Haus aufmerksam. Seit 1983 steht es unter Denkmalschutz, wurde im Anschluss mustergültig saniert und dient nun seit 1992 der Landeszentrale für politische Bildung als Tagungszentrum. Ferienheim ist es nicht mehr. Aber ohne das Haus auf der Alb wäre Urach kein Urlaubsort geworden.

Besonderer Dank gebührt Reinhold Weber von der lpb, der mir die Ergebnisse seiner Recherchen zur Verfügung gestellt hat. Selbst durchgesehen habe ich die Personalakte von Adolf G. Schneck im Archiv der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart.

LITERATUR:

Felix Schuster: Das Bauwerk in der Landschaft, in: Schwäbisches Heimatbuch, Bd. 21, Stuttgart 1935, S. 67–77.
Eberhard Grunskry: Adolf G. Schnecks «Haus auf der Alb» bei Urach, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 11 (1982), Heft 2, S. 79-87.
Adolf G. Schneck 1883–1971. Leben – Lehre – Möbel – Architektur, Stuttgart 1983.
Andreas K. Vetter: Adolf G. Schneck. Die stille Reform auf dem Weißenhof, Stuttgart 2003.
https://www.hausaufderalb.de
https://www.grandtourdermoderne.de

Fritz Endemann

Judenbilder der Christen

Was ist aus ihnen geworden? Wie ist mit ihnen umzugehen?

Die gegenwärtige signifikante Zunahme antisemitischer Manifestationen und Aktivitäten in der deutschen und europäischen Öffentlichkeit hat, neben anderen Aspekten, den Blick derer, die diese Tendenzen mit Sorge verfolgen und gegen sie vorgehen, auch auf die seit langem öffentlich vorhandenen Zeugnisse des christlichen Antijudaismus und Antisemitismus gelenkt. So ist um diese Zeugnisse, vornehmlich an Kirchen und Kapellen, eine Diskussion entbrannt, in der es darum geht, sie «unschädlich» zu machen. Im Vordergrund stehen dabei die in Deutschland noch zahlreich vorhandenen Bilder der «Judensau». Hauptbeispiele sind die Reliefs am Regensburger Dom und an der Wittenberger Stadtkirche. Was ist zu tun? Beseitigung durch Zerstörung oder Verstecken? Veränderung des judenfeindlichen Inhalts? Übergabe an ein Museum? Kritische Kommentierung an Ort und Stelle? Für alle diese Maßnahmen gab und gibt es Beispiele. Auf den staatlichen Denkmalschutz ist allerdings nicht immer zu rechnen.

Bei diesen Fragen geht es letztlich um das Schicksal der Juden unter den Christen, das die Bilder als historische Zeugnisse kommentieren und für die Erinnerung erhalten. Ihr Verschwinden würde den jüdischen Opfern die einzig verbliebene Gerechtigkeit nehmen, die der öffentlichen Erinnerung an das erlittene Unrecht. Und die christlichen Täter würden davon vor dem Tribunal der Geschichte profitieren, da die Zeugnisse ihrer Schuld nicht mehr existierten. Dies wäre die Kehrseite solcher Reinigungsbemühungen, die ein Memento für künftige Generationen verhinderten (Michael Stolleis). So bleibt die Aufgabe, die Judenfeindschaft in den Bildern zu erkennen und deren Fortbestand mit wissenschaftlich fundierter Aufklärung zu begleiten, an ihrem Ort, öffentlich, durch Text und Illustration. Soweit dabei die religiöse Bedeutung eines Bildes betroffen ist – z. B. die Verehrung eines angeblichen Wunders – hat diese zurückzutreten, denn sie beruht auf dem Leiden Unbeteiligter und Unschuldiger. Die heutige Wirkungsmacht der alten Bilder mag unterschiedlich beurteilt werden. Doch hat dieses Medium länger und stärker die Judenfeindschaft begünstigt als Texte und Schriften; die Bilder waren über viele Jahrhunderte im christlichen Volk tief verwurzelt werden. So brachte das NS-Hetzblatt «Der Stürmer» häufig abstoßende Judenbilder aus dem christlichen Bereich, z.B. der Beschuldigung des «Ritualmordes».

Die «Judensau» an der Stiftskirche St. Peter im Tal in Bad Wimpfen (13. Jh.). Die 2013 endlich am Pfeiler angebrachte erklärende Tafel ist freilich in einem verharmlosenden Ton gehalten.

Die «Judensau» von Bad Wimpfen – eine Tafel und ihr Text

In meinem Aufsatz «Die alten Bilder der Judenfeindschaft» in dieser Zeitschrift (Heft 1/2001) habe ich die «Judensau» beschrieben, die als Wasserspeier außen am südlichen Nebenchor der ehemaligen Ritterstiftskirche in Bad Wimpfen im Tal angebracht ist. Das wohl einzige Bild seiner Art in Baden Württemberg blieb lange Zeit als Judenbild unbeachtet, auch als das Original durch eine Replik ersetzt wurde. Es dauerte dann noch bis 2013, bis das für Bad Wimpfen zuständige Bistum Mainz vor allem durch den Künstler Wilhelm Kastner dazu gebracht werden konnte, eine kleine Schrifttafel an dem betreffenden Pfeiler anzubringen. Der Text lautet:

Seit dem 13. Jahrhundert haben sich bedauerlicherweise auch im kirchlichen Raum herabwürdigende Darstellungen von Juden in steingewordenen Karikaturen verbreitet. Auch hier an der Ritterstiftskirche findet sich aus der Zeit um 1270 eine solche Skulptur in Form eines

Links: Judenkopf als Abwehrzauber an einer Hauswand am Eingang zur Judengasse in Grünsfeld, Main-Tauber-Kreis. Rechts: Büste eines Juden als Konsole einer leeren Figurennische am Eingang der Herrgottskirche in Creglingen. Der jüdische, offenbar blinde Mann vermag das mit der Kirche verbundene «Hostienwunder» nicht zu sehen.

Wasserspeiers. Gegen derartige Verspottungen sowie die gesamte Entwicklung eines antisemitischen Hasses hat das Zweite Vatikanische Konzil im Jahr 1965 verbindlich festgestellt: «Im Bewusstsein des Erbes, das die Kirche mit den Juden gemeinsam hat, beklagt die Kirche (...) alle Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgend jemandem gegen die Juden gerichtet haben.» Der aufrichtige Dialog mit dem jüdischen Volk, der sich dieser Geschichte stellt, ist für die Kirche der Gegenwart und Zukunft eine herausragende und dringliche Aufgabe.

Der Hinweis auf das Zweite Vatikanische Konzil («Erklärung über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen») ist für Gegenwart und Zukunft richtig und bedeutsam, wenn nach der Judenerklärung genau verfahren wird. Doch die Geschichte des Verhältnisses zwischen den Kirchen und den Juden wird im ersten Satz des Textes verfälscht und verharmlost. Falsch ist die Aussage, dass die herabwürdigenden Darstellungen von Juden (die «Judensau» wird nicht genannt) *auch im kirchlichen Raum* verbreitet waren, denn die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen judenfeindlichen Bilder aller Art, die zu Diffamierung, Beraubung, Austreibung und Ermordung der Juden führten oder diese Verfolgungen rechtfertigten, entstanden und wirkten vor allem im kirchlichen Bereich. Sie griffen freilich auch von dort in die weltliche Sphäre über; z. B. mussten Juden nach dem «Schwabenspiegel» (Ausgabe Lassberg, 1840) ihren Eid vor Gericht auf der Haut einer Sau stehend schwören (Landrecht Nr. 263). Dass die Autoren der Wimpfener Tafel Darstellungen einer «Judensau» als *bedauerlich* empfinden, erscheint als eine unangemessene Verharmlosung dieser Diffamierung und ihrer schrecklichen Folgen. Diese Formulierung bleibt hinter Wortlaut und Geist der Judenerklärung des Konzils deutlich zurück.

Die Diffamierung der Juden als minderwertige Menschen ging in mehrere Richtungen. Für die Verbindung zum Dämonen- und Hexenwesen sei auf den Holzschnitt von 1510 des Malers Hans Baldung Grien (1484/85–1545) verwiesen. Vier nackte Hexen bringen Verderben über die Welt. Aus einem Deckeltopf steigt ein mächtiger Strahl des Unheils hoch. Auf dem Topf befindet sich eine Inschrift mit pseudo-hebräischen Buchstabenzeichen, der Schaden stiftende Inhalt ist danach jüdischer Herkunft.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Bilder von Judenköpfen an Hauswänden, Mauern, Toren und Türmen. Sie dienen dort einerseits der Warnung der Christen vor einem jüdischen Wohnbezirk, andererseits der Fernhaltung von christlichen Heiligtümern und Wohnstätten. Wie bei den Neidköpfen an Hausfassaden lag diesem Abwehrzauber die alte magische Vorstellung zugrunde, dass das Böse durch seinen eigenen Anblick gebannt und

Ausschnitt aus dem Bild eines «Hostienfrevels» in der Kapelle zum Heiligen Grab in Lauda, Main-Tauber-Kreis. Ein Jude kauft von der Mesnerin die Hostie, danach sticht er an einem Tisch auf die Hostie ein.

abgeschreckt werde. Als Beispiele für diesen Abwehrzauber sei hier zum einen hingewiesen auf einen Ziegel mit Judenkopf vom Grünen Turm in Ravensburg, bei dem sich eine jüdische Ansiedlung befand (im Ravensburger Museum, Abbildung in Heft 1/2001). Zum anderen auf das Relief eines Judenkopfes an der Wand eines Hauses neben dem Rathaus von Grünsfeld (Main-Taunus-Kreis), bei welchem die von Juden bewohnte «Treppengasse» begann.

Neben der nördlichen Tür der Creglinger Herrgottskirche, die Riemenschneiders berühmten Marienaltar birgt, befindet sich als Konsole unter einer leeren Figurennische die steinerne Büste eines älteren Mannes. Um den Kopf eine eng anliegende Haube, die linke Hand, gestützt von der rechten, greift in den hoch angesetzten Backenbart. Auffällig sind die tiefliegenden geschlossenen oder mit «jüdischer Blindheit» geschlagenen Augen. Das Bildwerk wird von den Riemenschneider-Pilgern kaum beachtet. In dem verdienstvollen Kirchenführer wird die Büste als zweifelnder Mensch bezeichnet. Vieles spricht dafür, dass es sich um ein Judenbild aus der Erbauungszeit der Kirche Ende des 14. Jahrhunderts handelt. Der Mann steht unter einem intensiven Eindruck, denkt offenbar über ein Ereignis nach, das ihn betroffen gemacht hat. Was könnte das sein? Die Herrgottskirche verdankt ihre Entstehung einem Wunder. Nach der Legende fand 1334 ein Bauer beim Pflügen eine unversehrte Hostie; Juden waren an diesem Wunder nicht beteiligt. Aber sie sollten von ihm beeindruckt und zum rechten Glauben geführt werden. So finden wir auf christlichen Wunderbildern nicht selten beeindruckte, betroffene Juden als Zuschauer und Zeugen. Auch hier sind Aberglauben und Magie im Spiel. Der Jude, der zu dem Heiligtum kommt, trifft auf das Bild eines Glaubensgenossen, der von dem Wunder schon bewegt ist; so wird er aufgefordert, das Wunder anzunehmen und damit zum christlichen Glauben zu gelangen.

Lauda, die Kapelle zum Heiligen Grab – nach dem Verschweigen ein vorbildlicher Gedenkort

Jahrhundertelang war im Mittelalter, neben der Ritualmord-Beschuldigung, die Legende vom «Hostienfrevel» der am meisten benutzte Vorwand für die Verfolgung der Juden. Diese Beschuldigung folgte einem einheitlichen Muster: Juden beschaffen sich eine geweihte Hostie, um an dieser den «Gottesmord» zu wiederholen und damit die Eucharistie zu entlarven. Aber als sie die Hostie durchbohren oder durchschneiden, beginnt sie zu bluten. Im großen Schrecken vergraben die Juden die Hostie oder werfen sie in einen Fluss. Doch ein überirdisches Licht verrät den Ort. Die Hostie wird gefunden und zur Verehrung in der Kirche ausgestellt. Dieses «Blutwunder» zieht viele Gläubige an, eine Wallfahrt entsteht und bringt Geld in den Ort. Die Juden werden verbrannt. Damit sind die christlichen Schuldner auch ihrer Gläubiger ledig. Für die historische Wahrheit auch nur einer dieser Beschuldigungen gibt es keinen belastbaren Anhalt. Geständnisse wurden durch Folter erpresst. Hinter dem kräftig geförderten Glauben an das Wunder verschwanden die Opfer und ihre Leiden. Hier liegt die Erklärung nahe, dass der den Juden angelastete Frevel nichts anderes war als eine Projektion christlicher Zweifel am Dogma der Eucharistie, die durch das Wunder ausgeräumt werden sollten. Die jüdischen Opfer waren dabei nur Werkzeuge ohne eigenen Wert und Würde. Im mittleren Taubertal gab es im Mittelalter mehrere dieser Beschuldigungen mit nachfolgenden Pogromen. Diese «Blutwunder» wurden noch (oder wieder) im 17./18. Jahrhundert in einigen Bildern zur Verehrung dargestellt: in der Marienkirche von Röttingen, in der ehemaligen Prämonstratenser-Klosterkirche in Lauda-Gerlachsheim und in der Heiligblut-Kapelle (heute Kapelle zum Hl. Grab) in Lauda.

Das Röttinger Bild wurde auf Anordnung des Würzburger Bischofs gegen den Willen der Gemeinde abgehängt und ist seither unzugänglich. Nach mündlicher Auskunft aus der Gemeinde hat

diese die Rückkehr des Bildes, mit einer Texttafel versehen, abgelehnt; das sei dann nicht mehr «ihr» Bild. Das Bild in Gerlachsheim – Verehrung des Altarsakraments – wurde «gereinigt», indem die Szenen, die das Blutwunder einschließlich der Hinrichtung der Juden erzählten, übermalt wurden, mit Zustimmung des Landesdenkmalamtes.

Das Bild in Lauda (um 1680) wurde nach Beanstandung vom damaligen Pfarrer entfernt und verborgen. Es ist nun, restauriert, in die Kapelle zurückgekehrt und dort unübersehbar als Dokument religiöser Wahnvorstellungen und sozialer Hetze aufgestellt. Dies geschieht mit einer intelligenten Auswahl von Bibelzitaten, kritischen Texten und drei Abbildungen von Gemälden des Malers Michael Salomon, die das alte Bild in die Tradition der Judenfeindschaft bis zum Holocaust stellen. An dieser «Aufarbeitung» sollten sich andere Bemühungen orientieren, wenn sie sich mit Judenbildern auseinandersetzen.

Martin Luther und die Juden –
von der Enttäuschung zum Hass

Die Judenfeindschaft Martin Luthers (1483–1546) ist notorisch. Sie hat in seinen späten Judenschriften, insbesondere der Schrift «Von den Jüden und ihren Lügen» (1543) ihren bösartigen und hasserfüllten Ausdruck gefunden. Bildliche Zeugnisse seiner Judenfeindschaft hat Luther, soweit ersichtlich, nicht selbst angeregt oder herstellen lassen. Doch war er sich nicht zu gut dafür, in einer der beiden anderen späten Judenschriften «Vom Schem Hamphoras» (1543), der wüstesten und sprachlich schmutzigsten Schrift, die Luther je geschrieben hat (Thomas Kaufmann), die «Judensau» an der Wittenberger Stadtkirche als Illustration heranzuziehen, um die jüdische Mystik um den Gottesnamen zu verunglimpfen.

Ironischerweise gibt es jedoch noch ein ganz anderes Bild zum Verhältnis Luthers zu den Juden: eine Darstellung des zwölfjährigen Jesus im Tempel (Lukas 2, 41), auf der eine Gestalt im Mönchshabit inmitten der zuhörenden jüdischen Schriftgelehrten zu sehen ist, die nur als Porträt Luthers erkannt werden kann. Das Bild gehört zu dem «Mömpelgarder Altar», den der Herrenberger Maler und Illustrator Heinrich Füllmaurer (genannt 1526–1544) um 1540 für den Grafen Georg von Württemberg, der in Mömpelgard residierte, geschaffen hat. Das Bildthema bot bisher Gelegenheit, den frühzeitigen Gegensatz zwischen Jesus und den jüdischen Gelehrten auf deren Kosten mehr oder minder drastisch herauszustellen. Anders bei Füllmaurer – die jüdischen Gelehrten hören dem Knaben ruhig und aufmerksam zu, kein Widerspruch oder Protest regt sich. Allerdings ist da ein feiner Unterschied: Die Bücher der Juden bleiben geschlossen, während Luther seine Bibel aufgeschlagen und die Hände auf der Schrift liegen hat.

Das Bild fällt aus der von Füllmaurer sonst so realistisch geschilderten Wirklichkeit heraus und bekommt Symbolcharakter. Wofür? Es kann nur als Sinnbild der früheren Nähe Luthers zu den Juden, die in seiner Schrift «Dass Jesus Christus ein geborener Jude» sei zum Ausdruck kommt, verstanden werden. In dieser Schrift aus dem Jahr 1523 hatte Luther die Hoffnung dargelegt, dass viele Juden *da so eben das goldene Licht des Evangeliums aufgeht und strahlet* sich zu Jesus als dem wahren Messias bekehren würden, was die römische Kirche seit Jahrhunderten nicht erreicht habe. Als diese Hoffnung – wohl eher eine Illusion – sich nicht erfüllte, verwandelte sich Luthers den Juden entgegengebrachte «Milde» in den aggressiven Hass, zu dessen Heftigkeit diese Enttäuschung sicher beigetragen hat. Füllmaurers Bild ist ein einzigartiges Dokument von Luthers früher «Freundlichkeit» gegenüber den Juden, in der freilich seine spätere Judenfeindschaft schon angelegt war (Thomas Kaufmann).

Nebenbei: Im Rücken von Jesus ist eine Gestalt mit porträthaften Zügen im Profil sichtbar. Bei dieser könnte es sich um den ersten evangelischen Pfarrer in Herrenberg, den späteren Stuttgarter Hofprediger Kaspar Gräter (um 1501–1557), handeln, mit dem

Der zwölfjährige Jesus im Tempel aus dem Mömpelgarder Altar von Heinrich Füllmaurer. Unter den zuhörenden Schriftgelehrten sitzt Martin Luther. Damit wird die frühe judenfreundliche Einstellung des Reformators dokumentiert.

Wilhelm von Kaulbachs Monumentalgemälde «Die Zerstörung Jerusalems». Dem Inferno von Tod, Brand, Zerstörung und Verzweiflung entkommt nur eine Gruppe rechts unten: Juden, die Christen geworden sind; ein Appell für die Taufe.

der Maler befreundet war. Die ungewöhnliche Bildidee dürfte auf Gräter zurückgehen, wie er wohl auch sonst bei der Konzeption des Altars beratend mitgewirkt hat.

Alter Bund – Neuer Bund
Wo finden die Juden ihr Heil?

Das Monumentalbild «Die Zerstörung Jerusalems», das Wilhelm von Kaulbach (1805–1874), ein Meister der großen Historienbilder, in den 1840er-Jahren schuf (erworben 1846 von König Ludwig I. für die Neue Pinakothek in München) – dieses Bild kann als Schlüsseldokument für das Verhältnis der Christen beider Konfessionen zu den Juden im 19. Jahrhundert angesehen werden. Dargestellt ist die Eroberung Jerusalems durch die Truppen des römischen Feldherrn Titus im Jahre 70 n. Chr., wodurch der jüdische Aufstand gegen die Römer entscheidend niedergeschlagen wurde. Das Bild ist angefüllt mit Szenen der Verzweiflung unter den Juden, Tötungen ihrer Familien, Selbstmorde, Flucht. Oben rechts ziehen die siegreichen Römer ein, oben links brennt der Tempel unter dunklem Rauch. Das Inferno vollzieht sich unter den mythischen Gestalten der vier großen Propheten über den Wolken, die die Katastrophe geweissagt hatten. Nur rechts unten sind Frieden und Rettung. Eine Gruppe von Juden verlässt auf Eseln, lesend und betend, geleitet von Engeln, den Schauplatz des Grauens. Es sind Juden, die schon zum Christentum übergetreten oder auf dem Weg zur Taufe sind, und so der jüdischen Katastrophe entrinnen.

Der malerische Aufwand des Bildes ist beträchtlich, die Lehre doch eher simpel, auch nicht neu: die – noch – heidnischen Römer vollziehen an den aufrührerischen Juden die verdiente Strafe Gottes für den «Gottesmord» und die Verwerfung Jesu als Messias. Den Alten Bund mit Gott hat Israel gebrochen, Zerstörung der Stadt und des Tempels sowie die Zerstreuung der Juden in die Diaspora sind die Folgen. Rettung bietet nur die Taufe, der Eintritt in den

Neuen Bund. Der Appell des Bildes gilt den städtischen Juden des 19. Jahrhunderts, die nach ihrer bürgerlichen Emanzipierung auf dem Wege der Assimilierung ihr Judentum aufgeben sollen. Damit entsprach das Bild auch evangelischen Bestrebungen, König Friedrich Wilhelm IV. ließ eine zweite Fassung für das Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin malen (im Zweiten Weltkrieg zerstört).

Man sollte meinen, dass das Kaulbach-Bild nur eine längst überwundene Epoche des christlich-jüdischen Verhältnisses – im Sinne der Christen – repräsentiert. Doch daran gibt es neuerdings Zweifel.

In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 18. Juli 2018 berichtete Christian Geyer von einem neuen Text des emeritierten Papstes Benedikt XVI. in der theologischen Zeitschrift «Communio», Nr. 4/18. Darin greift Benedikt die Formel seines Vorgängers Johannes Paul II. von dem *nie gekündigten Bund Gottes mit Israel* an, weil diese Formel das heilsgeschichtliche Versagen des Judentums nicht angemessen abbilde. An dieser Stelle wird unser Bild wieder aktuell. Denn nach Benedikt folgte dem *Versagen*, dem *Bruch des Bundes* durch Israel *Tempelzerstörung, Zerstreuung Israels, der Ruf in die Buße hinein, der den Menschen neu des Bundes fähig macht.* Ruf in die Buße? Was ist das anderes als die von den Kirchen bis ins 20. Jahrhundert betriebene ominöse «Judenmission»? Wir sind mit Benedikt und seinen Anhängern wieder tief ins 19. Jahrhundert geraten, bei dem ganzen Programm des Kaulbach-Bildes.

Dies ruft nach dem Bericht des Evangelisten Johannes (Kap. 19,7) eine Gruppe Juden dem römischen Statthalter Pontius Pilatus zu, um die Verurteilung und Hinrichtung Jesu zu erreichen. Auf dem Bild der Kreuzigung in dem Kreuzweg der Beuroner Kunstschule, der sich seit 1889 in der Stuttgarter Marienkirche befand (im Zweiten Weltkrieg zerstört), auf diesem Bild ist am linken Rand eine jüdische Gestalt mit vom Kreuz abgewandtem Gesicht zu sehen, die den ersten Teil dieses Rufs in lateinischer Sprache auf einem Schriftband trägt. Diese Gestalt gehört nicht zu dem Personenkreis unter dem Kreuz, sie wendet sich an den Betrachter. Als negatives Gegenbild zu dem bekehrten römischen Hauptmann am rechten Bildrand (Markus, 15,39) verkörpert sie die jüdische Ablehnung Jesu, auch noch im Angesicht des Kreuzes. Dass der Römer Jesus als Messias anerkennt, der Jude jedoch nicht, deutet auf das spätere Verhältnis zwischen Christen und Juden.

Am 16. Dezember 1914 schreibt Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg an Cosima Wagner, mit der er einen regen Briefwechsel unterhält, aus Posen: *Bei einer* (kriegsbedingten F.E.) *Reise kam ich letzte Woche nach Russisch-Polen, einer scheinbar fast ausschließlich von scheußlichen Juden bevölkerten Gegend. Feldmarschall Hindenburg meinte neulich, es komme ihm vor, als ob dort aus jedem Fenster ein Judas Ischariot heraussähe.* Dies ist ein charakteristisches Beispiel des christlich übertünchten Antisemitismus, der seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im deutschen, insbesondere evangelischen, Bürgertum weit verbreitet war. Negative jüdische Gestalten vor allem aus dem Neuen Testament – Judas Ischariot, Hohepriester, Schriftgelehrte, Pharisäer etc. – werden mit zeitgenössischen Gruppen von Juden identifiziert, der Rassismus verbirgt sich hinter biblischer Autorität.

Dazu ein Bildbeispiel: Eine Zeichnung des württembergischen Malers Rudolf Yelin (1864–1940), dessen religiöse Gemälde (vor allem in der Stuttgarter Stiftskirche) und Kirchenfensterentwürfe hochgeschätzt wurden. Auf der um 1900 entstandenen Zeichnung «Versuchung Christi» macht der Satan/Teufel seine Angebote. Die mittelalterlichen Maler hatten bei diesem Bildthema darin gewetteifert, den Teufel mit allen erdenklichen Scheußlichkeiten auszustatten. Yelin, bescheidener, gibt ihm die

Kreuzigung aus dem Kreuzweg der Beuroner Kunstschule in der Stuttgarter Marienkirche (1889). Am linken Bildrand die Gestalt eines Juden, der ein Schriftband mit der lateinischen Inschrift »Nos legem habemus» trägt – «Wir haben ein Gesetz». Zu ergänzen ist: «und nach dem Gesetz muss er sterben, weil er sich selbst zu Gottes Sohn gemacht hat» (Joh. 19,7). Diese Gestalt gehört nicht zur eigentlichen Kreuzigungsszene. Sie verkörpert die jüdische Verkennung Jesu.

Wie sich die Bilder gleichen: «Ecce Homo», Fresko aus dem Kreuzweg von Alois Georg Schenk in der Marienkirche in Baienfurt (1931/32), und ein Ausschnitt aus der Titelseite des «Stürmers» vom Mai 1934: Juden fangen das Blut getöteter Christenkinder auf.

Gestalt eines Juden, wie man ihn auf einem Markt, etwa aus einem württembergischen Judendorf kommend oder aus Polen eingewandert, antreffen konnte, wenn er mit «typischer» Handbewegung einen Handel anpries. Mit dieser Übertragung in die Gegenwart wollte der Maler wohl seiner Botschaft größere Wirkung verleihen. Dass dies auf Kosten Unbeteiligter und Unschuldiger geschah, war ihm entweder unbewusst oder gleichgültig. Im Übrigen: Der Autor der Yelin-Monographie (1987) nahm keinen Anstoß an dieser «satanischen» Judendarstellung, die übrigens in dem Buch noch einmal vorkommt (S. 80).

Die nazarenische Hauptströmung in der religiösen Kunst der christlichen Konfessionen im 19. Jahrhundert hielt sich mit offen judenfeindlichen Bildern zurück; man wollte ja die emanzipierten und sich assimilierenden Juden für das Christentum gewinnen. Das große evangelische Illustrationswerk «Die Bibel in Bildern» von Schnorr von Carolsfeld (vollendet 1860) enthielt sich ganz Tendenzen dieser Art. Erst der Expressionismus brachte wieder genuine religiöse Bilder hervor, vor allem im Werk von Emil Nolde und Ernst Barlach. Diese Kunstrichtung setzte sich auch in der Kirchenmalerei durch. Ihr wird der im deutschen Südwesten tätige Kirchenmaler Alois Georg Schenk (1888–1949) zugerechnet.

Ein Hauptwerk von Schenk ist der 1931/1932 gemalte Kreuzweg in der von Otto Linder 1925–1927 erbauten katholischen Pfarrkirche von Baienfurt (Kreis Ravensburg), einem charakteristischen Bau des Expressionismus. Die starkfarbigen Fresken mit großen Figuren erstrecken sich entlang den Innenwänden des Schiffes. Zur künstlerischen Qualität stellt der «Dehio» (Baden-Württemberg Bd. II 1997) eine *dem Expressionismus eigene ausdruckstarke Sprache* fest. Das mag hier dahinstehen. Wir betrachten das Bild der I. Station: Ecce Homo, Pilatus präsentiert Jesus einer jüdischen Gruppe, die dessen Tod fordert, und wäscht sich sprichwörtlich die Hände. Ein heftiger Gegensatz beherrscht die Szene – Jesus unbeweglich und stumm, Pilatus melancholisch, fast unbeteiligt, dagegen die jüdische Gruppe mit Physiognomien von monströser Bösartigkeit, ganz auf Jesus fixiert. Die früheren Maler von Passionsbildern haben sich alle Mühe gegeben, die Judengruppe vor Pilatus abstoßend darzustellen. Schenk übertrifft sie um Längen. Das gelingt ihm dadurch, dass er Judenbilder der zeitgenössischen Hetzblätter, die reichlich vorhanden waren, wörtlich oder tendenziell übernimmt, zum Beispiel die des seit 1923 erscheinenden Nürnberger NS-Blattes «Der Stürmer». Sie waren für ihn und seine Auftraggeber wohl «ausdrucksstärker» als die Judenbilder der mittelalterlichen oder barocken Kollegen. Schenks Judendarstellungen sind durchgängiges Prinzip. In seinem Kreuzweg finden sich noch weitere Figuren (z. B. Station IX), die deutlich gemäß den zeitgenössischen antisemitischen Karikaturen als Juden zu erkennen sind. So werden die Ereignisse und Botschaften des christlichen Heils überdeckt von den Stereotypen des rassistischen Antisemitismus.

Was ist hier zu tun? Abgesehen davon, dass diese kirchliche Judendarstellung in eklatantem Widerspruch zu den Beschlüssen des II. Vatikanischen Konzils steht, verletzt sie im sozialen Bereich durch

ihren prononcierten Antisemitismus die Menschenwürde der Juden von gestern und heute. Da Veränderung oder gar Zerstörung des Bildes nicht in Betracht kommt, bleibt nur die Möglichkeit, endlich durch einen kritischen Text unmittelbar beim Bild dessen Entstehung und beabsichtigte Wirkung zu beschreiben und zu analysieren. Dabei mag das Bild seine religiöse Bedeutung einbüßen und zum bloßen historischen Dokument werden. Es ist aber die Frage, ob ihm je eine legitime religiöse Bedeutung zuzuerkennen war. Keine Frage dürfte es sein, dass Bilder dieser Art letztlich ihren Teil zur Shoah beigetragen haben.

Ein Judenbild, das keines sein durfte – der «Juden-Skandal» 1879

Max Liebermann (1847–1935) stellte in seiner Münchner Frühzeit in der Zweiten Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast 1879 sein großes Bild «Der zwölfjährige Jesus im Tempel» aus. Es löste in der Presse einen Sturm der Entrüstung aus, weit über Bayerns Grenzen hinaus. Das württembergische «Christliche Kunstblatt», 1858 zur Pflege der religiösen Kunst und zur Beratung der Gemeinden der evangelischen Landeskirche gegründet, stimmte voll in den Chorus ein. Die Kritik an dem Bild, wohl von dem Mitherausgeber H. Merz in dem Rückblick vom 1. Januar 1880, dürfte in ihrer plumpen Heftigkeit sogar zur Speerspitze dieser Empörung gehören. Sie sei deshalb hier wiedergegeben: *Was man aber diesem* (dem Publikum F.E.) *heuer bieten zu dürfen glaubt, das hat Liebermann mit seinem «Christus im Tempel» gezeigt. Ein schielender Judenknabe im schmutzigen Kittel mit rothem Haar und mit Sommersprossen, verhandelt, ja handelt mit übelriechenden, gemeinem Schacherjuden in schmutzigen Säcken und Gebetsmänteln – das hießen Volks- und Poesiegenossen des jüdischen Malers «ein relastisch wahrscheinliches Bild des zwölfjährigen Jesus im Tempel.» Die Aufnahme dieser Carricatur des Heiligen in den Glaspalast kann man sich vielleicht dahin erklären, dass man diesen modernsten «Realismus» mit seiner ganzen Ruchlosigkeit hat wollen anlaufen lassen. Doch dass ein Jude gewagt hat, seinen christlichen Mitbürgern solche Verhöhnung ihres Heilands öffentlich in's Gesicht zu schleudern, ist weit nicht das Ärgste gewesen. Ein recht eigentliches Zeichen der Zeit war und ist, dass inmitten der christlichen «Bildung» sich Verteidiger und Bewunderer eines solchen «Realismus» gefunden haben.»* Dem christlichen Berichterstatter geht es danach nicht um Kunstkritik, er betreibt Judenhetze auf niedrigstem Niveau, um die christliche Kunst seines Verständnisses – *ein seelenvolles, naturwahres Bild edler Wirklichkeit* – vor den ruchlosen Realisten zu schützen. Noch im

Max Liebermanns Gemälde «Der zwölfjährige Jesus im Tempel» in seiner zweiten Fassung (1879). Diese entstand durch Übermalung des ersten Bildes, das den «Jesus-Skandal» auslöste.

Versuchung Christi. Zeichnung von Rudolf Yelin, um 1900. Das Vorbild für die Figur des Satans dürfte einem zeitgenössischen Judenbild entnommen sein.

selben Jahr übermalte Liebermann das Bild. Der Knabe Jesus erhielt ein etwas «christlicheres» Aussehen. Ein weiteres religiöses Bild hat Liebermann dann lange nicht mehr gemalt.

LITERATUR:

Julius H. Schoeps und Joachim Schlör (Hg.): Antisemitismus. Vorurteile und Mythen, Piper Verlag München 1995.

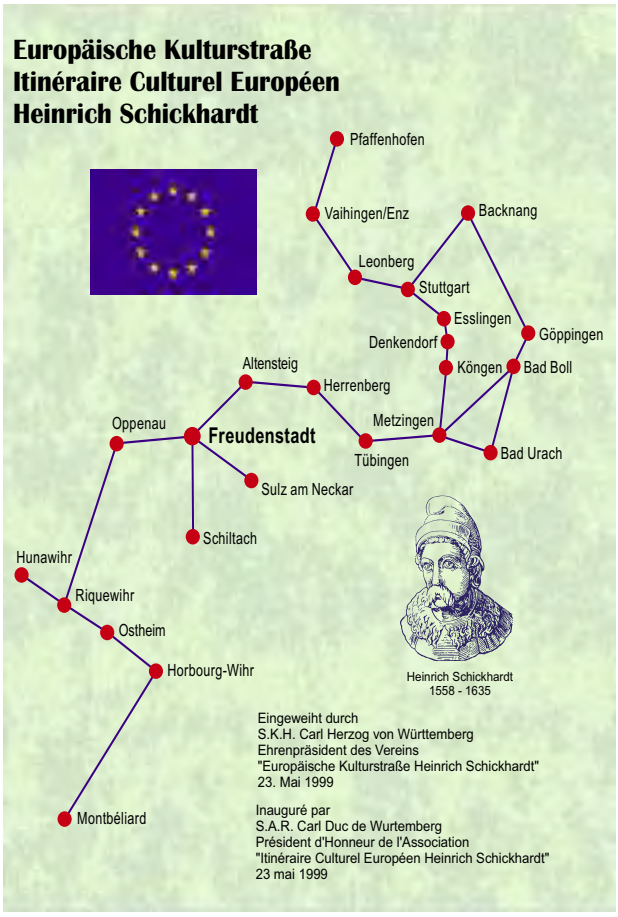
Bodo Cichy: Rudolf Yelin 1864–1940. Seine Zeit – Sein Leben – Sein Werk. Hrsg. vom Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württemberg, Stuttgart 1987.

Fritz Endemann: Die alten Bilder der Judenfeindschaft. In: Schwäbische Heimat 2001/Heft 1.

Martin Faass (Hg.): Der Jesus-Skandal. Ein Liebermann-Bild im Kreuzfeuer der Kritik. Katalog zur Ausstellung in der Liebermann-Villa am Wannsee, Berlin 2009/2010.

Thomas Kaufmann: Luthers Juden. 2., durchgesehene Auflage, Reclam Verlag Stuttgart 2015.

Josef Kreitmaier S. J.: Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik. Freiburg i. Br. 1923.



Bernd-Jürgen Seitz

Der französische Naturforscher Georges Cuvier –
vor 250 Jahren in Württemberg geboren

Fragt man in Deutschland jemanden, ob Georges Cuvier ein Begriff sei, so erhält man entweder verneinende Antworten oder Hinweise auf seine Katastrophen- oder Kataklysmentheorie. Durch diese «Theorie», der zufolge in der Erdgeschichte mehrmals ein Großteil der Lebewesen durch Katastrophen vernichtet wurde und danach andere Organismen aufkamen, machte auch ich in den ersten Semestern meines Biologiestudiums mit Georges Cuvier Bekanntschaft. Bis heute wird mitunter behauptet, Cuvier hätte göttliche «Neuschöpfungen» nach den Katastrophen postuliert, dabei war er einer der ersten Wissenschaftler, die ausschließlich von Fakten ausgingen und jegliche Spekulationen von sich wiesen, darunter auch die im 18. Jahrhundert aufkommenden Ideen der «Transformation» von Arten – das, was wir heute als Evolution bezeichnen. Bereits zu Lebzeiten berühmt wurde der Naturforscher aber vor allem durch seine zahlreichen Abhandlungen zur Paläontologie und zur vergleichenden Anatomie ausgestorbener Säugetiere. Er erkannte auch als Erster, dass Arten überhaupt aussterben können.

Um sich der Frage anzunähern, wer Georges Cuvier war, sollen hier vor allem seine ersten 26 Lebensjahre betrachtet werden, die eng mit Württemberg verknüpft waren. Diese Jahre haben sein weiteres Leben sehr stark geprägt – etliche Kontakte, die er in dieser Zeit geknüpft hat, rissen auch später nicht ab. Die Zeit von der Geburt Cuviers 1769 bis zu seiner Ankunft in Paris 1795 wird im ersten und bisher einzigen Teil der Biografie von Philippe Taquet, von 1981 bis 2000 Direktor des Labors für Paläontologie am Pariser Naturhistorischen Museum, anschaulich und unter Zuhilfenahme zahlreicher Quellen geschildert (Taquet 2006).

Cuvier kam am 23. August 1769 in Mömpelgard zur Welt, heute als Montbéliard in der französischen

Links: Georges Cuvier in jüngeren Jahren. Christoph Heinrich Pfaff schrieb über den jungen Cuvier: «Sein in hohem Grade mageres, mehr längliches als rundes blasses und durch Sommersprossen reichlich markirtes Gesicht war wie von einer dicken Mähne von rothen Haaren unordentlich umwallt, seine Physiognomie verrieth Ernst und selbst eine Art von Melancholie.» Ölgemälde von François-André Vincent.
Rechts: Baron Georges Léopold Chrétien Frédéric Dagobert Cuvier. Gravur von James Thomson (1789–1850).

Cuviers Geburtshaus in Montbéliard, zur Zeit seiner Geburt Teil des Herzogtums Württemberg.

Franche-Comté gelegen. Sein Vater Jean-Georges war bereits 53 Jahre alt und diente in einem Regiment des Königs von Frankreich, seine Mutter Anne-Clemence Catherine war mit 33 Jahren 20 Jahre jünger als ihr Ehemann. Getauft wurde er auf die Vornamen seines Vaters und seiner drei Paten: Jean, Léopold, Nicolas und Frédéric. Den Namen Georges erhielt er erst später von seiner Mutter in Erinnerung an seinen mit zwei Jahren verstorbenen älteren Bruder. Im Jahr 1769 kamen weitere Kinder zur Welt, die später sehr berühmt werden sollten: Acht Tage vor Georges Cuvier erblickte ein gewisser Napoleon Bonaparte in Ajaccio das Licht der Welt, am 14. September wurde Alexander von Humboldt in Berlin geboren.

Von 1780 bis 1784 besuchte Georges Cuvier das Gymnasium von Mömpelgard, wo er neben Französisch, seiner Muttersprache, als weitere Fächer Geschichte, Geographie, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Latein, Griechisch und Hebräisch praktizierte. Auch Recht und Philosophie waren Bestandteile des Unterrichts, weiterhin der lutherische Katechismus und die reformierte Bibel. Während seine Klassenkameraden Vergil und Cicero übersetzten, verschlang der Schüler die «Allgemeine und spezielle Geschichte der Natur» («Histoire naturelle générale et particulière») von Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707–1788), ein Buch, das seinen weiteren Lebensweg bestimmen sollte.

Vor allem Cuviers Mutter wollte, dass ihr Sohn Pfarrer wurde, und so bewarb er sich um ein Stipendium für ein Theologiestudium im Tübinger Stift. Die wenigen Stipendien wurden jedoch anderweitig vergeben. 1784 ergab sich für ihn die Chance, an der Hohen Karlsschule in Stuttgart zu studieren, was für seinen Werdegang entscheidend war. Als er im Mai in Stuttgart ankam, musste er zunächst ein zweitägiges «Assessment-Center» durchlaufen, wie man heute sagen würde. Die Zugangsvoraussetzungen zur Karls-Akademie: man musste männlich und

Mömpelgard – Montbéliard

Mömpelgard wurde im Jahre 1769 von einer auch heute noch erhaltenen imposanten Burg beherrscht, eine auf einem Felsen thronenden Festung am Zusammenfluss der beiden Flüsse Allan und Lizaine. Zu ihren Füßen liegt eine Stadt von damals wenig mehr als dreitausend Einwohnern, Zentrum eines kleinen Territoriums im Herzen der Burgundischen Pforte, 42 Kilometer lang und maximal 25 Kilometer breit. Die geografische Lage und die strategische Bedeutung sorgten dafür, dass die deutschen Kaiser seit dem zehnten Jahrhundert die Oberhoheit über dieses kleine Gebiet zwischen ihrem Reich und dem Königreich von Burgund behielten. 1397 kam Montbéliard an das Haus Württemberg, der deutsche Name Mömpelgard tauchte als «Mümppellgart» erstmals 1464 auf. 1524 versuchte Herzog Ulrich die Reformation einzuführen, die erste evangelische Kirchenordnung (in französischer Sprache) wurde jedoch erst 1537/38 veröffentlicht. Durch das gemeinsame lutherische Bekenntnis entstand eine starke Verbindung zwischen Württemberg und den elsässischen Gebieten. Nachdem Mömpelgard immer wieder von Frankreich bedroht wurde, befestigte der württembergische Baumeister Heinrich Schickhardt die Residenzstadt und baute unter anderem das Renaissance-Schloss und den Temple Saint-Martin, die große lutherische Kirche.

Zwischen 1617 und 1723 regierte ein Zweig der Herzöge von Württemberg in Mömpelgard, das staatsrechtlich unabhängig von Württemberg war. 1723 fiel Mömpelgard wieder an die Stuttgarter Line des Hauses Württemberg, seit 1769, Cuviers Geburtsjahr, residierte dort Friedrich Eugen von Württemberg. Im Zuge der französischen Revolution kam es zu Aufständen, seit 1793 gehörten Stadt und Grafschaft Mömpelgard zu Frankreich.

mindestens sieben (!) Jahre alt sein, gesund und frei von jedem äußerlichen Makel, zumindest lesen und schreiben können und sich zum christlichen Glauben bekennen.

Wie Philippe Taquet in seiner Biografie «Naissance d'un Génie » (2006) schildert, musste der Zögling unter Eid erklären:

- wahre Frömmigkeit zu kultivieren und zu praktizieren,
- dem durchlauchten Herrscher in Unterordnung und Treue zu dienen,
- dem Beauftragten des Fürsten, dem Rektor, dem Kanzler und dem gesamten Senat der Akademie zu gehorchen,
- die Gesetze der Akademie genau und jederzeit treu zu beachten,
- eine ehrliche Moral zu haben, wie es sich für einen gut erzogenen Mann gehört,
- sich jederzeit, aus welchem Grund auch immer, der akademischen Rechtsprechung zu unterwerfen,
- sich niemals gegen die Verfassung und die Würde der Akademie zu stellen oder etwas gegen sie zu unternehmen,
- die Stadt und ihre Universität bei ernstem Verschulden zum festgesetzten Zeitpunkt zu verlassen.

Zwischen 1770 und 1784 besuchten 1100 junge Männer die Karls-Akademie, 42 von ihnen starben während ihres Aufenthalts. 1784, dem Eintrittsjahr Cuviers in die Akademie, gab es sieben Todesfälle wegen einer Gallenfieberepidemie. Um optimal vom Unterricht zu profitieren, musste der Zögling so schnell wie möglich Deutsch lernen. Dem widmete er sich sehr eifrig, übte jeden Tag mit seinen Schulkameraden und las deutsche Bücher. Im ersten Winter, sechs Monate nach seiner Ankunft, freundete sich der bis dahin eher auf sich selbst gestellte Cuvier mit zwei anderen Schülern an, die älter waren als er: Georges-Frédéric Parrot (1767–1852) und Karl Friedrich von Kielmeyer (1765–1844). Letzterer erkannte Cuviers genaue Beobachtungsgabe und sein Talent zum Zeichnen von Pflanzen und Tieren, Cuvier wiederum wurde von Kielmeyers enzyklopädischem Geist, der alle Naturwissenschaften umfasste (Taquet 2006), stark beeinflusst.

Christoph Heinrich Pfaff (1773–1852), der 1782 an die Hohe Karlsschule kam und sich später mit Georges Cuvier anfreundete, beschrieb das Leben an der Schule später folgendermaßen (zitiert nach Behn 1845): *Es fand nämlich für dieses merkwürdige Institut eine militairische Organisation statt. Die dreihundert und oft mehr Zöglinge, welche in diesem Institute als Pensionaire ihre Erziehung erhielten, waren in sechs grosse Abtheilungen eingetheilt, wovon zwei die Söhne der Edelleute und die vier übrigen die der bürgerlichen Familien enthielten. Jede dieser Abtheilungen hatte ihren grossen Schlafsaal und stand unter der Aufsicht zweier Officiere, eines Hauptmanns und Lieutenants, und zweier Unterofficiere. Diese Abtheilungen, in denen die Zöglinge, nach der Zeit ihrer Aufnahme, ihrem Alter und ihrer Grösse vertheilt waren, blieben, wie sie durch ihr Local von einander getrennt waren, auch in ihren Spielen und Recreationen mehr isolirt, und da Cuvier vier Jahre älter wie ich in einer anderen Schlafabtheilung sich befand, so kam ich in keine weitere Berührung mit ihm. Der grosse Hebel in dieser merkwürdigen Anstalt war der Ehrgeiz, der besonders durch öffentliche Auszeichnungen gestachelt wurde. Am Ende eines jeden Semesters wurden öffentliche Prüfungen angestellt, denen der Stifter des Instituts, der Herzog Carl von Würtemberg, durch seine persönliche Theilnahme ein höheres Interesse verlieh, und für jeden der Hauptgegen-*

Im «Château des Ducs de Wurtemberg» in Montbéliard befindet sich ein naturkundliches Museum mit einer «Galerie Cuvier». Der Kern des Baus datiert aus dem 13. Jahrhundert, die markanten Türme stammen aus dem 15./16. Jahrhundert.

Georges Cuvier war in den Jahren 1784 bis 1788 Schüler an der Hohen Karlsschule in Stuttgart, der 1770 von Herzog Carl Eugen gegründeten Bildungsanstalt zur Heranbildung einer Führungselite für das Herzogtum. Kolorierte Lithographie nach einer Zeichnung von Karl Philipp Conz, 1845.

stände, Sprachen sowohl als eigentliche Wissenschaften, waren grosse silberne Medaillen zum Werthe von zwölf Gulden der Preis, mit welchem diejenigen Zöglinge belohnt wurden, die sich in der öffentlichen Prüfung in denselben am meisten ausgezeichnet hatten. Ausserdem fand noch jährlich für eine kleine Anzahl derjenigen, die sich in diesen Prüfungen besonders hervorgethan, namentlich in vier Hauptfächern einen Preis errungen hatten, die besondere Auszeichnung statt, dass sie mit einem stattlich goldenen emaillirten Ordenskreuze geschmückt, und was allerdings einem deutschen Ohre etwas sonderbar klingen muss, mit dem Ehrentitel Chevaliers bezeichnet wurden, ihren eigenen gemeinschaftlichen geräumigeren und mit schöneren Möbeln ausgestatteten Wohn- und Schlafsaal einnahmen, auch in dem grossen gemeinschaftlichen Speisesaal, in welchem die Zöglinge nach ihren Schlafabtheilungen zusammensassen, ihren abgesonderten, mit besseren Speisen versorgten Tisch hatten, welchen sie mit den damals in der Carls-Academie erzogenen Prinzen theilten.

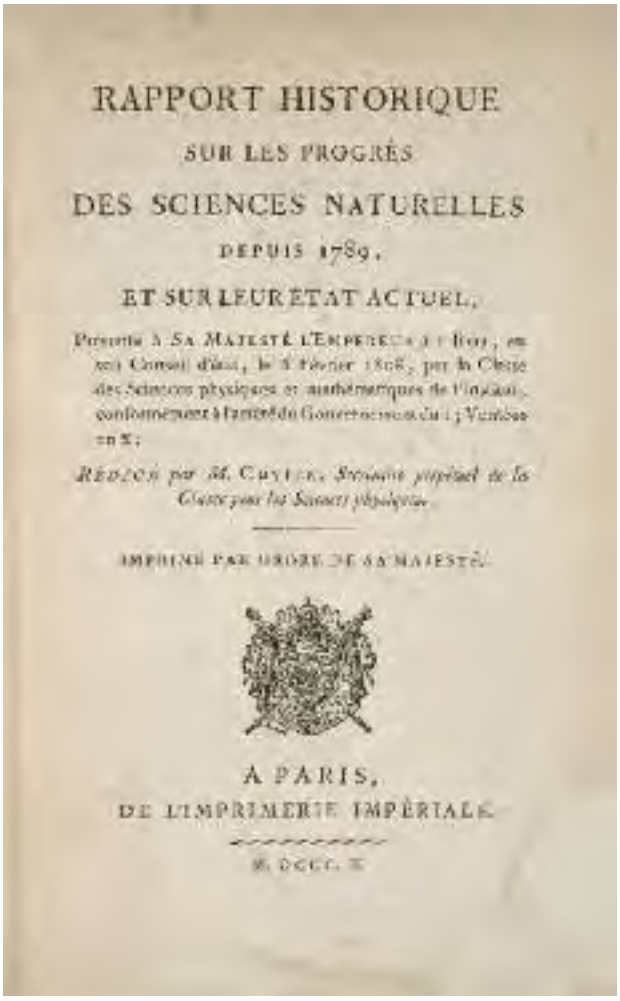
Die Naturwissenschaften spielten beim Studium Cuviers zunächst keine zentrale Rolle. Wegen besserer Karriereaussichten wählte er die Verwaltungs- und Finanzwissenschaften als Schwerpunkt – die gleiche Wahl traf übrigens der gleichaltrige Alexander von Humboldt bei seinem Studium in Göttingen. Daneben belegte er aber auch Kurse in Botanik, Zoologie, Wasserwirtschaft, Forstwirtschaft, Mineralogie, Chemie und Bergbau. Ab Mitte des Jahres 1786 widmete er seine ganze Freizeit der Naturgeschichte, Botanik und Zoologie. Er sammelte alles, was ihm in die Hände fiel, begann ein Herbarium und zeichnete in einem «Diarium Botanicum» und einem «Diarium Zoologicum» seine Beobachtungen auf, begleitet von Zeichnungen. Dies waren die ersten von insgesamt zehn Diarien: Fünf wurden der Botanik und fünf der Zoologie gewidmet, hinzu kam noch ein «Diarium Halieuthicon», das sich den Meeresorganismen widmete, und ein Notizbuch für die Insekten.

Unter den mit Cuvier befreundeten Studenten befand sich auch Baron Friedrich August Marschall von Bieberstein (1768–1826), später Staatsrat des russischen Zaren und Autor einer Flora von Südrussland, des Taurusgebirges und des Kaukasus, und seine zwei Brüder, die ebenfalls berühmt werden sollten.1787 bestand er mehrere Prüfungen mit Bravour, erhielt drei erste Preise der Fakultät für Ökonomie und wurde zum Chevalier (Ritter) ernannt, damals offenbar eine akademische Auszeichnung. Seine Abschlussprüfung fand am 20. April 1788 statt. Einstimmig erhielt er von den Prüfern den ersten Preis der Fakultät für Wirtschaft und Verwaltung. Nach der Prüfung erfüllte sich Cuvier zusammen

mit den beiden Freunden Christoph Friedrich Ihm (1767–1844) und Ernst Franz Ludwig Freiherr Marschall von Bieberstein (1770–1834) einen Herzenswunsch: eine große Wanderung auf die Schwäbische Alb zwischen Stuttgart und Tübingen, über die Cuvier einen Reisebericht schrieb. Nach den Spaziergängen von Jean-Jacques Rousseau waren derartige Fußreisen in Mode, außerdem waren Cuvier und seine Gefährten wohl durch die Reiseberichte und die Arbeiten von Horace- Bénédict de Saussure (1740–1799) beeinflusst, deren erster Band 1779 erschien. Der Schweizer Naturforscher hatte die Alpen erkundet und 1787 den Mont Blanc bestiegen. Tatsächlich beabsichtigte Cuvier später, den Bericht über diese Wanderung an de Saussure zu senden.

Bereits einen Tag nach der Abschlussprüfung im April 1788 brach das Trio auf, um Münsingen über Nürtingen, Kirchheim und die Teck zu erreichen und über Pfullingen und Tübingen wieder nach Stuttgart zurückzukehren. Cuvier war nicht sehr sportlich und nahm sich vor, die Natur in Ruhe zu erkunden und seine Kräfte zu schonen. Seinen auf Deutsch verfassten Reisebericht mit eindrücklichen Landschaftsbeschreibungen, naturkundlichen Beobachtungen und Einblicken in die lokalen Merkwürdigkeiten der Alb und des Voralblandes veröffentlichten Wörz et al. (2009).

Taquet (2006) fasst die Ausbildung Cuviers und ihre Wirkung folgendermaßen zusammen: Nach dem Gymnasium von Montbéliard und einer ersten intellektuellen Bildung an der renommierten Karlsschule in Stuttgart erreichte Cuvier das Niveau derjenigen, die im deutschsprachigen Raum «Kultur» verkörperten. Er war gewissermaßen Teil des kultivierten Bürgertums, des seit dem 18. Jahrhundert aufstrebenden Bildungsbürgertums – der Begriff wurde von Taquet direkt aus dem Deutschen übernommen. Bildungsbürger waren in Berufen beschäftigt, die Universitätsausbildung erforderten, also Ärzte, Rechtsanwälte, Geistliche, aber auch Lehrer, Professoren und leitende Beamte. Varianten dieser sozialen Schicht existierten in vielen Ländern, aber ihr sozialer Einfluss war im 19. Jahrhundert in Deutschland besonders stark. Insbesondere wegen der rückständigen ökonomischen Entwicklung war das Bildungsbürgerturm in vielen deutschen Territorien, ob groß oder klein, wichtiger als das wirtschaftende Bürgertum. Da es keinen Staat mit zentralisierter Wirtschaft gab, machte der deutsche Nationalismus die «Kultur» zur Grundlage der Nation. Was Deutschland seinen Zusammenhalt gab, war vor allem die Produktion von Kultur und Wissen seiner Dichter und Dramatiker, seiner Denker, seiner Komponisten und seiner Wissenschaftler. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass Württemberg mit seinen Exzellenzpolen der Stuttgarter Hohenkarlsschule und des Tübinger Stifts eine ganze Reihe markanter Köpfe im Geistes- und Wissenschaftsleben um 1800 hervorbrachte: Friedrich Schiller (1759–1805), dessen Vater Direktor der Parks und Gärten der herzoglichen Residenz Ludwigsburg war, die Philosophen Friedrich Wilhelm Josef Schelling (1775–1854), der einer der ersten Apostel der Naturphilosophie werden sollte und in einem globalen Erkenntniskonzept versuchte, die Natur und das Denken in seiner Philosophie zu verbinden, Georg Friedrich Wilhelm Hegel (1770–1831), der Ver-


RAPPORT HISTORIQUE

SUR LES PROGRÈS

DES SCIENCES NATURELLES

DEPUIS 1789,

ET SUR LEUR ÉTAT ACTUEL,

Présenté à Sa Majesté l'Empereur [illegible], en son Conseil d'État, le 6 février 1808, par la Classe des Sciences physiques et mathématiques de l'Institut, conformément à l'arrêté du Gouvernement du [illegible] ventôse an X;

Rédigé par M. Cuvier, Secrétaire perpétuel de la Classe pour les Sciences physiques.

IMPRIMÉ PAR ORDRE DE SA MAJESTÉ.

A PARIS,

DE L'IMPRIMERIE IMPÉRIALE.

M. DCCC. X.

Titelblatt des «Historischen Berichts über den Fortschritt der Naturwissenschaften seit 1789 und ihren aktuellen Stand, präsentiert seiner Majestät, dem Kaiser und König, in seinem Staatsrat am 6. Februar 1808, durch die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften des Instituts gemäß Regierungsdekret vom 13. Ventose des Jahres X. Bearbeitet durch M. Cuvier, ständiger Sekretär der Klasse der physikalischen Wissenschaften. Gedruckt auf Anordnung Ihrer Majestät (...), 1810». Die Verantwortung für den naturwissenschaftlichen Teil des Berichts, es gab noch einen mathematischen, machte Cuvier zumindest in diesem Moment der Geschichte zu einem der weltweit bekanntesten Wissenschaftler.

In der Galerie de Paléontologie et d'Anatomie Comparée im Museum für Naturgeschichte Paris erinnert rechts unten im Bild eine Büste an Georges Cuvier, der im Juli 1795, wenige Monate nach seiner Ankunft in Paris, zum stellvertretenden Professor für Tieranatomie ernannt wurde und fünf Jahre später zum Professor für Zoologie. Die jährlich wechselnde Leitung des Museums hatte Cuvier viermal inne. Zu seiner Zeit war das Museum lange mit die wichtigste Naturforschungs- und Bildungseinrichtung der Welt, die Lehrstühle waren besetzt von bedeutenden Biologen und Naturwissenschaftlern.

fechter des systematischen Rationalismus, oder Friedrich Hölderlin (1770–1843), Jugendfreund von Schelling und Hegel in Tübingen.

Cuviers biografischer Weg danach kann hier nur kurz zusammengefasst werden (Taquet 2006, Rudwick 1997): Kurz nach seiner Albwanderung im April 1788 reiste Georges Cuvier aus Stuttgart ab und machte sich auf den Weg nach Mömpelgard, das er Ende August wieder verließ, um eine Stelle als Hauslehrer in der Normandie anzutreten. Zwischen 1788 und 1792 unterhielt Cuvier einen regen Briefwechsel mit seinen Freunden in Württemberg, allen voran Christoph Heinrich Pfaff, der mindestens 30 Briefe erhielt, aber auch mit Ernst Franz Ludwig Marschall von Bieberstein, Gottfried Wilhelm Hartmann, Johann Autenrieth und Karl Friedrich von Kielmeyer. Beim Sturm auf die Bastille im Juli 1789 war Cuvier fast 20 Jahre alt und kaufte zahlreiche Fische auf dem Markt von Caen, um sie zu zeichnen und zu beschreiben. Als er sich Sorgen um seine Eltern machte, erhielt er von seinem Vater die Nachricht, dass es in Mömpelgard noch ruhig war. 1792 wurde schließlich auch Mömpelgard von den Revolutionswirren erfasst, der Statthalter des Stuttgarter Fürsten floh. Nachdem sich Württemberg 1793 auf die Seite der Feinde Frankreichs stellte, fielen französische Truppen in Mömpelgard ein. Montbéliard gehörte fortan zu Frankreich.

Im Frühjahr 1795 brach Cuvier nach Paris auf und begann dort seine unaufhaltsame Karriere, die den jungen, fast unbekannten Naturforscher am 24. April 1795 zum Mitglied des vorübergehenden Ausschusses der Künste, am 26. Mai zum Professor für Naturgeschichte an der «Ecole Centrale» von Paris, am 2. Juli 1795 zum Stellvertreter auf dem Lehrstuhl für Tieranatomie im Museum für Naturgeschichte machte. Am 13. Dezember 1795 wurde er im Alter von 26 Jahren zum Mitglied der Sektion für Anatomie und Zoologie des neu gegründeten «Institut National des Sciences et Arts».

Napoleon Bonaparte, der sich im November 1799 durch einen Staatsstreich zum ersten Konsul erklärte und damit faktisch zum Diktator wurde, hielt sich für den Patron aller Wissenschaften und machte sich zum Präsidenten des 1795 gegründeten «Institut National des Sciences et Arts». Dadurch lernte Cuvier Napoleon persönlich kennen, was ihm ohne Zweifel bei seiner späteren Karriere in der staatlichen Verwaltung half. 1805 hielt Cuvier sowohl am Athenaeum als auch am Collège de France Vorlesungen, die erstmalig den Titel «Geologie» trugen. Diese Vorlesungen rückten ihn mehr als je zuvor ins öffentliche Rampenlicht, er wurde zu einem der prominentesten Wissenschaftler von Paris. Cuvier beabsichtigte, seine Geologie im Gegensatz zu den meisten seiner Vorgänger zu einer auf Fossilien beruhenden Wissenschaft zu machen, da diese die historischen Veränderungen belegten, denen die Erde unterzogen war.

Anfang 1808 präsentierte das Institut Napoleon einen großen zusammenfassenden Bericht über den Fortschritt der Wissenschaften seit Beginn der Revo-

lution 1789. Die Verantwortung für den naturwissenschaftlichen Teil des Berichts (es gab noch einen «mathematischen») machte Cuvier zumindest in diesem Moment der Geschichte zu einem der weltweit bekanntesten Wissenschaftler. Obwohl der Bericht in der Absicht erstellt wurde, dem französischen Imperium, das Napoleon gerade durch Eroberungen auf fast ganz Westeuropa ausdehnte, kulturellen Ruhm zu bringen, wiesen die Autoren ausdrücklich jeden engen Chauvinismus zurück und richteten ihren Überblick über die Wissenschaften an eine internationale Leserschaft.

Vielleicht war es die enge Bindung Cuviers an die protestantische Kirche, die viele annehmen ließ, er wolle mit seinen Theorien die Autorität der Bibel unterstützen. Davon war Cuvier jedoch weit entfernt: Seine Schriften zeigen, dass er allen alten Texten kritisch gegenüberstand und auch niemals für den Wahrheitsgehalt der Schöpfungsgeschichte, der

Das «Megatherium», Riesentier. In einer Publikation stellte Cuvier fest, dass das von ihm benannte Tier zu den Edentata, den Zahnarmen gehört, zu denen heute die Ameisenbären und Faultiere zählen. Kupferstich aus: «Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation: als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie», Leipzig 1831–1843, Tafel 72.

Sintflut oder anderer Bibeltexte eintrat. Vor allem zeigte Cuvier eine völlige Abstinenz gegenüber der damals in England vorherrschenden Naturtheologie. Dennoch wurde Cuvier oft als Erzfeind aller Theorien der organischen Evolution verunglimpft, und er war tatsächlich ein unerbittlicher Gegner des «Transformismus» von Jean-Baptiste de Lamarck (1744–1829), seines Kollegen am naturhistorischen Museum von Paris. Seine Schriften standen jedoch eher für ihre extreme Vorsicht gegenüber Spekulationen über die Entstehung von Arten oder größeren Gruppen, und er trat nie für eine übernatürliche Schöpfung ein. Ihm wurde vorgeworfen, dass er den Fortschritt der Erdwissenschaften aufhielt, indem er einen extremen «Katastrophismus» vertrat, der die Macht der in der Gegenwart zu beobachtenden «aktuellen Ursachen» ignorierte. Seine Schriften zeigen aber, dass sowohl seine Anatomie der Fossilien als auch seine Geologie bewusst auf sorgfältigem

Salle Cuvier im Naturkundlichen Museum im Schloss der Herzöge von Württemberg in Montbéliard.

«aktualistischem» Vergleich mit lebenden Tieren und gegenwärtigen geologischen Prozessen beruhten, und dass er nur dort Katastrophen bemühte, wo seiner Meinung nach gegenwärtige Prozesse die Beobachtungen nicht erklären konnten. Es war für Cuvier sekundär, die physikalischen Ursachen der Katastrophen zu identifizieren. Beobachtungen wurden für ihn erst zu «Fakten», wenn sie zuverlässig interpretiert werden konnten.

Georges Cuvier starb 1832 an den Folgen einer Cholera-Infektion, die – welche Ironie des Schicksals – die Spätfolge einer Katastrophe war: des Ausbruchs des Tambora in Südostasien im Jahr 1815. Es wird geschätzt, dass 10.000 Menschen direkt durch die Auswirkungen des Ausbruchs starben. Durch die folgenden Flutwellen, Hungersnöte und Krankheiten starben etwa 100.000 weitere. Die Cholera-Pandemie von 1817, die sich vom indischen Kontinent über die ganze Welt ausbreitete, wird hauptsächlich auf den Ausbruch des Tambora zurückgeführt (D'Arcy Wood 2015). Die Cholera erreichte um 1830 Europa und brach zunächst im Baltikum und in Polen aus. 1831 erreichte sie England, 1832 Frankreich, wo eines ihrer Opfer Georges Cuvier war.

LITERATUR:

Behn, W.F.G. (Hg.) (1845): George Cuviers Briefe an C.H. Pfaff aus den Jahren 1788 bis 1792, naturhistorischen, politischen und literarischen Inhalts. Nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier von C.H. Pfaff. Schwer'sche Buchhandlung, Kiel.
D'Arcy Wood, G. (2015): Vulkanwinter 1816: Die Welt im Schatten des Tambora. Theiss/wbg, Darmstadt.
Rudwick, Martin J.S. (1997): Georges Cuvier, Fossil Bones and Geological Catastrophes. The University of Chicago Press.
Seitz, Bernd-J. (2019): Georges Cuvier und die Katastrophen – von Krisen und Chancen. wbg, Darmstadt.
Taquet, Philippe (2006): Georges Cuvier: Naissance d'un Génie. Odile Jacob, Paris.
Wörz, Arno, Gitta Oettle, & Martin Engelhardt (2009): Georges Cuviers «Reise auf die Württembergische Alb» – ein zeit- und wissenschaftsgeschichtliches Dokument. – Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg 165/1: 301–336

Zum 250. Geburtstag von Georges Cuvier 2019 hat der Autor ein Buch veröffentlicht, das sich den Katastrophentheorien des bedeutenden Paläontologen widmet. Es geht auf die Geschichte der Katastrophen und ihre Auswirkungen bis hin zu unserem individuellen Leben ein. Die Kernfrage: Können Katastrophen auch positive Folgen haben? Bernd-Jürgen Seitz: Georges Cuvier und die Katastrophen – von Krisen und Chancen, wbg Darmstadt 2019.

Ulrich Maier

Asyl im Zabergäu

Das Flüchtlingsschicksal der Waldenserfamilie Conte und die Gründung Nordhausens

Ihre Gräber sind längst verschwunden, aber ihr Name, eingelassen in eine Steinplatte auf dem Gehsteig, dort wo einst ihr Siedlungshäuschen stand, erinnert noch heute an sie. Vor über 300 Jahren kamen Jacques Conte und seine Tochter Marie als Asylanten aus dem Piemont nach Württemberg. Sie zählen zu den Gründern des Waldenserdorfs Nordhausen, das heute eine Teilgemeinde von Nordheim im Kreis Heilbronn ist. Flucht und Vertreibung, Ausgrenzung und Integration von Flüchtlingen sind ein immer wiederkehrendes Phänomen der Menschheitsgeschichte. Das war vor dreihundert Jahren nicht anders. Durch jahrzehntelange Kriege war Südwestdeutschland am Ende des 17. Jahrhunderts schwer in Mitleidenschaft gezogen. Weite Gebiete waren entvölkert und die landwirtschaftlichen Nutzflächen ganzer Gemarkungen lagen verwildert. Viele Bewohner aus den besonders schwer betroffenen Regionen waren vor den Kriegen geflohen oder

Herzog Eberhard Ludwig (1676–1733) nahm 1699 und 1700 aus dem Piemont vertriebene Waldenser auf und siedelte sie im Rahmen seiner Repeublierungs-Politik im Nordwesten des Herzogtums an, meist auf Markungen, in denen seit den Kriegen des 17. Jahrhunderts noch viele Flächen öd lagen. Gemälde eines unbekannten Malers, um 1720, Ahnengalerie im Schloss Ludwigsburg.

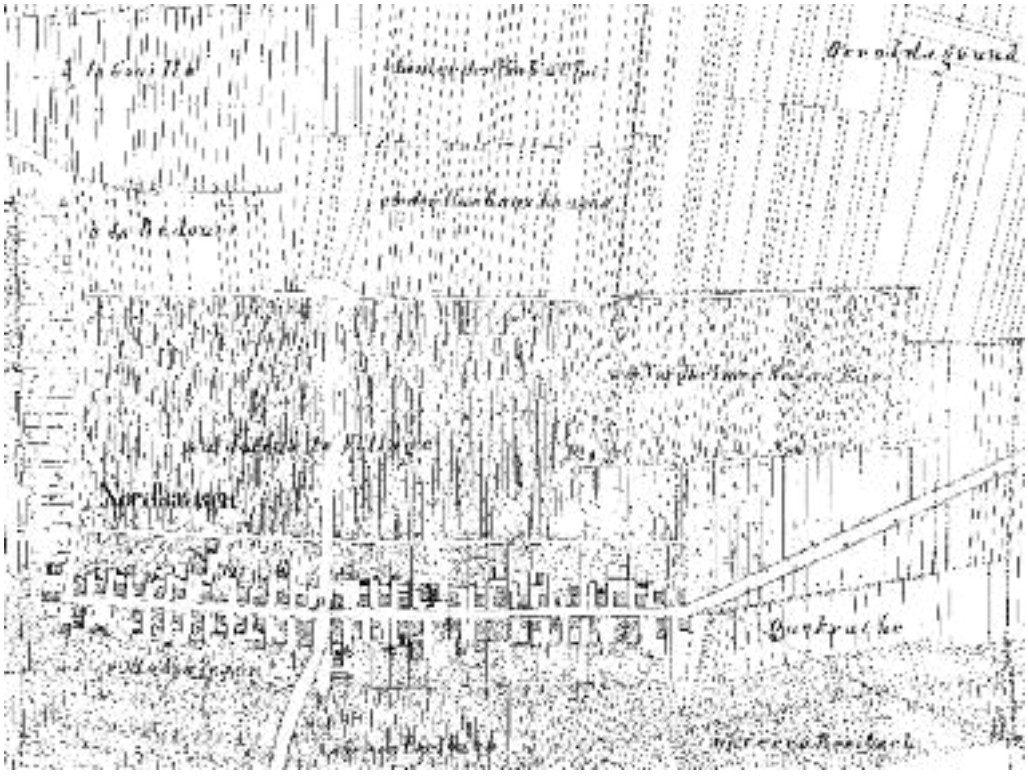
Erinnerungsstele an die 1699 in Württemberg aufgenommenen 3000 Waldenser und Hugenotten aus dem Piemont im Garten des Museums im restaurierten Wohnhaus von Waldenser - pfarrer Henri Arnaud in Ötisheim-Schönenberg.

ihren Auswirkungen zum Opfer gefallen. Fürsten wie Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg hatten deshalb nach dem Dreißigjährigen Krieg und den Folgekriegen gegen Frankreich gesteigertes Interesse an einer Zuwanderung von protestantischen Flüchtlingen, die etwa im Zuge der Gegenreformation aus katholischen Ländern wie Österreich oder Frankreich vertrieben worden waren und – wie die Familie Conte – nach Aufnahmeländern suchten, wo sie nach ihrem Glauben leben konnten. Eberhard Ludwig setzte ihre Ansiedlung gegen Widerstände in der eigenen Bevölkerung und vor allem der lutherisch geprägten Geistlichkeit durch. Wenn es sich um calvinistische Flüchtlinge handelte, meinten manche württembergische Prälaten, Calvinisten

In der Luftaufnahme wird die Anlage des Waldenserdorfes Nordhausen deutlich: Eine 1705 angelegte schnurgerade Straße führt von West nach Ost. Auf beiden Seiten wurden die Grundstücke für die Siedlungshäuser abgesteckt.

seien schlimmer als Katholiken. Der Waldenser Jacques Conte und seine Tochter stammten aus den Cottischen Alpen, dem umkämpften Grenzgebiet im Piemont zwischen Frankreich und dem Herzogtum Savoyen, das zu dieser Zeit noch zum «Heiligen Römischen Reich» gehörte. Die Waldenserkirche geht auf Petrus Waldes zurück, einem reichen Kaufmann aus Lyon, der im 12. Jahrhundert eine Gemeinde um sich scharte, seinen Reichtum den Armen gab und eine an den Idealen des Urchristentums orientierte Bruderschaft gründete. Obwohl der Erzbischof von Lyon ihn und seine Anhänger exkommunizierte, breitete sich seine Lehre unaufhaltsam über ganz Europa aus. Ständigen Verfolgungen der päpstlichen Inquisition ausgesetzt, konnten sich die Waldenser schließlich nur in schwer zugänglichen Regionen wie den Alpentälern zwischen Italien und Südfrankreich halten.

Mit den Waldensern flohen Ende des 17. Jahrhunderts aber auch viele Hugenotten aus den angrenzenden französischen Gebieten. Diese waren ebenso wie die Waldenser Protestanten, genauer gesagt Cal-

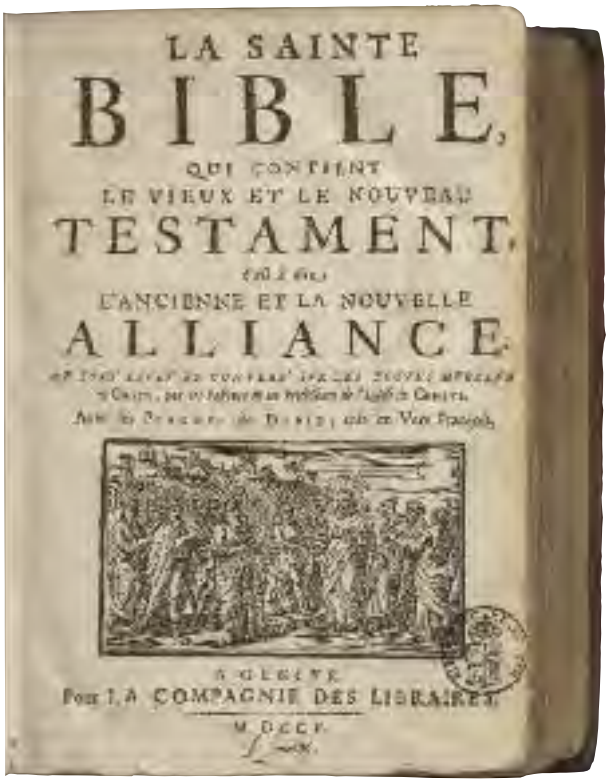


Im Katasterplan von Nordhausen 1835 sind noch zahlreiche Flurnamen in französischer Sprache verzeichnet. So etwa links über dem Ortsnamen «au dessus le Village» («oberhalb des Dorfes»), «à la Redoute» («bei der Schanze»), «à la Gouille» («beim Tümpel»).

vinisten. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sie sich der Reformation nach Calvin angeschlossen. Die Unterscheidung zwischen Hugenotten und Waldensern ist nicht so einfach. Die meisten der bekannten Waldenserpfarrer in Deutschland wie der legendäre Henri Arnaud waren eigentlich als Angehörige der reformierten Kirche in Frankreich keine Waldenser, sondern Hugenotten. Studiert hatten sie meist in Genf. In den Aufnahmeländern Württemberg und Hessen bezeichnete man dennoch alle Glaubensflüchtlinge aus dem Piemont, die um 1700 nach einer 15 Jahre dauernden Odyssee in Deutschland angesiedelt wurden, mit der Sammelbezeichnung «Waldenser». In der Bevölkerung nannte man sie «Welsche».

Unter den Flüchtlingen aus dem Pragelatal, wie das obere Chisone-Tal auch genannt wird, befand sich Jacques Conte mit seiner Familie. Er stammte aus Chambons, einem Teilort von Mentoulles. Um das Jahr 1636 wurde er dort als Sohn eines Bergbauern geboren. In den Sechzigerjahren des 17. Jahrhunderts heiratete er Marguerite Blanc. Sie bekamen drei Kinder, von denen eines kurz nach der Geburt starb. Bald darauf begannen auch im Pragelatal die Rekatholisierungsmaßnahmen Frankreichs, die schließlich zum Verbot der reformierten Glaubensrichtung 1685 führte. Um das Edikt durchzusetzen, schickte Ludwig XIV. Dragoner ins Tal, die in den Häusern der Reformierten einquartiert wurden, mit dem erklärten Ziel, sie zu drangsalieren und zum Übertritt zum Katholizismus gefügig zu machen. Unter denen, die unter Zwang konvertierten, war auch die Familie von Jacques Conte.

Waldensergehöft in Piemont. Die Waldenser waren Bergbauern und lebten von der Viehzucht. An den Südhängen kultivierten sie Esskastanien, die für die Ernährung eine große Rolle spielten. Auch Kartoffeln wurden angebaut.



Bibel von 1705 aus der Waldenserkolonie Neuhengstett (Bourcet), eine der ältesten erhaltenen Bibeln einer deutschen Waldensergemeinde. Diese bezogen die Bibeln aus Genf, wo auch die meisten Waldenserpfarrer ausgebildet wurden. Die Bibeln gehen auf Pierre-Robert Olivetan zurück, einen Cousin von Jean Calvin. Die Waldenser beauftragten ihn 1532 mit einer Bibelübersetzung und schlossen sich fortan der Reformation nach Calvin an.

Andere Pragelaner zogen es vor, mit ihrem damaligen Pfarrer Daniel Martin zunächst in die Schweiz und dann in deutsche Länder nach Deutschland auszuwandern. Oder sie scharten sich um den Waldenserpfarrer und -oberst Henri Arnaud, um gegen die Franzosen zu kämpfen. Um den Exodus aus den französischen Waldensertälern aufzuhalten, ließ Frankreich die Grenzen jahrelang scharf bewachen und verbot den Zwangskatholisierten unter Androhung strenger Strafen, ebenfalls auszuwandern. Als 1687 die Grenzwächter endlich abzogen, machten sich an die 400 Bewohner Mentoulles, darunter auch Jacques Conte mit seiner Frau und den beiden Kindern Jean und Marie, auf den Weg nach Genf.

Der Flüchtlingszug über die Cottischen Alpen wandte sich Richtung Norden zum Genfer See. Auf dem schnellsten Weg wollten die Waldenser französischen Boden verlassen. Ihr Pfarrer Jacques Papon beschrieb die Flucht aus den Waldensertälern über die Alpen in die Schweiz mit folgenden Worten: *Regen, Schnee und Kälte schienen sich verschworen zu haben, uns wieder zum Umkehren zu veranlassen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals so unter Unwettern gelitten zu haben, vor allem auf dem Mont Cenis. Unsere Alten, unsere Frauen und unsere kleinen Kinder waren*

Waldensertäler im Piemont. Die rote Linie zeigt die heutige Grenze zwischen Frankreich und Italien, die grüne Linie die Grenze zwischen der französischen Dauphiné und Piemont um 1700. Das Pragelatal gehörte zu Frankreich, das Perosatal zum Herzogtum Savoyen, war allerdings von 1630 bis 1696 von Frankreich besetzt (violette Fläche).

ganz erstarrt und schienen zu unterliegen. Trotzdem sind wir alle hinübergekommen. Und als wir in Genf ankamen, waren wir alle frisch und gesund, als wenn wir überhaupt nichts gelitten hätten. Personen, 70, 80 und 100 Jahre alt, und andere, kaum 7 oder 8 Jahre alt, haben keine Unbequemlichkeit verspürt nach einem Fußmarsch von 12 oder 13 Tagen, beladen mit Gepäck und meistens in Wasser und Dreck. Wir haben einander geholfen. Und keiner hatte Mangel an Brot. Gestehen wir es nur, es war ein Wunder von dem, der seine Kraft in uns Schwächsten und in unseren größten Gebrechen vollendete.[1]

In Genf konnten die Flüchtlinge nur kurz bleiben – auch aus politischen Gründen, denn der kleine calvinistische Stadtstaat grenzte direkt an das mächtige Frankreich. So heißt es in einem Brief: *Vorige Woche kamen 2900, gestern noch 200. Wir behalten sie nur wenige Tage hier. Es kommen viele Flüchtlinge, besonders seit einem Monat. Die ganze Stadt ist voll. Wir müssen sie weiterschicken, weil immer neue kommen. Auch der französische Gesandte drängt dazu.*[2] Von Genf ging es über Lausanne, Payerne, Avenches weiter nach Bern. Unterwegs in den Schweizer Dörfern mit Brot, Wein und Suppe versorgt, kamen die Waldenser in der Kantonalhauptstadt Bern zunächst im Spital unter. Die Kantonalregierung wandte sich in einem Rundschreiben an ihre Gemeinden: *Von den Glaubensgenossen aus den piemontesischen Tälern, sonsten Waldenser genannt, ist eine Anzahl schon da. Noch mehr kommen. Sie werden in deutschen Landen auf dem Land untergebracht. Dass ein jeder an dieser Liebesbürde etwas tragen helfe. Wir denken, dass die Leute sechs Monate im Land bleiben. Die Prädikanten sollen durch Predigen und Vorbild helfen. Wie viele kann man aufnehmen?*[3]

Der Quelle ist zu entnehmen, dass man auf eine Aufnahme in protestantischen deutschen Staaten hoffte. So kam Jacques Conte mit seiner Familie im November 1687 nach Schaffhausen. Wochen später waren die Flüchtlinge in Heidelberg angekommen. Quellen aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe belegen, vor welchen Problemen die Stadtverwaltung stand: 400 Flüchtlinge mussten irgendwie vorläufig untergebracht werden, im Universitätslazarett 65 Personen (20 davon krank), in der Zunftstube der Fischer 56 Personen (15 davon krank), in der Schuhmacherstube 60 Personen (2 davon krank) – soweit die Einrichtungen, welche die meisten Flüchtlinge aufnahmen, Männer, Greise, Frauen, Kinder. Weiter heißt es: *Für ihre Kleidung benötigt man 275 Gulden. Der Straßenbettel wurde ihnen untersagt. Ob man die Gesunden nicht bei den Bauern arbeiten lassen könnte?*[4]

Pfarrer Daniel Martin hatte inzwischen mit verschiedenen deutschen Kleinstaaten wegen einer Aufnahme der Flüchtlinge verhandelt und schließlich bei der Fürstin von Schaumburg erreicht, dass in ihrem Land sich ein Teil seiner Leute ansiedeln konnten. Im Dezember 1687 kam Jacques Conte mit seiner Familie in das kleine hessische Fürstentum. Ein Jahr später begann der Pfälzische Erbfolgekrieg. Französische Truppen zogen über den Rhein und Pfarrer Martin floh mit seiner Gemeinde ein weiteres Mal bis in die Nähe von Marburg. In dieser Zeit starb Jacques Contes Ehefrau Marguerite und er zog mit seinen beiden Kindern in die Grafschaft Nidda, südlich von Marburg, wohin sich über 300 waldensische Flüchtlinge gewandt hatten. Bis 1693 lässt sich Jacques Conte und seine Tochter Marie hier nachweisen. Sie tauchen in den Unterstützungslisten der reformierten Gemeinde in Frankfurt auf, die sich um die Flüchtlinge in Hessen kümmerten. Sein Sohn Jean scheint in dieser Zeit bereits wieder in Savoyen an der Seite des Pfarrers und Obersts der Waldenser Henri Arnaud für die Befreiung der Heimat

gekämpft zu haben, denn wenig später wird er dort als Leutnant erwähnt.

Als evangelischer Held, großer Führer der Waldenser, treuer Führer seines Volkes oder ehrwürdiges Haupt seines Volkes wurde in der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts Henri Arnaud häufig glorifiziert. Der Waldenserforscher Theo Kiefner versuchte dagegen in seiner Arnaud-Biografie der kritiklosen Glorifizierung eine nüchterne Betrachtung der überlieferten Fakten gegenüberzustellen und scheute sich nicht, auch Schattenseiten seiner Persönlichkeit aufzuzeigen. Dazu gehörte insbesondere sein fanatischer Glaube, als Gottes Werkzeug den Kampf gegen die Vertreibung aus den Waldensertälern und gegen die Rekatholisierungsmaßnahmen Frankreichs aufzunehmen. So setzte Arnaud auf Widerstand und wagte den Kampf mit waldensischen Partisanen gegen die Übermacht französischer Truppen. Auf kritische Stimmen aus den eigenen Reihen oder von Diplomaten in der Schweiz hatte er nicht gehört oder sogar versucht, sie den Waldensern zu verheimlichen. *Beharrt nicht auf einen unsinnigen Widerstand! Verpasst nicht die letzte Gelegenheit, einer völligen Vernichtung zu entgehen!*, so hatten die Schweizer Gesandten am Hof in Turin 1686 gefordert, denn sie wussten, dass der bewaffnete Widerstand der Waldenser gegen das mächtige Frankreich aussichtslos war. Auch die Mehrheit der Waldenserpfarrer hatte vor solchen Plänen gewarnt und bereits im Jahr 1686 für die Auswanderung plädiert. Ein Großteil vertraute aber den Versprechungen Arnauds. Kiefner nennt die Folgen: 8.000 Waldenser starben im Kampf und im Gefängnis, 1.000 Kinder wurden verschleppt und auf katholische Familien in Savoyen verteilt, 2.500 schwuren unter Zwang ihrem Glauben ab. Nach der Niederlage gelang Arnaud die Flucht aus Frankreich nach Genf; *verkleidet als Maultiertreiber* schreibt eine Quelle, eine andere *verkleidet als Pilger.*

Einer Ansiedlung der Vertriebenen in Brandenburg oder anderen deutschen Ländern stand Arnaud kritisch gegenüber. Er setzt weiter auf die baldige Rückkehr. Unter den in die Schweiz Geflüchteten warb er für eine Fortsetzung des Krieges. Die Schweiz wehrte sich mit allen Mitteln gegen solche Pläne. So entzog der Kanton Neuenburg Arnaud sogar die Predigterlaubnis und die Kantone Zürich und Bern forderten die Nachbarkantone auf, die Waldenser nicht durchziehen zu lassen. Die Regierung von Bern verlangte schließlich die Verhaftung von Arnaud. Der wandte sich an die Stadtrepublik Genf, deren Regierung ihn aber ebenso zurückwies, mit der Begründung: *Er sei ein ungestümer Aufwiegler. Er habe die Flüchtlinge in ihrem Unternehmen sehr gestärkt. Man könne ihn hier nicht mehr dulden.*[5]

Niederlassungen der Waldenser (blau) im westlichen Deutschland. Einzig in Württemberg sind Ortsnamen aus der alten Heimat erhalten geblieben, etwa Pinache und Perouse.

Unbeeindruckt und gegen alle Widerstände warb Arnaud weiter für eine bewaffnete Rückkehr, während ein Großteil der Waldenser bereits in Brandenburg, in Württemberg und in der Pfalz angekommen war. Um auch dort für seine Pläne zu werben, reiste Arnaud über die Schweizer Grenze nach Deutsch-

Henri Arnaud war Pfarrer, Heerführer und politischer Kopf der in Württemberg angesiedelten Waldenser. Erst Waldenserforscher Theo Kiefner weist in einer nüchternen Betrachtung der überlieferten Fakten auch auf die Schattenseiten des bis weit ins 20. Jahrhundert hinein glorifizierten Mannes hin. Büste am Brunnen in Perouse, 1899.

land, obwohl hier eine hohe Belohnung auf seine Ergreifung ausgesetzt war. In seinem Steckbrief war zu lesen: *Von kleiner Statur und Haupt, dickleibig, rotes Gesicht, heller Bart, helle, kastanienbraune Haare, dicke Augenbrauen, dunkelblaue Augen, mittelmäßiger Mund, 33 Jahre alt.*[6] In einem anderen Steckbrief wird darauf verwiesen, dass er kein Pfarrerhabit trage, sondern zur Tarnung seinen weltlichen Kleidungsstil häufig wechsle.

Im August 1689 hatte er knapp 1.000 Mann zusammen, mit denen er den Genfer See überquerte und in wenigen Tagen unter mehreren erfolgreichen Gefechten gegen die französischen Besatzungstruppen in die Waldensertäler einmarschierte. Zugute kam ihm dabei, dass der Herzog von Savoyen Viktor Amadeus II. inzwischen die Fronten gewechselt hatte und mit Arnaud sowohl Frieden als auch ein Bündnis gegen den gemeinsamen Feind schloss. Zusammen mit den savoyischen Truppen gelang es in den folgenden Monaten, die französischen Besatzungssoldaten aus den Heimattälern zu vertreiben. Darauf rief der Herzog die Waldenser in Deutschland zur Rückkehr auf und an die 2.000 Flüchtlinge kamen, darunter auch viele Frauen, Kinder und Alte. Henri Arnaud warb für die Rückkehr: *Es fehlt weder an Land, noch an Geld, noch an Gütern. Es ist Zeit, das heilige Zion wieder aufzubauen.* Tatsächlich war es ihm gelungen, aus den Niederlanden und aus England großzügige Unterstützungszahlungen zu erhalten.

Unter den Waldensern, die sich auf den Weg in die alte Heimat machten, war auch Jacques Conte mit seiner Tochter Marie. Am 2. Oktober 1693 erscheint sein Name in einer Unterstützungsliste in Zürich. Über Graubünden und Mailand zogen die beiden weiter nach Savoyen, ließen sich aber, wie die meisten Pragelaner, nicht mehr in ihrer alten Heimat, dem gefährdeten Grenzgebiet, sondern weiter südlich im savoyischen Torre Pellice nieder, wo Jacques Sohn Jean ein Mädchen aus ihrer Heimatgemeinde Mentoulles geheiratet hatte. Pfarrer in Torre Pellice war damals Jean Giraud, der spätere Pfarrer der württembergischen Waldenserkolonie Pinache.

Doch die Freude über die *Glorieuse Rentrée* währte nicht lange, denn Frankreich verfolgte weiter auf diplomatischem Weg zielstrebig seine Rekatholisierungspolitik. In einem geheimen Abkommen mit dem Herzog von Savoyen erreichte Ludwig XIV., dass ehemals französische Protestanten in Savoyen nicht geduldet werden sollten. Das betraf einen Großteil der zurückgekehrten Waldenser, auch die Familie Conte, die aus dem nördlichen, zu Frankreich gehörenden Chisone-Tal stammten. In sieben Gruppen zogen 1698 an die 3.000 Waldenser unter Arnauds Führung erneut zunächst in die Schweiz. Arnaud verhandelte nun mit Unterstützung der niederländischen und englischen Regierung um vorübergehende Niederlassungsmöglichkeiten in evangelischen Fürstentümern des Reiches, denn seinen Plan einer erneuten bewaffneten Rückkehr hatte er immer noch nicht aufgegeben. Besonders Hessen und Württemberg schienen ihm geeignet. Von da war der Weg zurück über die Schweiz in die Waldensertäler nicht so weit, wie etwa aus Brandenburg, das auch Bereitschaft gezeigt hatte, Waldenser aufzunehmen.

So gelangte die Familie Conte auf Rheinschiffen von Basel nach Hessen-Darmstadt und weiter nach Nauheim, wo Jacques Sohn, der Leutnant Jean Conte, bald verstarb. Nauheim war jedoch nur als Übergangsunterbringung vorgesehen. Im Sommer 1699 kam Jacques Conte mit seiner Tochter in die Grafschaft Wächtersbach, wo die Waldenserkolonie Waldensberg gegründet wurde. Dort starb nach wenigen Wochen auch sein Enkel Jean-Jacques. Die Lebensbedingungen und Zukunftsperspektiven für die etwa 360 Kolonisten aus Mentoulles, Fenestrelles und Usseaux in Waldensberg waren denkbar schlecht. Es gab nicht genug Ackerland und das

Wasser musste aus dem Tal in einem halbstündigen Fußmarsch auf den Waldensberg hinaufgetragen werden. So baten bereits nach einigen Monaten an die zweihundert Waldenser den Grafen von Wächtersbach, wieder abziehen zu dürfen, um sich in Württemberg ansiedeln zu können, wo die Waldenser aus dem unteren Chisone-Tal in den Kolonien Dürrmenz und Schönenberg, Großvillars und Kleinvillars bei Knittlingen, Perouse, Pinache, Serres und Lucerne (Wurmberg) Aufnahme gefunden hatten. So baten im Jahr 1700 rund 200 Flüchtlinge aus Waldensberg den Herzog von Württemberg, sie in seinem Land aufzunehmen.

Jacques Conte zählte zu den Gründern Nordhausens. Seine Tochter Marie heiratete dort 1701 Alexandre Blachier, einen Hugenotten aus der Dauphiné. Jacques Conte überlebte die Zerstörung des Barackendorfs durch französische Truppen im Jahr 1707, bevor er am 16. Januar 1709 in Nordhausen starb. Sein Schwiegersohn Alexandre Blachier machte sich 1707 mit seiner Frau erneut auf die Flucht, hielt sich eine Zeitlang in Frankfurt auf, dann in der Schweiz, erwog eine Auswanderung nach Preußen, kehrte aber bald wieder nach Nordhausen zurück. Dort starb er 1738. Seine Ehefrau Marie, die mit ihrem Vater 1687 ihr Heimattal verlassen hatte, wurde 75 Jahre alt und starb 1745 in Nordhausen.

Das Bild der alten Waldenserkolonie Nordhausen ist heute noch erkennbar. Schnurgerade verläuft die Hauptstraße durch das Dorf im westlichen Landkreis Heilbronn. Vor über 300 Jahren wurde das von württembergischen Feldvermessern so bestimmt. Auf beiden Seiten der Straße sollten die in Württemberg aufgenommenen Flüchtlinge aus dem französisch-savoyischen Grenzgebiet ihre Siedlungshäuschen bauen. Eigentlich sollte die Kolonie «Mentoulles» heißen, wie das Heimatdorf, aus dem die meisten von ihnen stammten. Aber die Leute aus den Nachbarorten Usseaux und Fenestrelles – nicht ganz so zahlreich wie die Mentouller unter den neuen Siedlern vertreten – wehrten sich dagegen. So entschied die Regierung in Stuttgart, dass der Ort Nordhausen genannt werden sollte, gebildet aus Hausen und Nordheim, auf deren Gemarkung die Kolonie angelegt wurde. Andere Waldenserdörfer in Württemberg konnten ihre Namen aus der alten Heimat mitnehmen und fallen heute durch ihre französischen Namen auf, wie etwa Perouse, Pinache oder (Groß-) Villars.

Die Integration der Waldenser zog sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Noch heute besinnen sich viele Nachfahren der Vertriebenen von damals ihrer Wurzeln und pflegen die Erinnerung an ihre waldensischen und hugenottischen Vorfahren, denn ein waldensisches Identitätsbewusstsein blieb bis in die

In einem der letzten erhaltenen Siedlungshäuschen aus der Gründerzeit richtete der Verein Waldenserort Nordhausen ein sehenswertes kleines Museum ein; ergänzt durch einen Waldenser-Lehrpfad durch das Dorf und Gehwegplatten mit den Namen der ersten Siedler vor den einstigen Hofstellen.

Gegenwart bestehen und hielt sich beispielsweise in Württemberg auch nach der Eingliederung der einst selbstverwalteten Waldenserkirche in die evangelische Landeskirche im 19. Jahrhundert. Diese Tradition hängt auch mit der langen kommunalen Selbstständigkeit zusammen, die das Herzogtum Württemberg den Waldensergemeinden zugestand, und freilich auch mit den zahlreichen französisch klingenden Familiennamen, die an die Herkunft der Ahnen erinnern.

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert hat sich die Traditionspflege in den ehemaligen Waldenserkolonien eindrucksvoll intensiviert. Heute gibt es neben der «Deutschen Waldenservereinigung» mit Sitz in Ötisheim-Schönenberg auch örtliche Vereine, die das historische Erbe pflegen, wie etwa der rührige Verein «Waldenserort Nordhausen», der in einem der letzten erhaltenen Häuschen aus der Gründerzeit ein sehenswertes kleines Museum über die Flucht und Ansiedlung der Flüchtlinge aus dem Pragela-Tal und ihre Nachfahren eingerichtet hat. Vor dem Museum steht die Stele «Waldenserkerze» des zeitgenössischen Bildhauers Hermann Koziol mit Darstellungen zur Waldensergeschichte. Ein Bildfries nimmt auf die Einführung der Kartoffeln durch die Waldenser im Herzogtum Württemberg Bezug. Tatsächlich findet sich in den Nordhausener Urkunden der erste Beleg dafür. Wie der Verein in Nordhausen an die Geschichte der Einwanderer erinnert, ist beispielhaft. Auf einem «Waldenserpfad» durch das alte Dorf wird der Besucher auf Informationstafeln über die Geschichte des Waldenserdorfs informiert. Wo die ersten Häuser der Gründer standen, sind in den Straßenbelag der Gehsteige deren Namen auf Steintafeln eingelassen. So sieht sich der Besucher nicht nur auf dem Friedhof mit den alten Namen konfrontiert, sondern bei einem Spaziergang durch die ehemalige Kolonie auch mit den Spuren der ersten Siedler, die einst aus dem Piemont ins württembergische Zabergäu gekommen waren. Der Name «Conte» ist auch vertreten.

QUELLEN UND LITERATUR:

Stadtarchiv Heilbronn ZS Waldenser 4915B (Waldenser/Nordhausen).

Andreas Keller: Kurzer Abriß der Geschichte der wirtembergischen Waldenser, Tübingen 1796, Reprint Bruchsal 2008.

Theo Kiefner: Die Waldenser auf ihrem Weg aus dem Val Cluson durch die Schweiz nach Deutschland 1532–1755, 4 Bände, Göttingen 1980 ff.

Theo Kiefner: Henri Arnaud, Pfarrer und Oberst bei den Waldensern. Eine Biographie, Stuttgart 1989.

Theo Kiefner: Die Familie von Jacques Conte, in: Schwaben und Franken. Heimatgeschichtliche Beilage der Heilbronner Stimme, 26. Jg., Nr. 9, September 1979, S. 1–2.

Albert de Lange (Hg): Dreihundert Jahre Waldenser in Deutschland 1699-1999. Herkunft und Geschichte, Karlsruhe 1998.

Günter Majewski: Von der Selbstverwaltung zur erzwungenen Assimilation. Die Integration der Waldenser in Württemberg, Bruchsal, 2010.

Ulrich Maier: Die Gründung der Waldenserkolonie Nordhausen bei Heilbronn, in: Quellenbeilage der Archivnachrichten Nr. 4, Mai 1992.

Friedrich Carl Freiherr von Moser: Actenmäßige Geschichte der Waldenser, Zürich 1798.

ANMERKUNGEN

1 Zit. n. Theo Kiefner, Waldenser auf dem Weg aus der alten in die neue Heimat, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte, 76, 1976, S. 184.
2 Theo Kiefner, Die Waldenser auf ihrem Weg aus dem Val Cluson durch die Schweiz nach Deutschland, Band 2, Vorübergehend nach Deutschland, 1685-1698, Göttingen 1985, S. 29.
3 Ebenda, S. 63.
4 Ebenda, S. 157.
5 Zit.n. Theo Kiefner, Henri Arnaud, Pfarrer und Oberst bei den Waldensern. Eine Biographie, Stuttgart 1989, S. 60.
6 Ebenda.

In seinem neuen historischen Roman «Waldenserblut» schildert der Autor dieses Beitrages am Beispiel des Waldenserdorfes Nordhausen im Zabergäu die Zeit, in der die württembergischen Waldenserkolonien entstanden sind. Die Romanhandlung entwickelt sich vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen mit der einheimischen Bevölkerung und den schwierigen Anfängen der Integration, wie sie in zahlreichen Quellen überliefert sind.

Ulrich Maier: Waldenserblut. Historischer Roman. Mit einem Anhang zur Geschichte der Waldenser um 1700, Silberburg Verlag 2019.

Wolfgang Mährle

Blutbad am Fuß des Ätna

Vor dreihundert Jahren kämpften württembergische Soldaten in der Schlacht von Francavilla di Sicilia

Wir fanden einen Feind der uns mit einem solchen Feuer begegnete, dergl[eichen] ich mein Tage nicht gesehen, und schiene es nicht anderst alß sollte der Himmel von dem Erschröcklichen Donnern und Blizen einfallen, Ja es hat Ewer Hochfürstl[icher] Durchl[aucht] Löbliches Regiment dergl[eichen] wohl empfunden Indeme es fast totaliter ruinirt und bei 500. tod und Blessirte bekommen.[1] Oberstleutnant Friedrich Hermann von der Streithorst beschönigte nichts. Als er am 30. Juni 1719 an seinen Dienstherrn, Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1676–1733, reg. 1693–1733), schrieb, lagen die dramatischen Ereignisse, über die er berichtete, zehn Tage zurück. Am 20. Juni 1719 hatte das Regiment «Alt-Württemberg» bei Francavilla, einem kleinen Ort im Nordosten Siziliens, als Teil des kaiserlich-habsburgischen Heeres an einer blutigen Schlacht gegen die Spanier teilgenommen. Der Angriff der von Claudius Florimund de Mercy (1666–1734) befehligten Kaiserlichen auf die stark ausgebauten feindlichen Stellungen war gescheitert.

Da aber auch die Spanier es nicht wagten, ihre Verteidigungspositionen zu verlassen und zum Gegenangriff überzugehen, standen sich die beiden Heere nach der Schlacht mehrere Tage lang in kurzer Distanz gegenüber, ohne dass es zu größeren neuen Kampfhandlungen gekommen wäre. Von der Streithorst gibt noch am 30. Juni 1719 als Standort des Regiments *Camp bey Franca Villa* an. Erst in den folgenden Tagen, als sich die Hauptmasse des kaiserlichen Heeres nach Osten gegen Taormina und anschließend gegen Messina wandte, löste sich diese Pattsituation auf.

Weshalb führten schwäbische Soldaten vor genau dreihundert Jahren im fernen Sizilien Krieg? Um dies zu verstehen, muss man sich die europäischen Mächtekonstellationen in der Zeit nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1700–1713/14) vor Augen halten. In diesem langjährigen militärischen Konflikt, der durch das Aussterben der spanischen Linie der Habsburger ausgelöst worden war, hatte die *Monarquía Católica* ihre bereits seit langem angegriffene Großmachtstellung endgültig verloren. In den Friedensschlüssen von Utrecht (1713) und Rastatt (1714) wurde das spanische Imperium aufgeteilt. Das iberische Kernland sowie die Kolonien blieben unter der Herrschaft des Bourbonen Philipp V., der 1700 den Madrider Thron bestiegen hatte. Von Spanien abgetrennt wurden die europäischen Nebenländer der Monarchie, d. h. die bisherigen Spanischen Niederlande und die italienischen Besitzungen (Mailand, Neapel, Sizilien, Sardinien). Sizilien wurde Savoyen-Piemont zugesprochen, die übrigen Länder gelangten an das österreichische Kaiserhaus der Habsburger. Auf die Friedensschlüsse von 1713 und 1714 folgten jedoch rasch neue Kriege. Bereits Ende 1714 brach eine militärische Auseinandersetzung zwischen dem Osmanischen Reich und der Republik Venedig aus. Die Habsburgermonarchie, die seit 1711 von Kaiser Karl VI. (1685–1740) regiert wurde, beteiligte sich an der Türkenabwehr seit 1716. Ein zweites Konfliktfeld entstand im westlichen Mittelmeer; in diesem Kontext stand die Schlacht von Francavilla. Der sogenannte «Krieg der Quadrupelallianz» wurde dadurch ausgelöst, dass Spanien unter Führung des leitenden Ministers Kardinal Giulio Alberoni (1664–1752) versuchte, die wenige Jahre zuvor verlorenen italienischen Besitzungen mit militäri-

Württembergische Soldaten in Sizilien bei Oliveri, unweit des Golfes von Patti. Im Hintergrund die Liparischen Inseln und die Kirche von Tindari, in der seit dem Mittelalter die «Schwarze Madonna» verehrt wir. Aus der «Uniformkunde» des Historienmalers Richard Knötel, 1890.

Die Schlacht von Francavilla vom 20. Juni 1719. Die Aufstellung der Armeen ist realistisch dargestellt, die Topografie des Schlachtfelds hingegen stark stilisiert. In der Bildmitte die Anhöhe mit dem Kapuzinerkonvent. Ölgemälde, dem zeitgenössischen Maler Orazio Grevenbroeck zugeschrieben.

schen Mitteln zurückzugewinnen. Als die habsburgischen Truppen auf dem Balkan gebunden waren, landeten im August 1717 bzw. im Juli 1718 spanische Streitkräfte auf den Inseln Sardinien und Sizilien. Sie brachten beide Inseln jeweils in kurzer Frist unter ihre Kontrolle. Gegen diese Versuche, die Bestimmungen der Friedensverträge von Utrecht und Rastatt zu revidieren, formierte sich umgehend der Widerstand der europäischen Großmächte. Eine bereits im Januar 1717 gebildete «Tripelallianz» aus Großbritannien, den Niederlanden und Frankreich wurde am 2. August 1718 durch den Beitritt Österreichs zur «Quadrupelallianz» erweitert. Spanien stand damit ab August 1718 gegen alle Großmächte im Krieg. Im Oktober 1718 schloss sich zudem der sizilianische König und Herzog von Savoyen-Piemont Viktor Amadeus den Verbündeten an.

Die Kriege verlangten nach Soldaten: Kaiser Karl VI. warb daher in den Territorien des Heiligen Römischen Reiches junge Männer für sein Heer an. Der kaiserliche Bedarf an Truppen traf sich mit dem Wunsch vieler deutscher Offiziere, nach dem Ende des Spanischen Erbfolgekrieges die eigene militärische Karriere fortzusetzen. Hierfür waren die Möglichkeiten in den Reichsterritorien begrenzt. Im Herzogtum Württemberg etwa drängte die Landschaft nach 1714 darauf, das stehende Heer zu reduzieren. Herzog Eberhard Ludwig allerdings war daran interessiert, kriegserfahrenes Personal langfristig an sich zu binden und seinen Offizieren neue Perspektiven zu eröffnen. Es waren demnach verschiedene Beweggründe im Spiel, als Herzog Eberhard Ludwig am 24. Dezember 1715 mit Kaiser Karl VI. einen Vertrag abschloss, in dem er sich verpflichtete, ein Regiment von 2.300 Mann aufzustellen und dieses der kaiserlichen Armee für fünf Jahre zu überlassen.[2] Das neue Regiment «Alt-Württemberg» sollte im Türkenkrieg eingesetzt werden.

Die vertragsgemäße Errichtung des Verbandes erfolgte im März 1716.[3] Bereits zwei Monate später wurden die Soldaten Richtung Ungarn in Marsch gesetzt. Das Regiment «Alt-Württemberg» sollte erst nach viereinhalb Jahren wieder nach Schwaben zurückkehren. Von August 1716 bis Juli 1718 kämpften die Württemberger auf dem Balkan gegen die Osmanen. In den Jahren 1719 und 1720 waren sie nach Sizilien kommandiert, um am Krieg gegen Spanien teilzunehmen. Als der Verband im Dezember 1720 wieder in Württemberg eintraf, hatten die Soldaten, die an allen Feldzügen teilgenommen hatten, 8.000 bis 9.000 Kilometer zurückgelegt. (Itinerar)

Während des Kriegseinsatzes auf dem Balkan und später in Italien blieb das Regiment in stetem Kontakt mit Herzog Eberhard Ludwig. Es war die Aufgabe des jeweiligen Regimentskommandeurs, ungefähr im Wochenrhythmus über alle wichtigen Angelegenheiten, die den Verband betrafen, nach Stuttgart zu berichten: Standorte, Marschwege, militärische Lage, Gefechtseinsätze, Personalveränderungen, Ausrüstung, Finanzen. Die Korrespondenz zwischen Herzog Eberhard Ludwig und dem Regiment aus den Jahren 1716 bis 1720 hat sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart erhalten. Sie umfasst acht zum Teil voluminöse Aktenbüschel, von denen sich zwei ausschließlich auf den Einsatz in Italien beziehen.[4]

Das Regiment «Alt-Württemberg», das am 20. Juni 1719 vor Francavilla in die Schlacht zog, war nach zweijähriger Beteiligung am Türkenkrieg ein

Marschwege und Einsatzorte des Infanterieregiments «Alt-Württemberg» in kaiserlichen Diensten 1716–1720. Auf den Märschen ritten lediglich die Offiziere, die übrigen Soldaten mussten zu Fuß gehen. Um große Distanzen rasch überbrücken zu können, wurden bevorzugt die Wasserwege genutzt, so die Donau bei der Verlegung nach Ungarn. Während der strapaziösen Märsche blieben regelmäßig Soldaten entkräftet zurück, und es kam zu Desertionen. Zwischen 1716 und 1720 begingen insgesamt 668 Soldaten des Regiments Fahnenflucht. Kartenvorlage: Putzger Historischen Weltatlas; mit freundlicher Genehmigung des Cornelsen Verlags.

Mai 1716: Aufbruch von Göppingen – Ulm – Wien – Ofen – × Peterwardein (August) – Belagerung Temesvár (August - Oktober) – Winterquartiere 1716/17 bei Šahy – über Peterwardein nach Belgrad (× Juni - August) – Winterquartiere 1717/18 bei Košice – April 1718 bis Mai 1719 über Belgrad – Klagenfurt – Bruneck – Bozen – Mantua – Cremona – Bologna – Ancona – Foligno – Tivoli – Frosinone – Neapel nach Sizilien (Milazzo) – × Francavilla di Sicilia (20. Juni 1719) – Messina (Belagerung Juli bis Okt.); Jan. 1720: über Milazzo – Trapani nach Palermo (Belagerung April/Mai) – Schiff nach Genua – über Pavia –Como – Chur – nach Ehingen (Dez.: Entlassung aus kaiserlichen Diensten).

Francavilla di Sicilia heute von Nordosten. Die Perspektive entspricht derjenigen der angreifenden österreichischen Truppen 1719. In der Bildmitte ist die Fiumara zu sehen, aus deren Bett heraus die Kaiserlichen die spanischen Stellungen stürmten. Im Hintergrund der schneebedeckte Ätna.

Der Stich des sächsischen Kupferstechers, Kartenverlegers und Bilderhändlers Peter Schenk d. Jg. (1693–1775) wird dem realen Ablauf der Kämpfe bei Francavilla kaum gerecht. Unter anderem spielte der Einsatz der Kavallerie eine geringere Rolle als es das Bild vermuten lässt.

kriegserfahrener Verband. Auf dem Balkan waren den kaiserlichen Truppen unter dem Kommando des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan (1663–1736) glänzende Erfolge gelungen. Das württembergische Regiment, das seit August 1716 von Oberst Heinrich Wilhelm von Heldenbrand geführt wurde, war an allen entscheidenden Gefechten im Krieg gegen die Osmanen beteiligt: an der Schlacht von Peterwardein, an der Belagerung von Temesvár (beide 1716) und an der Schlacht von Belgrad (1717). 1718 war der Türkenkrieg zu Ende.[5] Am 21. Juli dieses Jahres wurde der Frieden von Passarowitz unterzeichnet, der der Habsburgermonarchie große Gebiets gewinne auf dem Balkan eintrug: das Banat sowie Teile der Walachei, Serbiens und Bosniens.

Bereits Mitte Juli 1718 wurden die an der Türkenfront nicht mehr benötigten kaiserlichen Verbände, darunter das Regiment «Alt-Württemberg», Richtung Italien in Marsch gesetzt. Sie sollten dort den Kampf des Hauses Habsburg gegen Spanien unterstützen. Als Hauptkriegsschauplatz zeichnete sich Sizilien ab. Von Belgrad aus zogen die schwäbischen Soldaten über Klagenfurt, Lienz, Brixen, Bozen und Trient nach Mantua, wo sie von Oktober bis Dezember 1718 verblieben. Anschließend ging der Marsch weiter über Cremona, Rimini, dann entlang der Adria bis Ancona, schließlich über den Apennin über Foligno und Terni Richtung Rom. Die ewige Stadt wurde östlich passiert. Über Tivoli und Frosinone erreichte man Anfang März 1719 Neapel, das als Sammelplatz der für den Einsatz auf Sizilien vorgesehenen österreichischen Regimenter bestimmt war.

Während die kaiserlichen Verbände vom Balkan nach Süditalien verlegt wurden, fiel im Krieg zwischen Spanien und den Mächten der Quadrupelallianz bereits eine Vorentscheidung. Giulio Alberoni hatte, um die von ihm betriebene Großmachtpolitik zu untermauern, vor den Überfällen auf Sardinien und Sizilien eine starke Flotte aufgebaut. Der spanische Schiffsverband traf am 11. August 1718 an der Südostspitze Siziliens auf die britische Mittelmeerflotte, die unter dem Kommando von Admiral George Byng (1663–1733) stand. Die Schlacht beim Capo Passero endete mit einer desaströsen spanischen Niederlage. Den Briten gelang es, einen Großteil der gegnerischen Flotte zu erbeuten oder zu versenken. Die englische Seeherrschaft im westlichen Mittelmeer erschwerte von nun an Nachschublieferungen für das spanische Heer auf Sizilien erheblich. Im Gegensatz hierzu konnten die alliierten Truppen vom habsburgischen Königreich Neapel aus ungehindert ergänzt und versorgt werden.

Neapel im Frühjahr 1719. Die Stadt war ein Ort der hektischen Vorbereitung auf den bevorstehenden Feldzug, des angespannten Wartens – und der Gerüchte. Wann würde man aufbrechen? Wo würde man auf Sizilien an Land gehen? Wie stark war das dortige spanische Besatzungsheer? Konnten sich die wenigen festen Plätze auf der Insel, die sich in der Hand der Verbündeten befanden (u. a. Milazzo, Syrakus, Trapani), bis zur Ankunft des Entsatzes halten? Diese Fragen kehren in den Monaten März bis Mai regelmäßig in den Berichten von Oberst Heldenbrand an Herzog Eberhard Ludwig wieder. Naheliegend waren vor allem zwei militärische Szenarien: entweder eine Landung der Kaiserlichen bei Milazzo, wo sie seit einem ersten gescheiterten Invasionsversuch im Oktober 1718 einen Brückenkopf hielten, oder ein Übersetzen nach Syrakus, das der frühere piemontesische Gouverneur Siziliens Annibale Maffei (1666–1735) mit 3.000 Mann verteidigte.

Schließlich erfolgte die Einschiffung des Regiments «Alt-Württemberg» gemeinsam mit anderen Heeresteilen am 22. Mai 1719. Das *Debarquement* fand fünf Tage später im Golf von Patti statt, d. h. in der Nähe von Milazzo.[6] Die dort befindlichen spanischen Verbände zogen sich sogleich ins Landesinnere nach Francavilla zurück. Diese Truppenbewegung war ein geschickter Schachzug des spanischen Oberbefehlshabers auf Sizilien Juan Francisco de Bette, Marquis de Lede (1667–1725). Das kaiserliche Heer war dadurch zu einem logistisch anspruchsvollen Zug über das Gebirge gezwungen, wollte es den Feind zu Gesicht bekommen. Die Artillerie konnte hierbei nicht mitgeführt werden. Der Rückzug brachte den Spaniern also zwei Vorteile: Zeit für den eigenen Stellungsausbau bei Francavilla und eine Schwächung der österreichischen Armee.

Francavilla – sollte in dem kleinen Ort am Fuß des Ätna die Entscheidung über das Schicksal Siziliens fallen? Am 20. Juni 1719 standen sich hier das kaiserliche und das spanische Heer gegenüber.[7] Die Österreicher verfügten über etwa 21.000 Soldaten, die Spanier über ungefähr 15.000 Mann reguläre Truppen sowie etwa 3.000 bewaffnete sizilianische Bauern, die auf ihrer Seite kämpften. Der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen Claudius Florimund de Mercy entschied, die von Marquis de Lede bei Francavilla angebotene Schlacht anzunehmen. Es war ein wagemutiger, fast schon verwegener Schritt. Die Spanier hatten Francavilla in eine Festung verwandelt: Vor allem eine Anhöhe nordöstlich des Orts, auf der ein Kapuzinerkonvent errichtet war, bot hervorragende Verteidigungspositionen gegen die Österreicher, die aus einer Fiumara heraus angreifen und dabei auf Artillerieunterstützung verzichten mussten. Auch die geringen Entfaltungsmöglichkeiten der kaiserlichen Kavallerie ließen die Offensive zu einem großen Risiko werden.

Mercy teilte seine Armee in drei Kolonnen, die von den Feldmarschallleutnants Seckendorff und Wallis sowie von Feldzeugmeister Zumjungen geführt wurden. Die Schlacht begann am Morgen und nahm einen ungewöhnlichen Verlauf. Sie wurde durch einen Angriff des von Seckendorff befehligten rechten österreichischen Flügels eröffnet. Nach zähen Kämpfen auf dem Berg San Giovanni nördlich von Francavilla, die sich fast über den ganzen Tag hinzogen, gelang es den Kaiserlichen, die linke spanische Flanke auf den Ort zurückzudrängen. Erst als mit diesem Erfolg gegen 17 Uhr die Gefahr eines feindlichen Flankenangriffs gebannt war, begann die Offensive des Zentrums und – etwas verzögert – des linken Flügels des kaiserlichen Heeres. Sie stieß auf erbitterte spanische Gegenwehr. Den Österreichern gelang es zwar, die vordersten feindlichen Verteidigungsstellungen zu überwinden, dann jedoch stockte der Angriff. Nachdem der kaiserliche Heerführer Mercy gegen 19.30 Uhr verwundet worden war, übernahm Feldzeugmeister Zumjungen den Oberbefehl. Er brach die Schlacht ab. Der Zusammenstoß bei Francavilla war zu einem Blutbad geworden. Die Verluste auf österreichischer Seite

Feldmarschall Claudius Florimund de Mercy, Kommandeur der kaiserlichen Armee auf Sizilien. Er war ein enger Vertrauter von Prinz Eugen von Savoyen und von 1717 bis zu seinem Tod 1734 Präsident der Banater Landesadministration.

Erinnerungszeichen an die Schlacht auf der Anhöhe nordöstlich von Francavilla, unweit des Kapuzinerkonvents: Überreste eines spanischen Wachhäuschens und ein eisernes Kreuz auf einem Felsen zum Gedenken an die Kriegsopfer.

beliefen sich auf etwa 4.000 Mann, die Zahl der spanischen Toten und Verwundeten betrug etwa 2.000. Das Regiment «Alt-Württemberg» war in Francavilla im Zentrum der Schlacht eingesetzt. Es beteiligte sich in vorderster Linie an den vergeblichen Versuchen der Kaiserlichen, die vom Kapuzinerkonvent gekrönte Anhöhe zu erstürmen. Die hohen Verluste der Württemberger, die Oberstleutnant von der Streithorst im eingangs zitierten Brief beklagte, erklären sich allerdings nicht nur durch die außerordentlich schwierige militärische Aufgabe. Regimentskommandeur Heldenbrand bemängelte in seinem Bericht über die Schlacht eine unzureichende Abstimmung im österreichischen Heer: *Die attaque des linken Flügels geschahe auch nicht zugleich mit uns auff die feindl[iche] Linie im thal, sondern selbiger attaquirte vihl späther als wir, derohalben wir wohl eine gute halbe stund lang von allen seithen her das mehiste Feuer außzustehen hatten, was hieran die ursach gewest […] davon will ich nicht judiciren*.[8] Insgesamt starben in Francavilla 131 Württemberger, 338 wurden verwundet.

In den Tagen nach der Schlacht herrschte Verzweiflung und Chaos. Das Gefechtsfeld war mit Toten und Tierkadavern übersät, allerorten warteten Verwundete und Verletzte auf dringend benötigte medizinische Hilfe. Für die Österreicher besserte sich die Situation erst, als die Armee am 28. Juni eine Verbindung zum Meer herstellen konnte. Nun lieferte die bei Schisò wartende britische Flotte Versorgungsgüter und nahm Hilfebedürftige auf. Heldenbrand, der selbst in Francavilla verwundet worden war, berichtete über die Tage nach der Schlacht: *Zumahlen nach gehaltener Bataille die Blessirten […] tägl[ich] von einem orth oder von einem Regiment zu dem andern in der Armeé sich haben müßen herum schleppen lassen, biß wir entlich die Communication mit der See erhalten, da wir dann den 1. dises* [Monats Juli, W.M.] *biß dahin seind transportirt und gleich zu Schiff gebracht: auch erst den 4. dises daher* [nach Reggio Calabria, W.M.] *geführt worden, das löbl[iche] Regiment hat gleichfalls […] in seinem posten vor dem Feind, wo es sich eingeschanzt gehabt, 7 biß 8 tag lang unter dem plossen Himmel ohne Zeltte müß[en] lig[en] bleiben*.[9]

Das Regiment «Alt-Württemberg» war in der Tat – wie von der Streithorst berichtete – nach der Schlacht von Francavilla *fast totaliter ruinirt*. Die Zahl der einsatzfähigen Männer war auf 892 Mann gesun-

Die Korrespondenz zwischen Herzog Eberhard Ludwig und dem Regiment «Alt-Württemberg» ist im Hauptstaatsarchiv Stuttgart überliefert. Sie umfasst unter anderem ausführliche Lageberichte und Auszüge aus dem Kriegstagebuch.

Belagerung der Zitadelle von Messina durch das österreichische Heer im Sommer und Herbst 1719. Der Stich aus dem Jahr 1721 zeigt einzelne Episoden der Kämpfe mit hoher Detailtreue, so etwa den Beschuss spanischer Schiffe durch die kaiserliche Artillerie.

ken. Dies hieß, dass die Personalstärke des Verbandes weniger als 40 Prozent seiner Soll-Stärke von 2.300 Mann umfasste. Auch wenn die Verluste immens waren, so zeigt gerade die weitere Entwicklung des württembergischen Regiments die große Bedeutung der alliierten Überlegenheit zur See. Bereits unmittelbar nach der Schlacht erhielt der Verband einen Personalersatz von über 200 Mann. Die Gefechtsbereitschaft konnte damit notdürftig wiederhergestellt werden. Den anderen österreichischen Regimentern, deren Verluste zum Teil geringer waren, wurden ebenfalls Verstärkungen zugeführt. Immer neue kaiserliche Truppen strömten auf britischen Schiffen nach Sizilien. Die spanische Armee konnte hingegen die eigenen Ausfälle schlechter kompensieren. In Francavilla war den Spaniern demnach lediglich ein taktischer Erfolg gelungen. An der operativen Gesamtsituation und erst recht an der strategischen Lage änderte die Schlacht nichts. Das kaiserliche Heer behielt die militärische Initiative. Marquis de Lede hingegen musste sich auf die Defensive beschränken und versuchen, seine Armee so weit als möglich zu schonen.

Der Krieg auf Sizilien ging nach der Schlacht von Francavilla mit unverminderter Härte weiter. Ab Juli 1719 belagerte das kaiserliche Heer die an der Meerenge gelegene und daher strategisch wichtige Stadt Messina. Marquis de Lede war nicht in der Lage, die dort eingeschlossene spanische Besatzung militärisch zu unterstützen. Stattdessen zog er sich mit seinem Heer ins Landesinnere und später nach Palermo zurück. Bereits im August fiel die Stadt Messina in österreichische Hände. Um die noch von den Spaniern gehaltene, am Hafen gelegene Zitadelle tobte anschließend ein wochenlanger Belagerungskrieg, der hohe Opfer – vor allem auf Seiten der Angreifer – forderte. Zwei Sturmangriffe der Kaiserlichen am 8. und 17. Oktober 1719 scheiterten. *Nichts desto Weniger aber schlug der Feind wegen Mangel deß Pulvers den andern Tag Chamade, und zoge den 21ten mit klingendem Spiel Ober und Unter Gewöhr, in Reyhen und Gliedern 2.400 Mann starck auß, ohne 800. Mann kranck und blessirt und 200. M[ann] so währendem AußMarch zue uns übergangen, und wurde so gleich einbarquirt und nach Palermo transportirt.*[10]

Wenige Wochen nach der Eroberung Messinas durch die Alliierten änderte sich die politische Lage in Europa grundlegend. Giulio Alberoni wurde am 5. Dezember 1719 gestürzt. Damit brach der spanische Versuch, die in den Friedensverträgen von Utrecht und Rastatt verlorenen Besitzungen in Italien zurückzuerobern, in sich zusammen. Spanien

schloss mit den Verbündeten am 20. Februar 1720 einen Friedensvertrag, der in wesentlichen Punkten den Status quo ante festschrieb. Österreich erhielt nun Sizilien, Sardinien fiel an Viktor Amadeus II. von Savoyen-Piemont.

Auf Sizilien gingen die Kämpfe zunächst weiter, da Marquis de Lede sich weigerte, Palermo, wo er sich mit seinem Heer verschanzt hatte, aufzugeben. Der kaiserliche Oberbefehlshaber Mercy verlegte im Winter 1719/20 einen Großteil seiner Truppen, darunter auch das Regiment «Alt-Württemberg», von Messina in den äußersten Nordwesten Siziliens nach Trapani, um von dort aus Palermo anzugreifen. Die aufgrund von Witterungsturbulenzen langwierige Überfahrt auf englischen Schiffen schwächte die schwäbischen Soldaten erheblich. Oberst Heldenbrand hielt nach der Ankunft in Trapani am 3. März 1720 fest: *So aber seynd wir endlich heute Abend, schon längst erwünschter massen hier angelanget, wiewohlen in so miserabilen Zustand daß es nicht zu beschreiben, indem es nicht allein an allen so geld alß Lebens=Mitteln nunmehro fehlet, sondern auch der gröste Theil sowohl von Officiers alß Gemeinen in der so langwierigen Schiffs=Gefängnis entweder würcklich kranck od[er] doch so entkräfftet worden, daß sie mehr Todten alß Lebenden gleich sehen.*[11] Obwohl die Kampfkraft des kaiserlichen Heeres stark gelitten hatte, gelang im Frühjahr 1720 der Vormarsch nach Palermo. Kurz nach Beginn der Belagerung der Stadt durch die Österreicher gab Marquis de Lede Anfang Mai auf. In der Konvention von Palermo wurde der Abzug der spanischen Truppen von Sizilien festgeschrieben. Der Krieg der Quadrupelallianz war zu Ende.

Trotz des Sieges der alliierten Armeen war die Stimmung bei vielen württembergischen Soldaten nach dem Einzug in Palermo keineswegs euphorisch. Dominierend waren das Gefühl völliger Erschöpfung und der Wunsch nach Frieden. Oberstleutnant von der Streithorst schrieb am 25. Mai 1720 an Herzog Eberhard Ludwig: *Vor Mein Thail wünschte gerne, aus disem Infamen Lande heraußzukommen, dann hier gehet Es wohl nach dem alten Sprichwortt, Ehr und Redlichkeith hat hier ein Ende […]. Der Teufel waißt, wo die Krieg alle herkommen, Jetz hett Ich schon auff ein paar Jahr genug und überließe Es einem andern, den die Hauth jucken thät.*[12] Die Friedenssehnsucht von der Streithorsts sollte in Erfüllung gehen. Nachdem Herzog Eberhard Ludwig den Vertrag mit Kaiser Karl VI. im Frühjahr 1720 gekündigt hatte, kehrte das Regiment «Alt-Württemberg» im Herbst dieses Jahres über Genua, Como und Bregenz nach Schwaben zurück. In Ehingen an der Donau langte man am 24. Dezember 1720 an. Den großen militärischen Erfolgen, die der Verband sowohl auf dem Balkan als auch auf Sizilien erreicht hatte, stand eine bittere menschliche Bilanz gegenüber: In den knapp fünf Jahren zwischen Frühjahr 1716 und Ende 1720 waren 2.145 Soldaten des Regiments «Alt-Württemberg» gestorben, darunter 35 Offiziere.[13] Die große Mehrzahl dieser Militärangehörigen wurde nicht auf dem Schlachtfeld getötet, sondern fiel einer der zahlreichen, im Heer grassierenden Krankheiten zum Opfer.

Sizilien ging dem Kaiserhaus Österreich bereits 1735 wieder an Spanien verloren.

Danksagung
Der Beitrag hätte ohne die tatkräftige Unterstützung italienischer Lokalhistoriker in der vorliegenden Form nicht erscheinen können. Mein herzlicher Dank gilt Antonino Immesi und Vincenzo Di Franco (beide Francavilla di Sicilia), von deren reichem historischem Wissen über die Schlacht vom 20. Juni 1719 ich profitieren durfte und die bei der Bebilderung unverzichtbare Hilfe leisteten. Ohne Carla Puglisi wäre der Artikel nicht geschrieben worden.

LITERATUR:

Heinrich Benedikt: Das Königreich Neapel unter Kaiser Karl VI. Eine Darstellung auf Grund bisher unbekannter Dokumente aus den österreichischen Archiven, Wien/Leipzig 1927.
David Chandler: The Art of Warfare in the Age of Marlborough, New York 1976.
Franz Pesendorfer: Österreich – Großmacht im Mittelmeer? Das Königreich Neapel-Sizilien unter Kaiser Karl VI. (1707/20–1734/35), Wien [u.a.] 1998.
Paul Sauer: Musen, Machtspiel und Mätressen. Eberhard Ludwig – württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs, Tübingen 2008.

ANMERKUNGEN

1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 5 Bü 53, Schreiben des Oberstleutnants von der Streithorst vom 30. Juni 1719.
2 Eine Kopie des Vertrags findet sich in HStAS A 5 Bü 48.
3 Vgl. zur Geschichte des Regiments Hugo Schempp: Von der Errichtung des Regiments bis zum Frieden von Lüneville, in: Geschichte des 3. Württ. Infanterie-Regiments No. 121 1716–1891, Stuttgart 1891, S. 1–187, hier bes. S. 1–80.
4 HStAS A 5 Bü 53 und 54.
5 Zu Heldenbrand vgl. HStAS A 30a Bd. 5 fol. 122.
6 HStAS A 5 Bü 53, Schreiben des Obersts Heldenbrand vom 3. Juni 1719.
7 Ruggiero Caldarera: Battaglia di Francavilla (20 giugno 1719). Studio storico-topografico con documenti inediti e rari, Catania 1900; Salvatore Maugeri / Giuseppe Ferrara: La battaglia di Francavilla nel contesto dell'Europa del '700, Castiglione di Sicilia 2006.
8 HStAS A 5 Bü 53, Schreiben des Obersts Heldenbrand vom 5. Juli 1719.
9 Ebd.
10 HStAS A 5 Bü 53, Schreiben des Oberstleutnants von der Streithorst vom 23. Oktober 1719.
11 HStAS A 5 Bü 54, Schreiben des Obersts Heldenbrand vom 3. März 1720.
12 HStAS A 5 Bü 54, Schreiben des Oberstleutnants von der Streithorst vom 25. Mai 1720.
13 Zahlen nach Schempp (wie Anm. 3), S. 79.

Die Yburg – das Wahrzeichen Stettens ist umgeben von den Weinlagen «Brotwasser» und «Pulvermächer», mit die besten in Württemberg. Die Yburg ist eine Wohnburg des frühen 14. Jahrhunderts. Ihr ursprünglicher Name lautete Eibenburg, aus dem allmählich Yburg wurde.

Andreas Udo Fitzel

Stettener Brotwasser

Ursprünge und Bedeutung eines besonderen württembergischen Weins im 18. Jahrhundert

Stetten im Remstal ist ein überregional bekannter Weinbauort. Rund 15 Kilometer östlich von Stuttgart gelegen, bietet der Ort eine große Vielfalt von Weinerzeugnissen an. Bedingt durch das milde Klima, geeignete Böden, die topografische Beschaffenheit mit vielen Hanglagen samt schützenden Wäldern in den Höhen bietet das in einem Seitental der Rems gelegene Stetten besonders gute Voraussetzungen für den Anbau unterschiedlichster Weinsorten. Zahlreiche Auszeichnungen gehen an dortige Weingüter. Insbesondere die um das Wahrzeichen Stettens – der Yburg – gelegenen Einzellagen «Stettener Brotwasser» und «Stettener Pulvermächer» sind ein Inbegriff für erstklassige Spitzenweine. Beide gelten mit als die besten Riesling-Lagen nicht nur des Remstals oder Württembergs, sondern sogar des gesamten Bundeslandes. Die Einzellage «Stettener Brotwasser» ist teilweise terrassiert und stellt damit eine der letzten Trockenmauer-Steillagen des Remstals dar. Die Sandsteinterrassen haben eine Steillage von bis zu 60 % und liegen romantisch direkt unterhalb der Ruine der Yburg, umgeben von weiteren Weinbergen, Wäldern und Wanderwegen. Seit Jahrhunderten befindet sich die Einzellage im Alleinbesitz des Weinguts Herzog von Württemberg. Dieses verfügt über insgesamt sechs im Land verstreute Einzellagen und bezeichnet das «Stettener Brotwasser» selbst oft als seine «berühmteste Weinlage». Stetten im Remstal gelangte durch zwei Verträge in den Jahren 1664 und 1666 von der reichsritterschaftlichen Familie Thumb von Neuburg in den Privatbesitz des Hauses Württemberg, das zur Verwaltung der Hofkammerschreiberei zugewiesen wurde. Schloss und Dorf Stetten – und damit die herrschaftlichen Weinlagen – standen dem jeweiligen württembergischen Herrscher nun quasi zur freien Verfügung.

Den ungewöhnlichen Namen «Brotwasser» versucht eine alte Legende wie folgt zu erklären: Im ausgehenden 17. Jahrhundert soll es eine Hofdame in Stetten gegeben haben, die eine List ersonnen hatte, um ihre Vorliebe für einen bestimmten Wein vor der höfischen Öffentlichkeit zu verbergen. Es war damals üblich, das oft sehr trockene Brot in Wasser zu tunken, um es noch essen zu können (= Brotwasser). Stattdessen ließ sie sich einfach den Krug mit Wein füllen. Jedes Mal, wenn sie das trockene Brot in das vermeintliche Wasser tauchte, konnte sie einen ordentlichen Schluck Wein zu sich nehmen. Da nun die Dienerschaft jener Dame stets in den Weinkeller statt zum Brunnen lief, um den Krug aufs Neue zu füllen, blieb diese List nicht lange verborgen und so bekam ihr Lieblingswein den Namen «Brotwasser». Diese kleine Legende wurde erstmals 1752 vom Herzoglichen Archivar Christian Friedrich Sattler[1] erwähnt und hat ihren historischen Kern um die Hofgesellschaft der württembergischen Herzogin

Stetten in der Kieserschen Forstkarte, um 1685. Im Vordergrund links das Schloss, rechts das Dorf. In den Weinbergen links über dem Dorf die heute abgegangene Lindhaldenkelter, rechts die Yburg noch mit Dach.

Magdalena Sibylla, die um 1700 häufig in Stetten residierte. Bereits als 21-Jährige bekam sie 1674 Schloss und Dorf Stetten als Brautgabe anlässlich ihrer Hochzeit mit dem württembergischen Erbprinzen Ludwig Wilhelm übereignet. Sechs Monate nach der Hochzeit wurde ihr Ehemann zum Herzog von Württemberg ernannt. Aus der Ehe entsprangen vier Kinder: drei Mädchen und ein Junge. Nach knapp vierjähriger Ehe verstarb ihr Mann am 23. Juni 1677. So wurde die mit dem vierten Kind schwangere 25-jährige Magdalena Sibylla quasi über Nacht zur amtierenden Herzogin von Württemberg. Sie übernahm zusammen mit einem Administrator de facto die Regentschaft über das Land sowie die Vormundschaft für ihren neugeborenen Sohn Eberhard Ludwig, bis dieser dann 1693 als 16-Jähriger die Thronfolge antreten konnte. Herzogin Magdalena Sibylla hielt sich in ihrer aktiven Regierungszeit von 1677 bis 1693 und auch danach als Herzoginwitwe bis zu ihrem Tode 1712 (neben Stuttgart und Kirchheim u. Teck) meist halbjährlich im Schloss Stetten auf. Durch ihre Frömmigkeit und Umsicht in allen Entscheidungen erfreute sie sich allgemein großer Beliebtheit.

Es waren unruhige Zeiten: Französische Soldaten des «Sonnenkönigs» fielen gleich mehrfach während des Pfälzischen und Spanischen Erbfolgekriegs in Südwestdeutschland ein und verbreiteten Schrecken, auch Württemberg hatte schwer zu leiden. Magdalena Sibylla konnte 1688 Stuttgart buchstäblich in letzter Sekunde retten, indem sie den anmaßenden Forderungen des französischen Befehlshabers in geschliffenstem Französisch derart furchtlos entgegentrat, dass er von einer Verbrennung der Stadt absah. Erst in der Schlacht von Höchstädt im Jahre 1704 konnten die Franzosen entscheidend geschlagen werden und verloren ihren Nimbus der Unbesiegbarkeit. In jenem unruhigen Jahr 1704 fand der Sohn von Magdalena Sibylla Herzog Eberhard Ludwig sogar noch Zeit, den Grundstein für sein neues Schloss legen zu lassen. Ludwigsburg sollte zeitlebens sein bevorzugtes Prestigeobjekt werden – eben «Ludwigs Burg».

Und noch etwas geschah 1704: In Stetten wurde – gemäß den Archivalien erstmalig – ein Wein unter dem Namen «Brotwasser» eingelagert. Die genauen Umstände dieser erstmaligen Erwähnung: Am 10. Januar 1713 wurde anlässlich des Todes der Magdalena Sibylla in den Kellern des Schlosses Stetten eine Inventur durchgeführt. Die verschiedenen Inventurlisten führen auf, dass dort insgesamt etwa 139.722 Liter Wein (475 Eimer und 6 Imi) lagerten, darunter etwa 26.086 Liter Brotwasser (87 Eimer und 12 Imi).[2] In dieser Inventur von 1713 wurden auch die gelagerten Jahrgänge des Brotwassers aufgelistet: Es sind die Jahrgänge 1704, 1706 und 1707 (ein Eimer entsprach etwa 293 Liter, ein Imi etwa 18 Liter). Da der Name «Brotwasser» zuvor in

Weinlese in Württemberg um 1720 im «Barocken Welttheater. Ein Buch von Menschen, Tieren, Blumen, Gewächsen und allerlei Einfällen» des Köngener Pfarrers Daniel Pfisterer (1651–1728). Die zwischen 1716 und 1727 entstandenen detaillierten Zeichnungen und Aquarelle stellen ein wichtiges Zeugnis der Alltagskultur kurz nach 1700 dar. Zeichnung aus dem Jahre 1716.

den Weinchroniken nirgends auftauchte und auch kein alter Gewann- oder Flurname in Stetten so bezeichnet war, musste es sich also bereits um eine konkrete Bezeichnung für einen ganz bestimmten Wein gehandelt haben. Zudem ist es mehr als wahrscheinlich, dass dieser auch schon vor dem erwähnten 1704er-Jahrgang angebaut worden ist, allein schon deshalb, weil er bereits 1704 einen eigenen und ungewöhnlichen Namen führte.

Aus welcher Rebsorte bestand das «frühe Brotwasser»? Es ist davon auszugehen, dass das «Brotwasser» schon damals ein Weißwein gewesen ist, ein Weißwein mit einer allerdings eher etwas dunkleren Farbtönung. Der Wein dürfte tatsächlich seinen Namen aufgrund seiner hellen bräunlichen «brotähnlichen» Farbe erhalten haben, denn vom 17. bis zum 19. Jahrhundert wurde generell ein «brotfarbiger Wein» als «Brotwasser» bezeichnet. Parallel dazu stand der Begriff auch als Bezeichnung für ein stärkendes Getränk für Kranke: Geröstete Brotrinde oder Zwieback wurde mit (falls vorhanden) Zucker oder Zitronenscheiben versehen und dann mit heißem Wasser aufgegossen.

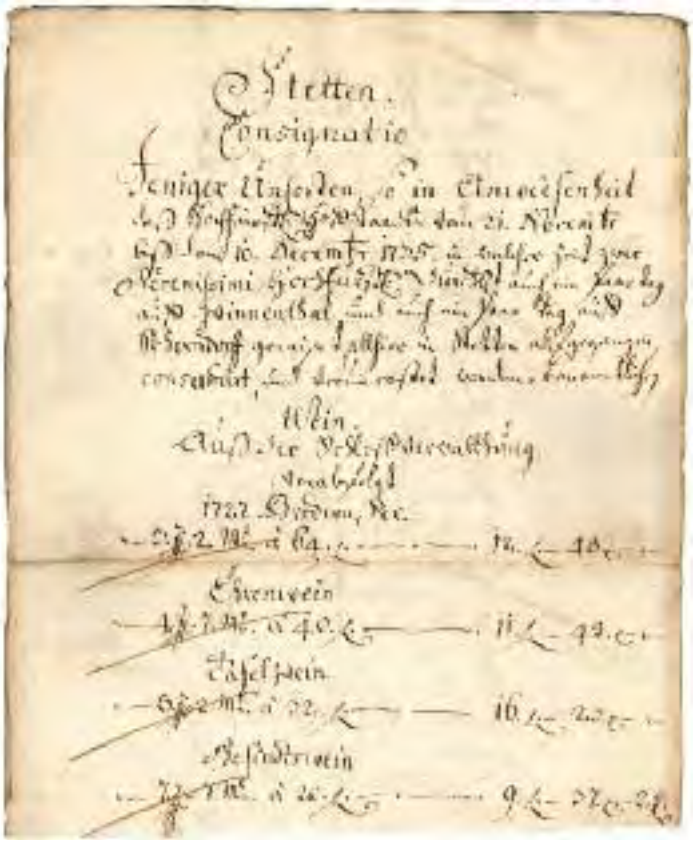
Auch anhand der Inventurliste von 1713 ist zu vermuten, dass das Brotwasser ein Weißwein gewesen sein muss, da Rotwein extra aufgeführt ist und um 1700 generell eher Weißweinsorten bevorzugt wurden; mehr als Dreiviertel des im 17. Jahrhundert erzeugten Weins in Württemberg war Weißwein. Darüber hinaus muss das Brotwasser ein lagerungsfähiger Weißwein gewesen sein, war doch der erwähnte 1704er-Jahrgang zum Zeitpunkt der Inventur 1713 bereits acht bzw. neun Jahre alt. Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass die frühen Brotwasserweine um 1700 aus der Rebsorte «Weißer Traminer» gekeltert worden sind. Der weiße Traminer war im 17. Jahrhundert in Württemberg sehr beliebt und galt als langlebig, aber auch recht teuer.[3] Synonyme für diese Rebsorte sind «Savagnin» oder «Weiß Fränkischer». Aus dem Begriff des (Weiß) «Fränkischen» wiederum leitet sich der Begriff «Frentschen» bzw. «Frenschen» ab. In allen Stettener Weinhalden gab es solche «Frentschen»-Weinberge. Bereits 1598 wird der weiße Traminer in Stetten erwähnt, danach 1674 (in den «Unteren Steingruben») sowie 1756. Auch die alte Stettener Gewannlage «Frenschen», die sich nahe der Lindhalder Kelter in Richtung Strümpfelbach befand, erinnert noch an den weitverbreiteten Weißtraminer-Anbau.[4] Die aus weißem Traminer gewonnenen Weine sind meist goldgelb, erreichen oft hohe Alkoholgrade und zeichnen sich durch ein zurückhaltendes, zartes Bouquet und einen kräftigen Geschmack aus, der an Nuss, Vanille und Honig

Christine Wilhelmine von Grävenitz (1685–1744), die langjährige Mätresse des Herzogs. Sie bestimmte über 20 Jahre lang die Geschicke Württembergs maßgeblich mit. Eine teilweise Rehabilitierung der oft als «Landesverderberin» geschmähten Frau erfolgte erst Anfang dieses Jahrhunderts. Brustbild von C. E. v. Quitter in einer Brosche, 8x7 cm, um 1721.

erinnert, auch bisweilen mit einer leicht rauchigen Note. Es ist davon auszugehen, dass der weiße Traminer damals weiß, süß und stark war. Heute wird der Weißtraminer als «Savagnin» fast nur noch im französischen Jura angebaut.

Generell wurden in Württemberg immer wieder neue Rebsorten eingeführt. Im Laufe der vielen Jahrzehnte bzw. Jahrhunderte wurden auch für das Brotwasser diverse Rebsorten ausprobiert, manchmal reinsortig, manchmal mit mehreren Sorten als Cuvée. Nach seinen Anfängen als Traminer war das Brotwasser während des 18. Jahrhunderts danach für einen langen Zeitraum wohl eine Cuvée aus Ruländer bzw. Grauburgunder und Muskateller. So heißt es 1787: *Aus den hiesigen Herrschaft Weinbergen wurden die besten Gattungen der Trauben, die sogenannten Ruhländer, Muskateller besonders ausgesucht, gebeert und ein Wein davon gezogen, der besonders delikat werden musste.*[5]

Die Qualität ließ im frühen 19. Jahrhundert nach; selbstverständlich hatte man in Württemberg und im Remstal nach den Napoleonischen Kriegen, katastrophalen Missernten, einer furchtbaren Hungersnot und gewaltigen politischen Umwälzungen andere Sorgen als hochwertige Qualitätsweine herzustellen. Nach einer Phase der Konsolidierung in Württemberg in den 1820er-Jahren setzte sich auch


Stetten.
Consignatio
Wein.
Ehrenwein
Tafelwein
Gesindtswein

«Brotwasser» war der beste Wein. Herzog Carl Alexander und seinem Gefolge werden in Stetten 1735 Weine in der qualitativen Reihenfolge Brotwasser – Ehrenwein – Tafelwein – Gesindewein verabreicht:
«Stetten. / Consignatio Jeniger Uncosten, so in Anweesenheit deß Hochfürstl. Hofstaadts Vom 21. Novembr biß den 10. Decembr 1735. in welcher Zeit zwar Serenissimi Hochfürstl. Durchlt. auch ein Paar Tag auf Winnenthal und auch ein Paar Tag auf Schorndorff geraiset, allhier in Stetten aufgegangen, consumirt, und veruncostet worden. Benamtlichen Wein Auß der Schloßverwalthung verabfolgt [:]

1727 Brodwaßer	*3 I(m)i 2 M(a)ß*	*à 64 fl*	*12 fl 48 x*
Ehrenwein	*4 I(m)i 7 M(a)ß*	*à 40 fl*	*11 f 45 x*
Tafelwein	*8 I(m)i 2 M(a)ß*	*à 32 fl*	*6 fl 23 x*
Gesindtswein	*7 I(m)i 7 M(a)ß*	*à 20 fl*	*9 fl 37 x 2 hl»*

fl: Gulden (= 60 Kreuzer); x: Kreuzer (= 8 Heller); hl: Heller
1 Eimer (293,97 Liter) = 16 Imi; 1 Imi (18,37 Liter) = 10 Maß; 1 Maß (1,837 Liter).

hierzulande im Laufe des 19. Jahrhunderts ganz allmählich das heutige «Aushängeschild» und die «Prestige»-Traube schlechthin des deutschen Weinbaus durch: der Riesling. Dieser wurde in Württemberg erst in den 1820er-Jahren aufgrund verschiedener Dekrete des württembergischen Königs Wilhelm I. eingeführt.[6] Einer der ersten Rieslinge aus Württemberg überhaupt dürfte der 1828er-Jahrgang aus Stetten von der Königlichen Hofkammerkellerei gewesen sein.[7] Bis heute besteht das Brotwasser bekanntlich reinsortig aus der Rebsorte Riesling. Dieser zeichnet sich durch eine frische elegante und mineralische Lebendigkeit aus sowie durch Leichtigkeit mit einer pikanten Fruchtsäure. Der Alkoholgehalt ist oft leichter und die Aromen erinnern zuweilen an Zitrus oder Apfel, an Ananas oder Maracuja.

Die letzten Jahre ihres Lebens muss die fromme Herzoginwitwe und Herzogsmutter Magdalena Sibylla durch das Benehmen ihres Sohnes Herzog Eberhard Ludwig wohl ziemlich verbittert gewesen sein. Obwohl er seit 1697 mit Johanna Elisabetha von Baden-Durlach verheiratet war und sie damit die offizielle Herzogin war, wandte sich der Herzog immer offener seiner Mätresse zu, der berühmtberüchtigten «Grävenitz». Christine Wilhelmine von Grävenitz kam über Beziehungen 1706 als Hofdame an den Stuttgarter Hof. Die junge Frau war sehr klug, sehr ehrgeizig, sehr gebildet, sehr charmant und sehr attraktiv – kurzum: eine gefährliche Mischung für den unglücklich verheirateten Herzog. Wilhelmine wurde rasch zu seiner Geliebten. Sie war aber nicht nur eine der wechselnden Liebschaften des Herzogs, vielmehr entwickelte sich eine eheähnliche Lebensgemeinschaft. In ihr fand der Herzog endlich Liebe, Verständnis und Geborgenheit, zumal beide eine Leidenschaft für Prunk und Luxus hegten. Der Herrscher von Württemberg vermachte der jungen Frau immer größere Vermögen und Güter mit großem Landbesitz, sodass sie ständig an Macht und Einfluss gewann. Nach theaterreifen Irrungen und Wirrungen blieb sie über Jahr-

Stetten.
Consignatio.

Ersterwähnung von «Brotwasser» in der Inventurliste von Schloss Stetten, Januar 1713:

«Stetten
Consignatio
Der Bey alldasiger Kellerey sich
Befindlichen Weine

Nr.	*Großer Keller*		
1.	*1707.*	*Brodwaßer*	*39 Eimer 8 Imi*
2.	*1710.*	*aigengewäx*	*31 Eimer 4 Imi*
3.	*Leer*		*34 Eimer 8 Imi»*

Die Lage «Brotwasser» ist heute ausschließlich mit Riesling-Trauben bepflanzt und befindet sich im Alleinbesitz des Weinguts Herzog von Württemberg. Die Lage ist nach den Kriterien des Verbands Deutscher Prädikatsweingüter (VDP) untergliedert in eine «Erste Lage» und in eine «Große Lage», die qualitativ höchste Stufe.

zehnte in Württemberg die «Erste Dame». Bereits kurz nach dem Tode seiner Mutter Magdalena Sibylla vermachte Herzog Eberhard Ludwig am 10. Dezember 1712 seiner Mätresse Wilhelmine von Grävenitz Schloss und Dorf Stetten im Remstal, wobei das Schloss sogleich ihren Wünschen gemäß ausgebaut wurde.

Dem barocken Zeitgeist entsprechend feierte Herzog Eberhard Ludwig mit Wilhelmine von Grävenitz und zahlreichen geladenen Gästen auch im Schloss von Stetten im Remstal rauschende Feste, wenngleich es diesbezüglich nur wenig Überliefertes gibt. Am 25. August 1719 brachte einer der bedeutendsten deutschen Opernkomponisten der Barockzeit, Reinhard Keiser (1674–1739), höchstpersönlich eine von ihm komponierte «Serenata» im Schloss Stetten zur Aufführung.[8] Den Sommer 1730 verbrachte der Herzog mit seiner Geliebten und einer großen Festgesellschaft im Schloss zu Stetten. Während der siebenwöchigen Anwesenheit dieser Gesellschaft wurde die ungeheure Menge von 66 Eimern Wein verbraucht (knapp 20.000 Liter), darunter 15 Eimer des begehrten Brotwassers (etwa 4.400 Liter) neben 20 Eimern Ehrenwein, 18 Eimern Tafelwein und 11 Eimern Gesindtswein. Der Amtmann (Verwaltungsbeamte) Cuon vermerkte dies ausführlich in seinem Bericht vom 2. August 1730.[9] Diese unglaublich erscheinenden und eigentlich nicht zu bewältigenden Mengen lassen darauf schließen (und hoffen), dass wohl auch Höflinge, Belegschaft und auch Teile der Bevölkerung zumindest während dieses Aufenthaltes reichlich mit Wein versorgt und entlohnt wurden.

Die ausschweifenden Feste des Sommers 1730 waren aber auch die letzten, die Wilhelmine von Grävenitz in großem Stil mit dem Herzog zusammen feiern konnte. Ihre Stellung bei Hof wurde ab Frühjahr 1731 immer unhaltbarer. Zudem hatte sich der Herzog mit seiner Frau, Herzogin Johanna Elisabetha, aus politischen Gründen wieder versöhnt. Zunächst beendete der Herzog jeglichen Kontakt mit seiner ehemaligen Geliebten, der nun Hausarrest oder gar Inhaftierung drohten. Die Gräfin von Grävenitz alias Gräfin von Würben ahnte wohl, was ihr bevorstand, und versuchte sich noch so gut wie möglich finanziell abzusichern bzw. ihren bereits vorhandenen Reichtum weiter auszubauen.

In diesem Zusammenhang versuchte sie sich mit dem begehrten Brotwasserwein sogar als «illegale Weinhändlerin». Um 1731 brachte sie heimlich große Mengen dieses Weins vom Schloss Stetten auf ihr großes Landgut nach Welzheim im Schwäbischen Wald. So ließ sie *gegen 100 Eimer vom besten so genanten Brodwasser von Stetten nach Welzheim abführen (…), daß dieser Wein dem Durchlauchtigsten Hause Württemberg auff eine Unrechtmäßige Weise abgenommen worden.* Ihr Ziel sei gewesen, den Wein aus Stetten *unter der Hand außer Landes zu Verkauffen (…) und davor das Gellt ein zu cahsieren.*»[10] Die heimlich nach Welzheim abgeführten 100 Eimer (knapp 30.000 Liter) des Stettener Brotwassers ergaben bei einem Durchschnittspreis von 65 Gulden pro Eimer einen Verkaufspreis von insgesamt 6500 Gulden, was in etwa 15 bis 25 Jahresgehältern eines damaligen Lehrers entsprach.

Auch auf ihrem Landgut in Unterboihingen (bei Wendlingen am Neckar) kamen mehrere große Weinlieferungen an; eine Inventur des hierfür zuständigen «Gräflich Würbenschen Jägers», welcher zugleich die Inspektion über die Weine innehatte, ergab, dass auch hier über 15.000 Liter (heimlich abgeführten) Weins lagerten, davon knapp 12.000 Liter des wertvollen Brotwassers aus Stetten.[11] Eine weitere kleinere geheime Lieferung eines Wagens mit vier Fässern des *besten Stettener oder soge-*

Die 1582 erstmals erwähnte und 1786 neu errichtete Stettener «Glockenkelter». In ihr wurden auch Brotwasser-Weine gekeltert. Im Hintergrund die Lage «Brotwasser» und die Yburg. Vermutlich hatte die Kelter einst einen Dachreiter mit Glocke, die während der Weinlese abends das Ende der Lese einläutete, was der Kelter ihren Namen gab.

nannten Brodwassers ging ebenfalls auf ihr Landgut nach Unterboihingen. Die Menge dieser Wagenlieferung betrug 4 Eimer 10 Imi (etwa 1250 Liter). Das Umfüllen und der Abtransport dieser vier Fässer Brotwasser vom Schloss Stetten nach Unterboihingen musste allerdings wohl in sehr großer Eile und Hektik erfolgt sein, da man nach einiger Zeit in Unterboihingen feststellen musste, dass *in 2 von diesen Fassen kurtz vorhero Birnen Most gewesen sei und das dies dem Wein in die länge nicht gut thun dörffte (…) (und dieser) schwerlich lang gut bleiben dörffte*.[12]

Wilhelmine von Grävenitz wurde im Oktober 1731 festgenommen und zunächst im Schloss Urach unter Hausarrest gestellt, dann in der Burg Hohenurach unter verschärften Bedingungen inhaftiert. Im Dezember 1732 musste sie gegen eine hohe finanzielle Entschädigung vertraglich auf ihre Güter verzichten, unter anderem auch auf Schloss und Dorf Stetten im Remstal. Schließlich verstarb ihr Geliebter und Protegé Herzog Eberhard Ludwig 1733. Die Frau, die 25 Jahre lang die Politik Württembergs mitbestimmte, verließ im Frühjahr 1733 das Land und zog nach Berlin, wo sie 1744 verstarb. Der nachfolgende Herzog Carl Alexander kümmerte sich höchstpersönlich um die Abwicklung (Rückführung bzw. Verkauf) des beschlagnahmten *arrestierten Weins* aus den illegal abgeführten Lieferungen des Stettener Brotwassers von Welzheim und Unterboihingen. Diese Weinlieferungen waren ein weiterer schwerwiegender Anklagepunkt in den nun zahlreich gegen «die Grävenitz» erhobenen Prozessen.

Mit dem Tode des alten Herzogs Eberhard Ludwig war die Herrschaft Stetten an seine Witwe gefallen, der jahrelang von ihm verschmähten Herzogin Johanna Elisabetha. Sie war eine vornehme und gutherzige Dame, die sich auch um die Hilfsbedürftigen im Ort kümmerte. Sie verstarb schließlich 1757. Der höfische Glanz erlosch somit in Stetten und das Schloss fiel für lange Zeit in einen Dornröschenschlaf.

Der Brotwasser-Wein gewann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts – ausgelöst und begünstigt durch die offensichtliche Vorliebe der höfischen Gesellschaft – allmählich ein starkes Renommee. Auch die ersten Erwähnungen in geografischen Beschreibungen ab 1740 führten zu einem großen Bekanntheitsgrad im aufkommenden Bildungsbürgertum. Die Ausnahmestellung des Brotwassers mag auch darin begründet liegen, dass im 18. Jahrhundert der württembergische Wein generell keinen besonders guten Ruf hatte. Waren württembergische Weine vor dem Dreißigjährigen Krieg noch sehr geschätzt und von guter Qualität (und auch Württembergs Hauptexportartikel nach Bayern und Österreich), ging es nach diesem langen Krieg erst einmal darum, für die Überlebenden möglichst schnell und billig viel Massenwein zu produzieren. Der Brotwasser-Wein war auch in dieser Hinsicht ein erster Vorreiter an neugewonnener Qualität in Württemberg um 1700. Einen weiteren großen Schub

Die derzeit älteste bekannte Brotwasser-Flasche aus dem Spitzenjahrgang 1959. Im 19. Jahrhundert benutzte die Hofkammerkellerei für Rot- und Weißweine bauchige braune Burgunderflaschen. Oftmals wurde der Wein damals aber nicht in Flaschen abgefüllt, sondern verblieb im Fass.

erfuhr das Brotwasser mit der großen nationalen und internationalen Riesling-Begeisterung um das Jahr 1900, wo deutsche Rieslinge aus Spitzenlagen (meist von Rhein und Mosel) oft höhere Preise erzielten als die besten französischen Weine.

Seit etwa 1990 besteht eine weitere große Nachfrage im In- und Ausland nach Riesling. Das Weingut Herzog von Württemberg, idyllisch am Seeschloss Monrepos bei Ludwigsburg gelegen, versteht es aufgrund moderner Weinbautechnik und strikter Ertragsreduzierung, dem Stettener Brotwasser wieder die ihm gebührende Qualität zu verleihen. Insofern schließt sich der Kreis: Das Stettener Brotwasser hat wieder seinen Platz gefunden.

LITERATUR:

Bellon, Eugen: Flurnamen des Weinortes Stetten im Remstal. Kernen im Remstal 1986.
Fritz, Eberhard: Die Verbesserung des Weinbaus in Württemberg unter König Wilhelm I. (1816–1864). Tübingen 1994.
Kaufmann, Adolf: Geschichte von Stetten im Remstal. Stetten 1962.
Krämer, Christine: Rebsorten in Württemberg. Herkunft, Einführung, Verbreitung und Qualität der Weine vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Ostfildern 2006.
Kremer, Joachim: Magdalena Sibylla von Württemberg. Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 27. Tübingen 2017.
Oßwald-Bargende, Sybille: Die Mätresse, der Fürst und die Macht. Christina Wilhelmina von Grävenitz und die höfische Gesellschaft. Frankfurt/Main 2000.
Röder, Philipp Ludwig Hermann: Geographie und Statistik Wirtembergs. Laybach und Ulm 1787.
Sattler, Christian Friedrich: Historische Beschreibung des Herzoghtums Würtemberg. Stuttgart und Esslingen 1752.
Sauer, Paul: Musen, Machtspiel und Mätressen: Eberhard Ludwig – württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs. Tübingen 2008.

ANMERKUNGEN

1 Sattler 1752, S. 242.
2 Staatsarchiv Ludwigsburg GL 155 Bü 78.
3 Krämer 2006, S. 72 und 78.
4 Kaufmann 1962, S. 11.
5 Röder 1787, S. 491.
6 Fritz 1994, S. 46-47.
7 Archiv Haus Württemberg Schloss Altshausen, Bestand Hofdomänenkammer, Bü 1434.
8 Sauer 2008, S. 152.
9 Kaufmann 1962, S. 332.
10 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 48/05 Bü 101.
11 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 48/05 Bü 101.
12 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 48/05 Bü 101.

Von dem Autor dieses Beitrages erscheint im Mai das Buch «Stettener Brotwasser – Geschichte(n) eines legendären Weines». ISBN-Nr. 978-3-86372-052-0. www.bag-verlag.de

VON HIER. VON UNS.

Große Denker.*

Große Weine.

* Schiller, Hölderlin und Mörike – große Dichter, geboren in Württemberg.

Entdecken Sie das Beste aus Württemberg: Zum Beispiel diese würzigen und fruchtigen Lemberger mit ihrem tief dunklen Rot oder diesen kräftigen Portugieser mit seinen Frucht- und Gewürzaromen: alle drei sind ein Gedicht!

WEIN HEIMAT WÜRTTEMBERG

Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft e. G.
www.wzg-weine.de

WZG

Ausschnitt aus dem «Vogelschauplan» von Ulm, um 1600. Zu sehen sind u.a. das damals halb zerfallene Dominikanerkloster (1), das ehemalige Franziskanerkloster (2), das restituierte Wengenstift (3) und unübersehbar im Zentrum das Ulmer Münster (4).

Tjark Wegner

… kain münch ist nichtz zu vertrauen Die Besetzung des Ulmer Dominikanerklosters 1531

Die Geschichte der Reformation in den südwestdeutschen Reichsstädten im Allgemeinen und in Ulm im Besonderen stand schon häufiger im Fokus der Forschung.[1] Auch das Verhältnis von den Klöstern zu den Städten, in denen sie sich befanden, wurde seit der bedeutenden, 1971 erschienenen Studie von Rudolf Kießling zu Augsburg häufig untersucht, sodass jüngere Arbeiten hierzu der Rechtfertigung bedürfen. Zu den jüngeren Studien dieses weiten Untersuchungsgebiets gehört ein Projekt mit einem Blick auf das Verhältnis der Ulmer Obrigkeit zu verschiedenen geistlichen Einrichtungen in und um Ulm. Dabei stand ein neuer Blickwinkel im Vordergrund, der einen Vergleich zwischen den verschiedenen Einrichtungen untereinander aber auch mit dem Rat ermöglichen und zugleich die enge Verzahnung zwischen den Institutionen und den führenden Familien aufzeigen sollte. Der Fokus lag auf dem sogenannten ‹Handlungswissen› in den Auseinandersetzungen. Unter ‹Handlungswissen› werden hierbei die Kenntnisse verstanden, die jemand oder eine Institution benötigt, um in einer Situation kompetent auftreten zu können. Hiermit verbinden sich wiederum andere Aspekte, die bei der Untersuchung des Handlungswissens ebenfalls eine Rolle spielen: Kommunikation und Netzwerke. Neues Wissen kann nur generiert werden, wenn ein Zugang zu weitergehenden Informationen vorhanden ist. Ein solcher Zugang läuft häufig über die Netzwerke der Institutionen sowie der einzelnen Individuen, die den Institutionen angehören.

Anschaulicher formuliert bedeutet dies: Wenn das Ulmer Dominikanerkloster in einen Streit mit dem örtlichen Rat gerät, stellt sich die Frage, woher die beiden Parteien die entsprechenden Informationen bekommen, um sich angemessen zu verhalten. Das Kloster kann dabei zum einen auf die Ordensstrukturen zurückgreifen, in die es eingebettet ist. Zum anderen können einzelne Mönche, die Mitglieder des Konvents sind, bei Bekannten, die sie beispielsweise im Rahmen ihres Ordensstudiums kennengelernt haben, um Informationen oder um konkrete Hilfeleistungen bitten. Der Stadtrat wiederum kann bei anderen Stadträten Informationen einholen, etwa wenn Letztere bereits vergleichbare Erfahrungen gemacht haben. Anhand des Ulmer Beispiels konnte nachgewiesen werden, dass beide Seiten, also Obrigkeit und Geistlichkeit, so oder ähn-

lich vorgingen. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass oftmals dieselben Familien im Rat vertreten waren, die auch ihre Söhne und Töchter in den geistlichen Einrichtungen unterbrachten. Da folglich bisweilen komplizierte Beziehungen, Netzwerke und Personenkonstellationen eine bedeutende Rolle spielten, soll im Folgenden anhand eines konkretes Beispiels veranschaulicht werden, wie im Rahmen der Reformationseinführung in Ulm im Jahr 1531 der Ulmer Stadtrat vorgegangen ist, um gerade zu verhindern, dass die Gegenseite – in diesem Fall die Ulmer Dominikaner – ihre Netzwerke aktivieren und sich somit Hilfe organisieren konnten.

Das Ulmer Rathaus war bereits im Spätmittelalter das Zentrum der weltlichen Macht in der Stadt.

Während im ausgehenden Mittelalter das Verhältnis zwischen dem Ulmer Rat und dem örtlichen Dominikanerkloster als vergleichsweise ‹harmonisch› zu umschreiben ist, änderte sich dies – wie in der Forschung bereits vielfach attestiert – in der Reformationszeit. Obwohl die führenden Familien der Stadt weiterhin ihre Familiengrablegen im Predigerkonvent pflegten und somit das Kloster durch Stiftungen unterstützten, gerieten die Mönche seitens des Rats immer stärker unter Druck. Der neue Glaube konnte sich seit der Mitte der 1520er-Jahre verstärkt innerhalb der Stadt ausbreiten, sodass sich auch einzelne Familien an der Glaubensfrage spalteten. Als das einschneidende Jahr im Verhältnis zwischen Rat und den geistlichen Einrichtungen in Ulm darf 1526 gelten, wobei im Folgenden vor allem den Ausführungen Hans Eugen Speckers gefolgt wird: Aufgrund des Kompromisses auf dem Reichstag zu Speyer war es fortan den Städten erlaubt, mit dem neuen Glauben so zu verfahren, wie sie es gegenüber Gott und sich selbst rechtfertigen könnten. Dies nutzte der Rat, um insbesondere gegenüber den beiden lokalen Bettelordensklöstern verschärfte Kontrollmaßnahmen durchzuführen: Im Oktober desselben Jahres wurde beschlossen, dass in beiden Konventen künftig maximal 13 Mönche leben dürften, wobei es sich ausschließlich um Ulmer Bürger handeln sollte – eine Vorgabe die zuvor gerade bei den vergleichsweise mobilen Bettelorden nicht vorstellbar schien. Der Bettel sollte innerhalb der Stadt verboten sein und anstatt selbst Geldspenden anzunehmen, sollten die Mönche in ihren Predigten auf das örtliche Armenhäuslein aufmerksam machen. Gäste dürften künftig nicht mehr ohne Genehmigung des Bürgermeisters in den Klöstern nächtigen – dies überrascht ebenfalls, da die Bettelordensklöster in Ulm wie auch ansonsten als Übernachtungsmöglichkeit für Besuch, auch offiziellen und hohen, dienten. Zugleich wurde eine ältere, im Kontext einer Epidemie erstellte Verfügung erneuert, wonach niemand mehr auf den Friedhöfen der Klöster beerdigt werden durfte. Da die Beerdigung mit Einkünften verbunden war, darf auch dies als Zei-

Grabplatte des angeblichen Klostergründers Kraft des Älteren, Stadtschreiber in Ulm, im Chor der ehemaligen Dominikaner - kirche. Ein Zeugnis der bis zur Reformation andauernden engen Verbindung der Familie mit dem örtlichen Dominikanerkloster.

Vom historischen Baubestand des Dominikanerklosters ist insbesondere noch der hinter dem barocken Kirchturm erkennbare Chor erhalten. Die Kirche und die übrigen Gebäude waren – wie im Vogelschauplan zu sehen – bereits im 16. Jahrhundert verfallen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden die Reste der Kirche zum Bau einer evangelischen Kirche genutzt, die im Zweiten Weltkrieg massive Schäden erfuhr und in den 1970/80er-Jahren rekonstruiert wurde.

chen dafür gewertet werden, dass es dem Rat darum ging, die Einkünfte des Klosters zu schmälern.

Die Mönche der Bettelordensklöster wollten diese Maßnahmen des Rats selbstverständlich nicht hinnehmen. Dies führte zu weitergehenden Konflikten, die sich auch an den Predigten der Mönche beziehungsweise denen der evangelischen Prediger entzündeten. Insgesamt zeigt sich bereits bei diesen Maßnahmen der 1520er-Jahre, dass der Rat darauf bedacht war, eine weitergehende Kontrolle über die Mönche zu erwirken. Daher kam es in der Zwischenzeit bis zur endgültigen Einführung der Reformation in Ulm 1531 immer wieder zu Auseinandersetzungen, auch zwischen einzelnen altgläubigen Geistlichen und dem Rat. Auffallend ist hierbei, dass beide Seiten stets auf die Außenwirkung ihrer Aktionen bedacht waren: Die Mönche versuchten ihre Netzwerke zu aktivieren und insbesondere mithilfe der Ordensstrukturen und der Betonung auf ihren prinzipiellen Gehorsam gegenüber der weltlichen Obrigkeit auch dahingehend zu wirken, dass der Kaiser als oberster Schutzherr der Klöster und zugleich als Stadtherr Ulms sich für sie einsetzte. Der Rat hingegen stellte die Mönche als ungehorsam dar und vermittelte, dass er gezwungen sei, die Maßnahmen durchzuführen. Diese Gesamtsituation führte zur Verschärfung der Auseinandersetzungen, insbesondere als Gerüchte aufkamen, dass die Mönche die Stadt zu verraten planten. Nachdem sich die Ulmer dem Schmalkaldischen Bund, einem Verteidigungsbündnis protestantischer Fürsten und Städte, angeschlossen und die Bürgerschaft für die Einführung der Reformation plädiert hatte, verschärfte der Rat noch einmal sein Vorgehen gegenüber den Dominikanern.

Insbesondere Letzteren wurden nun ihre vorgeblichen ‹Untaten› vorgeworfen. Offensichtlich sah der Rat in ihnen mittlerweile einen größeren Gegner als in den Franziskanern, die ebenfalls immer wieder in Auseinandersetzungen mit dem Rat geraten waren. Daher versuchte er – wie etwa bereits Keim oder Specker attestiert haben – in einem nächsten Schritt, den Dominikanern ihr Kloster und die dazugehörigen innerstädtischen Güter abzukaufen und sich somit des Problems zu entheben. Allerdings verbat der Dominikanerprovinzial Paul Haug seinen Ulmer Mitbrüdern, ohne seine dezidierte Zustimmung auf das Angebot des Rats einzugehen. Als die Ulmer nun merkten, dass sowohl die bereits oben skizzierten sowie weiterführende Restriktionsmaßnahmen erfolglos blieben als auch das Kaufangebot ausgeschlagen wurde, sahen sie sich gezwungen, das Kloster mit drei Ratsverordneten zu besetzen.

Auf dem Merianstich des 17. Jahrhunderts sind links vor dem Münster auch die Gebäude des ehemaligen Franziskanerklosters gut zu erkennen. Im 19. Jahrhundert wurde der Bau, der zwischenzeitlich als Lateinschule bzw. Gymnasium genutzt wurde, abgerissen.

St. Paul in Esslingen wurde bereits im 13. Jahrhundert von den Dominikanern erbaut und zählt zu den ältesten erhaltenen Bettelordenskirchen Deutschlands. Auch in dieser Reichsstadt mussten die Dominikaner dem Druck der Reformation weichen, doch diente der Bau lange als evangelisches Gotteshaus, sodass er nicht wie in Ulm verfiel.

Doch bereits zuvor erwirkte der Rat Baumaßnahmen im Kloster: 1530 sollten die Predigermönche ein an der Donau errichtetes Gebäude abreißen, da es angeblich die Stauung des Flusses beeinträchtigt habe. Zudem wurde beschlossen (laut offizieller Darstellung aus militärischen Erwägungen), diverse nach außen gerichtete Fenster sowie einen zur Donau gerichteten Ausgang des an der Stadtmauer gelegenen Klosters zu vermauern. An dieser Stelle ist die fortifikatorische Bedeutung der Maßnahmen kaum zu leugnen, doch setzte der Rat die Mönche davon nicht vorzeitig in Kenntnis, sondern schickte die Handwerker direkt zu den Geistlichen. Das Zumauern der Tür und der nach außen gehenden Fenster sowie der Bau einer Mauer zum Hospital hin isolierte das Kloster auch optisch innerhalb der Stadt. Damit wurde das Machtverhältnis zwischen der Obrigkeit und den Dominikanern manifestiert.

Nach diesen baulichen Veränderungen erzwang der Rat 1531 die Übergabe der Klosterschlüssel. Er übereichte sie anschließend an den neuen Klostervogt Burckhard Sennft und seine beiden Helfer weiter mit der Genehmigung, fortan im Dominikanerkloster *zu regieren zu walte(n) und zuhandlen, wie sy für Nutz und gut ansehen*.[2] Zugleich erfolgte eine Inventarisierung im gesamten Kloster, wozu sich der Bürgermeister Bernhard Besserer alle Räume aufschließen ließ. Um die Aufsicht der Mönche zu gewährleisten, legte der Rat fest, unter welchen Bedingungen Burckhard Sennft und seine Helfer das Kloster verlassen dürften. Somit sollte sichergestellt werden, dass jederzeit städtische Vertreter vor Ort waren, um insbesondere die Kommunikation nach außen hin zu kontrollieren. Dafür sprechen auch die weiteren Anweisungen des Rats an den Klostervogt: Keiner außer ihm selbst solle den Schlüssel, der alle Schlösser öffne, zu Hand nehmen dürfen. Außerdem gelte: *so Jemandt ain brief hinein geben soll er [Sennft] demselbe ansage er wird den br(ieff) aufmachen und verlesen, gipt er im dann den brieff hat sein weg. Wa(nn) aber der bott solhs nit zugabe od(er) gestatte wöll so soll er den botte wid(er) mit [dem Brief] hinziechen lasse(n). Desgleichen soll auch kein munch kain brief hinweg schicken, [es sei denn] er [Sennft] hab den zuvor gelesen, und wann er in gelesen hatt so soll der in seinen beysten zugemacht, und volgends im widergegebe und an das ort dafür er gehört geschickt wird.*[3]

Doch nicht nur die Briefe und der Besuch der Mönche wurden kontrolliert: So durften sie nun nur noch mit vorheriger Genehmigung des Bürgermeisters ihr Kloster verlassen, nachdem sie schon zuvor in ihrer Bewegungsfreiheit innerhalb der Stadt stark eingeschränkt worden waren. Ständig sollte überwacht werden, wer ins Kloster geht oder ob gar die Dominikaner dasselbe verlassen möchten; so wird auch die Anfrage von Burckhardt Sennft *das meine heern d(a)z thor stublin besetzen dann kain münch ist nichtz zu ve(r)trauen*[4] bejaht. Doch trotz der verschiedenen Maßnahmen des Rats gelang es nicht, die komplette Kontrolle über die Kommunikation der Dominikaner zu erlangen.

Am 2. September 1531 schrieb Burckhard Sennft wegen des verdächtigen Verhaltens der Mönche an den Rat: Für drei Mönche des Klosters seien vier Weinfässer angeliefert worden. Dies sei von ihm und seinen Leuten ordnungsgemäß beobachtet worden. Die Fuhrleute, die den Wein lieferten, wollten ihre Pferde ins Kloster stellen und mit den Mönchen trinken. Dies habe er, Burckhard Sennft, untersagt. Die Dominikaner hätten allerdings darauf bestanden, wenigstens einen Sack Hafer für die Pferde zu geben, was er wiederum erlaubt habe. Vorsichtshalber habe er seinem Helfer Dr. Stammler befohlen, mit ins Kornhaus zu gehen. Als dieser jedoch wiederkam, habe er bei den Fuhrleuten einige Mönche gesehen. Diese seien vor ihm erschreckt und daher weggelau-

Als einzige der größeren Ulmer Kirchenbauten überstand das Münster vergleichsweise unbeschadet die Zeiten.

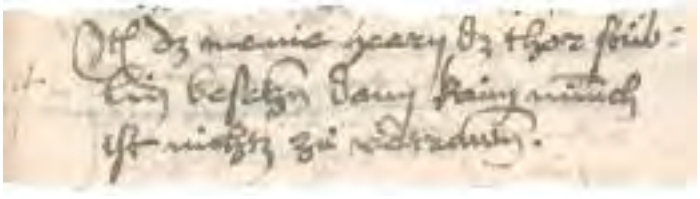
fen. Zudem habe er, Burckhard Sennft, bei den Fuhrleuten den Mönch Schwytz angetroffen, der augenscheinlich mit den Weinlieferanten viel zu besprechen hatte. Dieser sei, als er weggeschickt wurde, nur unter Protest gegangen. Auf gezielte Nachfrage hin hätten die Fuhrleute gelobt, in der Zwischenzeit keine Briefe von den Dominikanern empfangen zu haben. Daraufhin seien diese mit ihren Pferden weggezogen.

Das alles verdeutlicht die Bemühungen des Rats, die Kommunikation der Dominikaner unter ihre komplette Kontrolle zu stellen. Doch scheint die Obrigkeit hierbei gescheitert zu sein. Das kann aufgrund eines Schreibens vom 8. September 1531 erschlossen werden: An jenem Tag, also sechs Tage nach der geschilderten Episode um die Weinlieferung, schrieb der in Esslingen weilende Ordensobere, der Dominikanerprovinzial Paul Haug, dass ihm vom Ulmer Lesmeister Georg Diener, also einem Angehörigen des dortigen Klosters, mitgeteilt worden sei, dass der örtliche Prior (Klostervorsteher bei den Dominikanern) die Stadt verlassen habe, um Ulm zu schaden.

In seinem Schreiben betont der Provinzial, dass er zahlreiche Führungspersonen aus seiner Ordensprovinz zu sich berufen habe und dass nur deswegen der Prior bei ihm in Esslingen weilte. Inwiefern die Ausführungen des Provinzials nicht als Ausrede interpretiert werden müssen, sei dahingestellt. Da jedoch auch die Briefe der Franziskaner vom Rat kopiert wurden, zeichnet sich deutlich ab, von welcher Bedeutung die Kontrolle der Kommunikation der altgläubigen Mönche für den Rat war. Dieser versuchte den Informationsfluss von und ins Kloster zu steuern und damit zu verhindern, dass die Ulmer Dominikaner ihre altgläubigen Verbündeten – Verwandte, Ordensobere, Adlige – in die Auseinandersetzungen involvieren konnten. Wenn den Dominikanern weniger Informationen vorlagen, konnten sie dementsprechend weniger Handlungswissen generieren.

Während die Ulmer also einerseits den Informationsfluss der geistlichen Einrichtungen zu unterbrechen versuchten, fragten sie andererseits bei den ebenfalls reformatorisch geprägten Städten Straßburg und Nürnberg an, wie dort mit vergleichbaren Situationen umgegangen werde. Zugleich erhob der Rat die bereits skizzierten sowie weitere Vorwürfe gegenüber den Dominikanern: Der Prior habe sich dem Rat gegenüber nicht dankbar gezeigt, das uneigennützige Handeln der Obrigkeit sei von den Predigermönchen nicht erwidert worden; die Dominikaner hätten sich zu Unrecht über das Vorgehen des Rats beschwert, als die Fenster vermauert wurden. Am schwersten wiegt jedoch der Vorwurf, dass sie sich an Dritte gewandt hätten: Sie seien an den Kaiser beziehungsweise Hieronymus Winckelhofer, einen kaiserlichen Notar und Hofkaplan, und somit an das Reichskammergericht herangetreten. Dieses Vorgehen habe die Vertrauensbasis zerstört und daher sei ein Zusammenleben von weltlicher Obrigkeit und Dominikanern fortan nur schwer machbar. Ihre Anschuldigungen schließen die Ulmer damit, dass sie betonen, wie gottesfürchtig sie seien und dass ihre Loyalität Kaiser und Reich gehöre.

Hier zeigt sich noch einmal, wie wichtig die Außenwirkung beim Vorgehen gegenüber den Bettelorden für den Ulmer Rat, aber auch für andere



Der 1531 neu eingesetzte Klostervogt Burkhard Senft wandte sich mit einer Liste noch offener Fragen und ungeklärter Aspekte seiner Aufgabe an den Ulmer Rat. Unter anderem regte er an: «4. Item [ferner] d[a]z meine heern [der Ulmer Rat] d[a]z thor stüblin besetzn dann kain münch ist nichtz zu ve[r]trauen».

Städte war: Das Beispiel des durch den Schwäbischen Bund im Winter 1528/1529 belagerten Memmingen verdeutlichte den Städten, dass sie bei der Einführung der evangelischen Lehre vorsichtig agieren mussten. Nach dem Abschluss des bereits genannten Schmalkaldischen Bundes, der wenigstens einen gewissen Schutz bot, konnte der Rat nun freier agieren und wie skizziert vorgehen. Und so musste letztendlich auch der Dominikanerprovinzial Paul Haug aufgeben und seinen Mitbrüdern im September 1531 erlauben, die Stadt zu verlassen. Damit war der Aufwand, den die Dominikaner aufbrachten, um trotz der engmaschigen städtischen Kontrolle ihre Netzwerke zu aktivieren und Informationen einzuholen, vergebens. Wenige Tage nach ihnen folgten die Franziskaner und auch das Augustinerchorherrenstift in der Stadt wurde zwischenzeitlich geschlossen. Die Epoche der Klöster in Ulm fand damit ein Ende.

QUELLEN UND LITERATUR:

Stadtarchiv Ulm, A 3530, A [8983/II], A [8985], A [8991], A [9000].

BRECHT, Martin: Ulm 1530–1547. Entstehung, Ordnung, Leben und Probleme einer Reformationskirche. In: Hans Eugen SPECKER/Gebhard WEIG (Hgg.): Die Einführung der Reformation in Ulm. Geschichte eines Bürgerentscheids. Vortragsveranstaltung, Ausstellungskatalog und Beiträge zum 450. Jahrestag der Ulmer Reformationsabstimmung (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentationen, Bd. 2), Ulm 1981, S. 12–28.

EHMER, Hermann: Die Reformation in Schwaben (Bibliothek Schwäbischer Geschichte, Bd. 2), Leinfelden-Echterdingen 2010.

FRANK, Isnard W.: Franziskaner und Dominikaner im vorreformatorischen Ulm. In: Hans Eugen SPECKER/Hermann TÜCHLE (Hgg.): Kirchen und Klöster in Ulm. Ein Beitrag zum katholischen Leben in Ulm und Neu-Ulm von den Anfängen bis zur Gegenwart, Ulm 1979, S. 103–147.

FRANK, Isnard W.: Reform und Reformation bei den Ulmer Dominikanern. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 21 (2002), S. 251–289.

KEIDEL: Der Personalstand der Ulmer Bettelklöster zur Zeit ihrer Auflösung. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte N.F. 2 (1898), S. 131–140.

KEIM, Karl Theodor: Die Reformation der Reichsstadt Ulm. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte, Stuttgart 1851.

KORNBECK, Carl August: Zur Geschichte des Predigerklosters in Ulm. In: Ulm und Oberschwaben 2 (1981), S. 11–21.

SPECKER, Hans Eugen: Ulm. Stadtgeschichte. Sonderdruck aus «Der Stadtkreis Ulm», Amtliche Kreisbeschreibung, Ulm 1977.

SPECKER, Hans Eugen/WEIG, Gerhardt (Hgg.): Katalog zur Ausstellung. Die Einführung der Reformation in Ulm. Geschichte eines Bürgerentscheids. Vortragsveranstaltung, Ausstellungskatalog und Beiträge zum 450. Jahrestag der Ulmer Reformationsabstimmung (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentationen, Bd. 2), Ulm 1981, S. 57–232.

TÜCHLE, Hermann: Beiträge zur Geschichte des Ulmer Dominikanerklosters, in: Alice RÖSSLER (Hg.): Aus Archiv und Bibliothek. Studien aus Ulm und Oberschwaben. Max Huber zum 65. Geburtstag, Weißenhorn 1969, S. 194–207.

WEGNER, Tjark: Handlungswissen, Kommunikation und Netzwerke im Spätmittelalter. Der Ulmer Stadtrat im Konflikt mit geistlichen Einrichtungen (1376–1531), Diss. masch. Tübingen 2017.

In der Besserer-Kapelle des Ulmer Münsters lassen sich die Spuren des sogenannten «Bildersturms» erkennen. An der Südwand wurden Bildnisse gewaltsam entfernt, während im Chor teilweise noch die orginialen spätgotischen Glasfenster erhalten sind. Der «Bildersturm» lief in Ulm deutlich glimpflicher ab als es der Begriff suggeriert. Den Besitzern der Altäre, Bildnisse und anderer Gegenstände wurde Zeit eingeräumt, um ihr Eigentum aus den zu «stürmenden» Kirchen zu holen.

ANMERKUNGEN

1 Siehe zu Ulm unter anderen, aber nicht ausschließlich die angegebene Literatur; diese diente insbesondere neben den angegebenen Archivalien als Grundlage für diesen Text. Vor allem den Ausführungen von Hans Eugen Specker und Karl Theodor Keim wird in den deskriptiven Abschnitten dieses Beitrags gefolgt.
2 Stadtarchiv Ulm, A [8991], fol. 178r.
3 Stadtarchiv Ulm A [8983/II], fol. 410v.
4 Stadtarchiv Ulm A [8983/II], fol. 420r.

Heimat muss in die Zukunft weisen – Erstes SHB-Mitgliederforum in Stuttgart

Am 16. März 2019 fand im Stuttgarter Haus der Katholischen Kirche unser erstes vereinsweites Mitgliederforum statt. Das neue Veranstaltungsformat war im Rahmen des Zukunftskongresses im März 2018 in Esslingen vorgeschlagen und vereinbart worden. Eine Tagesordnung war bewusst nicht vorgesehen; stattdessen gab es für die etwa 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer Gelegenheit zu Gesprächen mit Mitgliedern der Vereinsführung, der Ausschüsse sowie der Orts- und Regionalgruppen und natürlich auch zum Austausch unter den Mitgliedern selbst.

Zur Einstimmung sprach unser stellvertretender Vorsitzender Prof. Dr. Albrecht Rittmann über «Heimat und Menschsein. Zur Aktualität des Heimatbegriffs». Heimat ist der aktuelle Debattenbegriff dieser Tage! Es wird um diesen Begriff gerungen wie selten zuvor, im ausgrenzenden wie im integrierenden Sinne. Bei vertiefter Betrachtung wundert das Hoch des Heimatbezugs nicht, denn Heimat ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Das Heimatgefühl schafft Übersichtlichkeit in einer unübersichtlichen Gegenwart. Was Heimat bedeutet – so heißt es – wird dann bewusst, wenn man sie nicht mehr hat. Jeder Mensch braucht eine Tagesration Heimat. Das wissen Flüchtlinge am besten. Darüber nachzudenken, was einem selbst Heimat bedeutet, macht aufmerksam für die Probleme der unfreiwillig Heimatlosen und all derjenigen, die zwischen einer ersten und zweiten Heimat hin- und hergerissen sind. Heimat kann Quelle unseres Tuns sein. Daraus speist sich auch die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes. Wer die Heimat liebt, bewahrt sie vor negativen Veränderungen und engagiert sich zu deren Schutz. Heimat muss aber auch in die Zukunft weisen. Sie ist der Ort, den wir als Gesellschaft schaffen müssen.

Demnach müsste eigentlich auch der Schwäbische Heimatbund Konjunktur haben. Doch trotz vieler Bemühungen und Aktivitäten sehen wir – vielleicht unserer Altersstruktur geschuldet – keine Trendwende bei der Mitgliederentwicklung. Es stellt sich aber auch die generelle Frage, ob wir noch das Richtige tun. Dazu einmal aufgelistet die zehn wesentlichen regelmäßigen Aktivitäten, gewissermaßen unser «Tagesgeschäft», die den Hauptteil unserer Arbeit ausmachen: Vortragsreihe, Kulturlandschaftspreis, Schwäbischer Städte-Tag, Denkmalschutzpreis, Gustav-Schwab-Preis, Mitgliederversammlung, Naturschutzzentrum und Riedstiftung, Herausgabe der «Schwäbischen Heimat», Pflege der Naturschutzflächen, Erstellung des Reiseprogramms und -katalogs. All dies macht viel Arbeit, und die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind durch diese «Grundlast» eigentlich voll ausgelastet. Kann davon etwas weggelassen werden, um Ressourcen für neue Aktivitäten zu gewinnen, aber ohne die Sichtbarkeit und Vernetzung des SHB zu mindern? Hinzu kommt derzeit noch die Umsetzung des Zukunftskongresses. Es gilt, eine umfangreiche Umsetzungsliste zusätzlich abzuarbeiten, von der Satzungsänderung über die Erstellung einer Geschäftsordnung bis hin zu einer neuen, transparenteren Homepage.

Das große Thema – auch im Forum – lautet: Wie kommen wir zu neuen, vor allem auch jüngeren Mitgliedern? Es bestand weitgehend Einigkeit darin, dass es wenig Sinn macht und auch gar nicht leistbar ist, teure Marketingfirmen zu engagieren und professionelle Werbetruppen von Tür zu Tür zu schicken. Der erfolgversprechende Weg ist immer noch der über die Mitglieder: «Mitglieder werben Mitglieder» heißt die Devise. Wenn jedes Mitglied immer wieder ein Neumitglied aus seinem Verwandten-, Bekannten- und Freundeskreis gewinnen könnte, wäre viel gewonnen. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass der Verein sichtbar, wahrnehmbar und damit attraktiv bleibt. Dafür ist es unbedingt notwendig, immer mal wieder neue Themen anzugehen. So überlegen wir uns zum Beispiel derzeit, wie wir unser Kernthema «Heimat» verstärkt aufgreifen und im Sinne des Heimatbundes besetzen können, denn wir sehen uns als die «Heimaterklärer», wie es Ministerpräsident Winfried Kretschmann unlängst umschrieb.

Inzwischen hat sich ein neuer Arbeitskreis «Mitgliederwerbung und Öffentlichkeitsarbeit» gebildet, der sich auch die Suche nach neuen Themen zur Aufgabe gemacht hat. Dabei stellt sich aber immer wieder die entscheidende Frage, wo die zusätzlichen Personal- oder Finanzressourcen sind, um dies alles umzusetzen. Es bedarf beispielsweise viel mehr ehrenamtlicher Mitarbeit. Auch dies wurde im Mitgliederforum unter dem Beifall aller Anwesenden gefordert. Unser Ziel ist es deshalb, künftig noch in viel stärkerem Maße unsere Mitglieder mit ihrem Sachverstand und Tatendrang ehrenamtlich einzubinden. Notwendig ist sicherlich auch, dass ein großer Teil unserer Orts-, Stadt- und Regionalgruppen – gefördert und gestärkt durch Vorstand und Geschäftsstelle – ihr Engagement intensiviert oder reaktiviert, denn gerade die Arbeit vor Ort ist ganz wichtig, damit jedes einzelne unserer Mitglieder die Möglichkeit hat zum Mitgestalten und Mitreden. Schließlich war sich das Forum auch darin einig, dass unsere Slogans überprüft werden könnten: «Herausforderung Heimat» und «Heimat als Aufgabe» sind sicherlich unbestritten die Grundidee unseres Vereins. In den Zwischenüberschriften sollte jedoch das traditionelle Begriffstrio «Schüt-

zen – Bewahren – Informieren» etwa durch ein «Gestalten» oder «Mitreden» ergänzt werden, um der Gefahr zu begegnen, dass man von Menschen, die den Heimatbund noch nicht kennen, als Verein angesehen wird, der einen verstaubten, musealen Heimatbegriff pflegt.

Unser Fazit: Es war eine gute Idee, sich anlässlich des Mitgliedertreffens mit diesen zentralen Themen auseinanderzusetzen. Und auch in Zukunft wird es solche Mitgliederforen geben, in denen in einer kollegialen Atmosphäre offene Fragen des Vereins angesprochen und diskutiert werden können. *Josef Kreuzberger*

Neu im Beirat des SHB

Auf der Mitgliederversammlung 2018 des Schwäbischen Heimatbundes wurden mehrere Sitze im dreizehnköpfigen Beirat neu besetzt. Die neuen Beiräte möchten wir Ihnen gerne in den kommenden Heften kurz vorstellen. Einige von ihnen vertreten wichtige Einrichtungen im Kulturleben des Landes, andere kommen aus den Bereichen Wirtschaft und Kommunikation und sind durch ihre Aufgaben mit den Themen des Heimatbundes eng verbunden.

Dr. Nicole Bickhoff
Frau Dr. Bickhoff ist seit 2006 Leiterin des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und zugleich seit Februar 2018 Stellvertreterin des Präsidenten des Landesarchivs Baden-Württemberg. Sie hat Geschichte, Katholische Theologie und Kunstgeschichte studiert und war in den letzten Jahren mehrfach Kuratorin wichtiger landesgeschichtlicher Ausstellungen. Den Sitz im SHB-Beirat nimmt sie ein in ihrer Funktion als Vorsitzende des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins. Sie ist u.a. auch Mitglied im Vorstand der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, im Beirat der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg, im Wissenschaftlichen Beirat der Stiftung Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg sowie im Ausschuss des Vereins für württembergische Kirchengeschichte.

Bernd Jäger
Seit Juni 2018 ist auch Bernd Jäger neu im Beirat des Heimatbundes. Gemeinsam mit seinen zwei Brüdern ist er Geschäftsführender Gesellschafter der JaKo Baudenkmalpflege GmbH in Rot an der Rot im Landkreis Biberach. Das Familienunternehmen geht auf einen Zimmereibetrieb zurück und besteht seit fast 130 Jahren. Heute ist es ein deutschlandweit gefragter Partner bei der Sanierung historischer Gebäude und Ensembles. Seit 1980 ist JaKo auch mit Translozierungen von historischen Gebäuden in die Freilichtmuseen des Landes betraut. Bernd Jäger ist Mitglied in zahlreichen weiteren Vereinigungen und Gremien, darunter das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz, der Prüfungsausschuss der Handwerkskammer Ulm und der Fachverband Innendämmung. Außerdem ist er Präsident der Bundesvereinigung Restaurator im Handwerk e.V.

Der Beirat des Schwäbischen Heimatbundes:
Dr. **Nicole Bickhoff,** Vorsitzende des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins, Stuttgart; Dr. **Axel Burkarth,** Leiter der Landesstelle für Museumsbetreuung, Stuttgart; Prof. Dr. **Johanna Eder,** Direktorin des Naturkundemuseums, Stuttgart; Prof. Dr. **Cornelia Ewigleben,** Direktorin des Landesmuseums Württemberg, Stuttgart; Prof. Dr. **Sigrid Hirbodian,** Direktorin des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften, Universität Tübingen; Prof. Dr. **Sabine Holtz,** Direktorin der Abt. Landesgeschichte am Historischen Institut, Universität Stuttgart; **Bernd Jäger,** Geschäftsführer der JaKo Baudenkmalpflege GmbH, Rot an der Rot; Prof. Dr. **Gerald Maier,** Präsident des Landesarchivs Baden-Württemberg, Stuttgart; **Jürgen Meissner,** Geschäftsführer der ÖkoMedia GmbH, Stuttgart; Prof. Dr. **Paula Lutum-Lenger,** Leiterin des Hauses der Geschichte, Stuttgart; **Johannes Schmalzl,** Hauptgeschäftsführer der IHK Region Stuttgart; Prof. Dr. **Claus Wolf,** Abteilungspräsident im Regierungspräsidium Stuttgart und Leiter des Landesamts für Denkmalpflege, Esslingen; Prof. Dr. **Sabine Zinn-Thomas,** Leiterin der Landesstelle für Volkskunde im Landesmuseum Württemberg, Stuttgart.

Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes 2019

Vorstand und Geschäftsführung des Schwäbischen Heimatbundes laden alle Mitglieder und interessierten Gäste herzlich zur Mitgliederversammlung 2019 in Rottweil ein. Neben der eigentlichen Jahreshauptversammlung bieten wir Ihnen ein interessantes und vielseitiges Begleitprogramm in und um Rottweil.

Bitte entnehmen Sie das genaue Programm dem Heft 2019/1 der «Schwäbischen Heimat», Seite 79.
Samstag, 29. Juni 2019 um 10.00 Uhr
Veranstaltungsort: Ehemaliges Kapuzinerkloster, Neutorstraße 4–6, 78628 Rottweil, «Sonnensaal»

Wir bitten um Anmeldung!
Schwäbischer Heimatbund
Geschäftsstelle – Frau Fries
Weberstr. 2, 70182 Stuttgart
Tel. (0711) 23942-12
info@schwaebischer-heimatbund.de

Tagesordnung:

1. Begrüßung und Grußwort
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Geschäftsführers
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht des Kassenprüfers
6. Entlastung des Vorstands durch die Mitgliederversammlung
7. Entscheidung über eingegangene Anträge
8. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden zu übermitteln.

SHB SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

SHB-Arbeitskreis Mitgliederwerbung und Öffentlichkeitsarbeit, «AK MÖ»

Im Rahmen des Zukunftskongresses am 24. März 2018 in Esslingen wurde unter anderem gefordert, dem Mitgliederschwund konzentriert entgegen zu wirken und die öffentliche Wahrnehmung des SHB zu steigern. Bei den Vorstandswahlen bei der Mitgliederversammlung in Beutelsbach wurde der Vorsitzende der Regionalgruppe Herrenberg-Gäu, Fritz Deppert, in den Vorstand gewählt und in der ersten Vorstandssitzung am 9. Oktober 2018 beauftragt, einen neuen ständigen Arbeitskreis «Mitgliederwerbung und Öffentlichkeitsarbeit», kurz «AK MÖ», zu übernehmen. Aufrufe in der SH zur Mitarbeit in dem AK stießen bisher auf kein großes Echo. In der ersten Sitzung am 16. Januar 2019 mit Mitgliedern aus dem Vorstand und aus den Regionalgruppen wurden neue interessante Themen zur Steigerung der Wahrnehmbarkeit des SHB diskutiert. Zur Mitgliederwerbung wurde zum Beispiel ein Vorschlag unterbreitet, mit professionellen Werbeunternehmen eine Kampagne zu starten. Nach Prüfung wurde der Vorschlag nicht weiterverfolgt, da zu teuer und zu wenig effektiv für unseren Verein.

Nach dem ersten offenen Mitgliedertreffen am 16. März 2019 in Stuttgart wurden auch Vorschläge aus diesem Forum aufgegriffen und daraus neue Vorgehensweisen abgeleitet. Die erfolgreichste Werbestrategie ist danach immer noch «Mitglieder werben Mitglieder», kurz «M2M». Diese Strategie soll nunmehr wieder intensiviert werden.

Bei der nächsten Sitzung des Arbeitskreises, diesmal mit den Orts- und Regionalgruppenvorsitzenden, soll mit der Basisarbeit begonnen werden und es sollen Ideen entwickelt werden, wie die «M2M»-Werbung effektiv umgesetzt werden kann. Es soll auch geprüft werden, in wie weit über die Orts- und Regionalgruppen engagierte Ehrenamtswillige für konkrete Aufgaben im SHB gewonnen werden können.

Es erfolgt hiermit nochmals der dringende Aufruf, sich in den neuen «AK MÖ» mit umsetzbaren Ideen einzubringen und die fachliche Arbeit des SHB mit ehrenamtlichem Engagement zu unterstützen.
Bitte melden Sie sich beim Sprecher des «AK MÖ»! Fritz Deppert, Mobil 0171 384 5977, fritz@deppert.org

Zentralbibliothek sucht Heimatzeitschriften!

Seit Ende 2013 befindet sich die vom damaligen Deutschen Heimatbund (heute: Bund Heimat und Umwelt, BHU) initiierte Bibliothek der deutschen Heimatzeitschriften in Leipzig. Sie wird im Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL) verwahrt und von der Geographischen Zentralbibliothek (GZB) betreut.

In den vergangenen Jahren wurden große Anstrengungen unternommen, den heimatkundlichen Bestand der Bibliothek systematisch auszubauen. Die GZB erhält heute mehr als 1.200 Titel laufend zugesandt. Ein Bestandskatalog aller vorhandenen Heimatzeitschriften ist in Vorbereitung und wird in Kürze erscheinen.

Trotz der schon jetzt großartigen Unterstützung vieler Vereine und Verbände existieren noch Defizite und Bestandslücken, die nun nach Möglichkeit geschlossen werden sollen. Deshalb sind alle Heimatvereine aufgerufen, ihre Publikationen an das IfL in Leipzig zu senden. Schon vorhandene Zeitschriftenreihen und Serien sind häufig nur lückenhaft vorhanden. Deshalb werden die Vereine auch gebeten, zu prüfen, ob sich in ihren Lagern ältere Bestände befinden, die in Leipzig möglicherweise fehlen. Dies gilt ebenso für Heimatzeitschriften, deren Erscheinen eingestellt wurde, von denen aber noch Lagerbestände vorhanden sind. Die Bibliothek der deutschen Heimatzeitschriften entwickelt sich

immer mehr zu einem einmaligen Bestand landes- und heimatkundlicher Literatur in Deutschland, dem es bisher an einem zentralen Standort fehlte. Hier wächst nun eine Bibliothek, die auch interregionale, vergleichende Fragestellungen zu heimat- und regionalkundlichen Themen ermöglicht. Als öffentliche Bibliothek verleiht die GZB ihre Bestände über Fernleihe auch an andere Bibliotheken, was den dort vorhandenen Heimatzeitschriften eine erhöhte öffentliche Wahrnehmung verschafft.

Bitte unterstützen Sie die Arbeit der Zentralbibliothek und geben Sie Ihre Publikationen regelmäßig an die Heimatbibliothek in Leipzig ab.
Leibniz-Institut für Länderkunde
(GZB – Heimatzeitschriften),
Schongauerstraße 9, 04329 Leipzig.
Informationen: Dr. Heinz Peter Brogiato, h_brogiato@ifl-leipzig.de
Tel.: 0341 60055-126.

Heimat-Navi Geschichte(n), Land und Leute entdecken

Herzliche Einladung zur Seminarreihe der Landfrauenvereinigung des Katholischen Deutschen Frauenbundes in Kooperation mit dem Schwäbischen Heimatbund und der diözesanen Stiftung Wegzeichen-Lebenszeichen-Glaubenszeichen:

Von frommen Frauen, Wegzeichen und Ziegen
Tagesseminar mit Busexkursion am 20. September 2019

Von Dörfern im Wandel
Tagesseminar am 21. September 2019

Veranstaltungsort: Tagungshaus Kloster Heiligkreuztal
Informationen:
Landfrauenvereinigung des KDFB e.V.
Telefon 0711 9791-307,
www.kdfb-drs.de

Naturschutz und Kulturlandschaft

Landschaftspflegeaktion Irrenberg Ein Naturerlebnis für die ganze Familie

Am **Samstag, 27. Juli 2019** findet wieder die große Pflegeaktion in der herrlichen Kulturlandschaft des SHB-Naturschutzgebietes bei Balingen statt. Die Mähaktion auf den alten «Holzwiesen» mit ihrer Vielfalt an seltenen Blütenpflanzen ist eine mit-

unter anstrengende, aber immer auch sehr gesellige und vergnügliche Arbeit.

Wir laden alle Naturfreunde ganz herzlich zum Mitmachen ein! Helfen Sie nach Kräften mit – für Speis und Trank ist bestens gesorgt! Sie benötigen Wanderstiefel oder rutschfestes Schuhwerk, Regen- und Sonnenschutz, Ersatzkleidung bei Regenwetter sowie Arbeitshandschuhe.
Informationen und Anmeldung:
SHB-Geschäftsstelle, 0711 23942-0, info@schwaebischer-heimatbund.de

Aktion Grafenberg 2019

Bitte merken Sie sich den Termin der Landschaftspflegeaktion im Naturschutzgebiet Grafenberg bei Herrenberg vor:
Samstag, 12. Oktober 2019
Weitere Informationen im nächsten Heft der «Schwäbischen Heimat».

Aus der Arbeit der Ortsgruppen

Regionalgruppe Kirchheim/Teck Mitgliederversammlung 2019

Im gut besetzten Albert-Knapp-Saal konnte Zweiter Vorsitzender Erich Traier neben den Mitgliedern der Regionalgruppe auch Dr. Bernd Langner, den Geschäftsführer des Schwäbischen Heimatbundes aus Stuttgart, sowie Eberhard Sieber, den Referenten des Nachmittags, begrüßen.

Herr Langner ging in einem Kurzbeitrag auf die Bedeutung der Regionalgruppen für den Schwäbischen Heimatbund ein und betonte, dass die Aktivitäten der Ortsgruppe Kirchheim sehr positiv zu bewerten seien. Im Rückblick auf das Veranstaltungsjahr 2018 hob Erich Traier hervor, dass die rund ein Dutzend angebotenen Veranstaltungen insgesamt gut bis sehr gut angenommen worden waren.

Im Anschluss daran stellte Rechnerin Edeltraud Fahrion die gute Entwicklung der Finanzen der Regionalgruppe dar, die es ermöglichte, je eine Spende als Druckkostenzuschuss für die Broschüre «Das Mahnmal für die zivilen Opfer des Nationalsozialismus in Kirchheim» und für die Innenrenovierung der Martinskirche zu machen. Nach der Entlastung der Rechnerin stellten die Exkursionsleiter ihre Fahrten für 2019 vor. Besonders erfreulich für die Ortsgruppe ist, dass neben den beiden Vorsitzenden auch Anne Hermann und Helga Wentsch mit je zwei Exkursionen zu einem breit aufgestellten Jahresprogramm beitragen.

Nach einer kleinen Pause folgte der mit Spannung erwartete Vortrag von Eberhard Sieber: **«Philipp Jakob Manz – Gründerzeitlicher Stararchitekt aus Kirchheim».** Mit Bildern von großen Industriebauten wie Aesculap in Tuttlingen, dem «Glaspalast» der Spinnerei und Weberei in Augsburg oder der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik in Karlsruhe (heute ZKM) zeigte der Referent, welch bedeutender Architekt Ph. J. Manz (1861–1936) gewesen ist. Als junger Mann sammelte er im Büro seines ehemaligen Lehrers Otto Tafel praktische Erfahrungen, vor allem im Industriebau, bevor er sich Anfang der 1890er-Jahre in Kirchheim selbständig machte. Auch viele Kirchheimer Fabrikanten nahmen die Dienste dieses außergewöhnlichen Architekten in Anspruch, sowohl für ihre Industriebauten als auch für ihre immer repräsentativer werdenden Villen. Eberhard Sieber zeigte nun mit einer Fülle von Bildmaterial, was die gründerzeitliche Architektur des Baumeisters Manz in Kirchheim hervorgebracht hat. Die meisten der Industriebauten, aber auch etliche Fabrikantenvillen fielen in der Nachkriegszeit der Abrissbirne zum Opfer, doch stehen viele der Villen noch heute, wenn auch manchmal leicht verändert. Durch die lebendige Art des Vortrags wurde die Sicht der Teilnehmer auf die Manz'sche Architektur geschärft und seine Bauten werden nun mit anderen Augen wahrgenommen. Es wurde deutlich, dass Kirchheim mit den Bauten des «Stararchitekten» Manz einen besonderen Schatz besitzt. Reicher Beifall dankte dem Referenten für seinen ausgezeichneten Vortrag. *Erich Traier*

Regionalgruppe Herrenberg-Gäu

Der Schwäbische Heimatbund spendet eine Treppenstufe für den Schönbuchturm

An der Mitgliederversammlung der Regionalgruppe des Schwäbischen Heimatbundes e. V. am 14. März 2019 in Kayh nahmen auch der SHB-Vorsitzende Josef Kreuzberger und Geschäftsführer Dr. Bernd Langner teil.

Im Rückblick auf das Jahr 2018, den der Regionalgruppenvorsitzende Fritz Deppert vortrug, stand wieder die pflegerische Arbeit am Grafenberg im Mittelpunkt, und es wurde zum wiederholten Male auf die Wichtigkeit dieser Maßnahme hingewiesen. Die Erhaltung konnte auch durch die persönliche Mitarbeit von Dagmar Mödinger (RP Stuttgart), dem Landespolitiker Dr. Bernd Murschel und seiner Mitarbeiterin, der Herrenbergerin Andrea Christ-Ege, unterstützt werden.

Die Jahresversammlung in der Kelter von Kayh war geprägt von intensiven Diskussionen über Themen und Projekte in den kommenden Jahren.

Die Errichtung des Schönbuchturms hat die Regionalgruppe von Anfang an begeistert aufgenommen, und so hat der Regionalvorstand beschlossen, eine Treppenstufe durch Spenden zu finanzieren. Diese Spendensumme beeinflusste in der Hauptsache die Ein- und Ausgaben der Kasse. Ansonsten schloss der Kassenbericht mit einem kleinen positiven Ergebnis.

Nach wie vor muss der Schwäbische Heimatbund mit dem altersbedingten Schwund an Mitgliedernachwuchs kämpfen. Auf diese prekäre Situation wies der Vorsitzende des SHB, Josef Kreuzberger, in seiner Ansprache hin. Er bekräftigte einmal mehr das Ziel, die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer Heimat zu erhalten, zu stärken und für die Gestaltung der Zukunft zu nutzen. Dazu gehören auch Kleindenkmale, die von Mitgliedern der Regionalgruppe im Rahmen der landesweiten Erfassung erfasst und katalogisiert wurden; leider fehlen jetzt aber Helfer, um die Denkmale zu pflegen. Zu erhaltenswerten Objekten, so Kreuzberger, zählten auch kleinere Unterkünfte außerhalb der Orte, wie z. B. das «Feldhäusle» bei Kirchheim/Teck, dessen Instandsetzung ohne bürgerliches Engagement nicht möglich gewesen wäre. Überall gäbe es diese Kleinode, man müsse sie nur ausfindig machen. Als überregionales Projekt plane der SHB, gemeinsam mit der IHK Stuttgart, die Industriegeschichte Baden-Württembergs neu aufzuarbeiten.

Bei den anstehenden Wahlen wurde der bisher dreiköpfige Vorstand durch den Neuzugang von Otto Beerstecher als Schriftführer ergänzt. Erster Vorsitzender bleibt Fritz Deppert, ebenso sein Vize Ludwig Mayer und die Kassiererin Ingrid Braitmaier. Dem Vorstand schließen sich sechs Beiräte an.

Die positive Einstellung der Regionalgruppe Herrenberg-Gäu hob Dr. Langner in seinem Schlusswort nochmals hervor und wünschte allen Mitgliedern gutes Gelingen bei diversen Vorhaben. *Fritz Deppert*

Stadtgruppe Stuttgart
Zwei eindrucksvolle Veranstaltungen

Architekturführung im «Stadtpalais»

Am 21. Februar 2019 führte Klaus Hildenbrand durch das neue Stadtpalais am Charlottenplatz, Stuttgarts neues Stadtmuseum. Hildenbrand war Projektleiter des Architekturbüros LRO Lederer, Ragnarsdóttir, Oei für den Umbau des einstigen Wilhelmspalais, dem ehemaligen Wohnsitz des letzten – im Volk hoch geschätzten – württembergischen Königs Wilhelm II.

Von 1965–2011 beherbergte das Wilhelmspalais die Stadtbücherei, die sich jetzt in einem Neubau auf dem Gelände des ehemaligen Güterbahnhofs nahe der Türlenstraße befindet. Viele Stuttgarter Persönlichkeiten und Vereine, darunter auch der Schwäbische Heimatbund, hatten sich seit 1999/2000 dafür eingesetzt, dass Stuttgart endlich ein seiner Bedeutung angemessenes Stadtmuseum erhält. 2018 war es mit der Fertigstellung des Stadtpalais so weit.

Anschaulich erläuterte Klaus Hildenbrand Vorgeschichte, Ablauf und Ziele des tiefgreifenden Umbaus des Palais, von dem im Wesentlichen nur das äußere Erscheinungsbild unverändert blieb. Innen präsentiert sich das Stadtpalais nun als ideales Stadtmuseum. Der Zeitpunkt der Führung erwies sich als glücklich: Wir konnten alle auch einen Blick in die Ausstellung über Alt-Oberbürgermeister Manfred Rommel (1928–2013) werfen.

Klaus Hildenbrand vom Stuttgarter Architekturbüro LRO Lederer, Ragnarsdóttir, Oei erläutert auf dem Balkon des Stadtpalais die städtebauliche Einbindung des Stadtpalais, die Sichtachse über die Planie zum einstigen Kronprinzenpalais (heute Standort des Städtischen Kunstmuseums) und Überlegungen, das Umfeld des Stadtpalais aufzuwerten.

Geschichte der Stuttgarter Straßenbahnen AG 1895–1918

Am 8. März 2019 folgte, nach dem großen Erfolg des Vortrags von Ulrich Volkmer im November 2017 über die Stuttgarter Pferdebahn (als Vorläufer der Stuttgarter Straßenbahnen 1862 bis 1895; siehe hierzu Volkmers Beitrag in der SH 2018/3, Seite 328), auf vielfachen Wunsch nun die Fortsetzung: die Geschichte der Stuttgarter Straßenbahnen von 1895 bis 1918. Es war eine Glanzzeit des Straßenbahnverkehrs in Stuttgart, mit vielen technischen Neuerungen und umfangreichen Streckenerweiterungen, u.a. auch in die damals noch selbständigen Nachbargemeinden Cannstatt und Feuerbach. Volkmer fesselte mit umfassendem Wissen, mit historischen Fotos sowie mit Fahr- und Streckenplänen das Auditorium.

Der Erste Weltkrieg unterbrach jäh diese Blütezeit. Der Betrieb wurde aber trotz Fronteinsatzes vieler Männer aufrechterhalten, mit maßgeblicher Unterstützung der Frauen – wie oft in der Geschichte. Die Frauen wirkten nicht nur als Schaffnerinnen, sondern auch als Fahrerinnen. Nach dem Krieg war es damit vorbei und es dauerte – wie bei anderen Nahverkehrsunternehmen auch – Jahrzehnte, bis bei der SSB die Frauen wieder in das «Cockpit» der Straßenbahn zurückkehren durften.

Ulrich Volkmer erläutert ein Foto aus dem Jahr 1917: Die junge Frau links, Martha Fuchs, war eine der ersten Straßenbahnerinnen bei der SSB. Sie stammte aus Nussdorf bei Vaihingen/Enz.

Viele Fragen aus der Zuhörerschaft und zahlreiche, von Ulrich Volkmer leicht verständlich dargestellte technische und regionalgeschichtliche Fakten und Anekdoten machten den Abend zu einem beeindruckenden Erlebnis. *Stefan Frey*

Ortsgruppe Tübingen – Mitgliederversammlung 2019

Die Ortsgruppe Tübingen des Schwäbischen Heimatbundes traf sich am 19. März 2019 zu ihrer Jahreshauptversammlung in eigenen Räumen im Club Voltaire. Vorsitzender Prof. Henner Mergenthaler begrüßte die rund 50 Mitglieder – darunter SHB-Vorsitzender Josef Kreuzberger, der ein Grußwort sprach und sein Vorgänger Fritz-Eberhard Griesinger – berichtete über das abgelaufene Geschäftsjahr und das erfolgreiche Veranstaltungsprogramm, das bei den Tübingern auf großes Interesse gestoßen war. Nicht weniger groß war die Zustimmung, die die Ortsgruppe bei ihren lokalpolitischen Aktivitäten erfuhr. Der SHB Tübingen versteht sich als Anwalt des historischen Erbes der Stadt und setzt sich für den Naturschutz ein. Themen sind derzeit der Werteplan der Altstadt, die geplante Verdichtung des Österbergs, die Pflege des Stadtfriedhofs und die Kritik an der Einheitsbepflasterung der Altstadt mit chinesischem Granit.

Nachdem Formalien geklärt waren – Kassenbericht, Entlastung von Vorstand und Kassier –, wurden verdiente Mitglieder geehrt, die aus dem Vorstand ausscheiden: Ursula Zöllner, ein jahrzehntelang überaus aktives «Urgestein» der Ortsgruppe, Andreas Vogt, der sich maßgeblich um den Stadtfriedhof gekümmert hatte, und Dr. Wolfgang Alber, der Reutlinger Außenposten der Tübinger Gruppe. Neu gewählt wurden die Vorstandsvorsitzenden Prof. Henner Mergenthaler und Udo Rauch, die

Beiräte Dr. Julia Feldtkeller, Gabriele Huber, Tilmann Marstaller, Dr. Johanna Petersmann, Dr. Walter Springer und Elisabeth Tielsch. Revisoren sind Frieder Miller und Prof. Dr. Wilfried Setzler.

Udo Rauch stellte das Jahresprogramm 2019 kurz vor: Stadtführung zum Thema Altstadtschriften, Tübingen als Romanschauplatz, Führungen durch den sanierten Hölderlinturm und durch die Ammergasse, eine Fahrt zum Campus Galli bei Meßkirch, die traditionelle «Putzete» auf dem Stadtfriedhof und der Erzählabend mit Tübinger «Urgesteinen» und Zeitzeugen. Das Jahresprogramm der Ortsgruppe liegt im Rathaus und beim BVV aus.

Höhepunkt des Abends war im Anschluss der hochspannende Vortrag des Archäologen Dr. Sören Frommer zur Frühgeschichte Tübingens: Wann entstand Tübingen? Wo waren die ersten Siedlungen? Und warum genau dort? Wie verlief der Stadtwerdungsprozess? Frommer zeigte, wie Archäologen anhand von Funden Stadtgeschichte rekonstruieren, zu der es keine schriftlichen Quellen gibt.

Die Tübinger Gruppe hofft, dass ihre Aktivitäten Bürgerinnen und Bürger ermutigen, mitzumachen. Der Kampf um das historische Erbe der Stadt braucht viele weitere Mitstreiter. *Walter Springer*

Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf

Was gibt es Neues im Naturschutzzentrum am Rande des Pfrunger-Burgweiler Rieds?

Vor 25 Jahren wurde das Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf vom Schwäbischen Heimatbund eingerichtet und eröffnet. Viel hat sich getan im Riedweg 3 in Wilhelmsdorf in diesem viertel Jahrhundert. Ein ausführlicher Bericht über diese Entwicklung wird in Heft 2019/3 der «Schwäbischen Heimat» zu lesen sein.

Anlässlich des Jubiläums hat das NZW-Team ein vielfältiges **Veranstaltungsprogramm** erarbeitet, **das diesem Heft beiliegt.** Das Jahr hat bereits Fahrt aufgenommen, und einige Veranstaltungen gehören schon wieder der Vergangenheit an.

Vorträge zum Thema «Die Rückkehr der Wölfe»

Am Freitag, 22. März 2019 stellte der Verhaltensforscher Peter Sürth aus dem Nordschwarzwald den «Wolf» umfassend und beeindruckend in seiner Lebensweise vor. Sürth berichtete auch über das Verhältnis Wolf und Mensch, das er seit vielen Jahren in vom Wolf besiedelten Ländern, wie z.B. Rumänien, beobachtet. *Wölfe sind sehr intelligente Tiere, die sehr zielgerichtet agieren*, sagt Sürth. *Aber sie sind von Natur aus menschenscheu.* Ausgehend von Polen über Sachsen und Niedersachsen sowie von Süden her aus der Schweiz wandern vor allem die zweijährigen Jungwölfe über große Distanzen (bis zu 500 km), um neue Reviere zu suchen. Dabei können sie jederzeit überall auftauchen. Die Wolfsmeldungen häufen sich – auch in Baden-Württemberg. Was Begegnungen mit Menschen angeht, ist das jedoch kein Grund zur Panik. Wölfe, die natürlich aufgewachsen sind, verschwinden – ganz ohne Hast – ebenso wie sie erschienen sind. Anders verhält es sich allerdings mit Wölfen, die als Welpen die Scheu vor Menschen verloren haben – etwa durch Anfütterung. Sie fordern ihr Leben lang durch «Bettelverhalten» Futter ein und daraus können konfliktträchtige Situationen entstehen. Deshalb gilt als oberstes Gebot der Abstand und Respekt vor einem Wildtier – unabhängig welchen Alters. Ein großes Konfliktfeld ist das Thema «Weidetierhaltung und Wolf». Obwohl die Wilddichten in Deutschland hoch genug sind, greift der Wolf gerne auf die einfachere Beute innerhalb eines Zaunes zurück. Dennoch machen Rehe und Wildschweine den Hauptanteil seiner Beute aus.

Lieblingsplatz am Riedlehrpfad: Tiere beobachten und die Seele baumeln lassen – und das in direkter Nachbarschaft zum Naturschutzzentrum.

Um das Thema «Herdenschutzmanagement» drehte sich dann der Vortrag am Samstag, 23. März 2019. Dazu hatte das Naturschutzzentrum die Wildtierexpertin und Schafhalterin Christine Günther (Fachfrau «Wolf», Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Freiburg) aus dem Odenwald eingeladen. Sie zeigte sehr praxisorientiert, welche Schwachstellen es derzeit in der Weidetierhaltung gibt, und wie diese verbessert werden können. Ziel müsse immer die Prävention sein, da Wölfe sehr schnell lernen, wo sie erfolgreich Beute machen können, und wo nicht. Im Moment seien unsere Tierhalter nicht auf den Wolf eingerichtet. Dazu brauche es aber

Sie suchen ein Ausflugsziel für Ihren Betriebs-, Vereins- oder Familienausflug? Dann melden Sie sich im Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf! Unsere Moorführer warten auf Sie und bieten Ihnen ein unvergessliches Naturerlebnis im Pfrunger-Burgweiler Ried. Im Naturschutzzentrum selbst können Sie in unserer medialen Dauerausstellung den Lebensraum «Moor» und seine Tiere und Pflanzen entdecken. Wer mit seinen Kindern oder Enkeln auf Entdeckungsreise gehen möchte, kann sich gegen eine Gebühr unseren Moorforscherrucksack ausleihen und auf dem angrenzenden Riedlehrpfad Spannendes entdecken!

Aufklärung, Geld und Arbeitskraft – anders könnten die Tierhalter viele Maßnahmen nicht umsetzen, so Günther. Besonders seien die Schafe und Ziegen betroffen, mehr als die großen Huftiere wie Rinder und Pferde. Günther sieht einen hohen Bedarf in der Unterstützung von extensiver Weidewirtschaft, man denke nur an die Wanderschäferei der Wacholderheiden auf der Schwäbischen Alb mit ihrer hohen landschaftspflegerischen Bedeutung.

Fazit aus beiden Veranstaltungen war, dass sowohl die Menschen als auch die Nutztiere in den letzten 150 Jahren den Umgang mit dem Wolf verlernt haben und sich erst wieder sowohl im Verhalten als auch in der Abwehr auf die Rückkehr der großen Beutegreifer einstellen müssen. Mehr Information sowie eine Hotline der FVA für Wolfsmeldungen gibt es unter www.forum-grossraubtiere.wildtiere-bw.de

Jahresprogramm 2019

Es können hier nicht alle Veranstaltungen ausführlich vorgestellt werden, aber eine Veranstaltungsreihe sei dennoch besonders hervorgehoben: An sechs Terminen lädt das Naturschutzzentrum ein zu einer «**kulinarischen Reise durchs Ried**». Start und Ziel ist jeweils ein Gastronomie-Betrieb rings ums Ried. Nach einer geführten Wanderung klingt der Abend bei einem gemütlichen gemeinsamen Essen und einem kleinen Abendprogramm aus.

Im Jahr 2019 sind in der Region Oberschwaben außerdem **«die Räuber los».** Vor 200 Jahren wurde der Räuberhauptmann Xaver Hohenleiter – der «Schwarze Vere» – am Rande des Pfrunger Rieds gefangen genommen und in den Gefängnisturm in Biberach verbracht, wo ein Blitzeinschlag seinem Gaunerleben ein Ende setzte. Im Rahmen eines LEADER-Projekts im Dreiländereck (www.schwarzer-vere.de) wird dem Räuberwesen in vielfältiger Weise gedacht.

Maskottchen «Emy» des Naturschutzzentrums – live zu beobachten am Riedlehrpfad: Europäische Sumpfschildkröten Emys orbicularis beim Sonnenbad.

Erfrischung oder Kaffee gefällig? Die Terrasse des Naturschutzzentrums lädt nach der Riedwanderung zu einer Rast ein.

Da die Räuberbande um den «Schwarzen Vere» an vielen Stellen im Ried ihr Unwesen trieb, bietet der Schwäbische Heimatbund am **1. September 2019** in Kooperation mit dem Naturschutzzentrum eine Tagesfahrt mit dem Thema **«Von Räubern, Torf und vielen Grenzen»** ins Ried an. Mehr Information dazu finden Sie in der SHB-Reiseprogrammbroschüre (Reise Nr. 47).

Die Räubergeschichten sind auch Inhalt einiger Veranstaltungen für Kinder und Erwachsene im Jahresprogramm des Naturschutzzentrums.

Neben vielen «Klassikern» im Jahresprogramm, zu denen **Vogelstimmenführungen, Storchen-Führungen und Fledermaus-Abende** zählen, gibt es auch wieder zahlreiche **Kreativangebote, Workshops, Kräuterführungen und Naturerlebnisführungen** für Kinder und für Familien. Insbesondere im Bereich Ostrach-Waldbeuren wurden die Angebote für Feriengäste aus ganz Deutschland intensiviert, zählt doch die wilde Moorlandschaft Pfrunger-Burgweiler Ried zu den Hauptattraktionen in der Ferienregion Nördlicher Bodensee, wie die Übernachtungszahlen zeigen.

Hervorzuheben ist auch die enge Zusammenarbeit mit der Umweltakademie Baden-Württemberg und mit der Arbeitsgemeinschaft Fledermausschutz Baden-Württemberg AGF e.V. bei insgesamt fünf Seminar-Wochenenden, die die **Fortbildung im Fledermausschutz** zum Inhalt haben und außerhalb des Jahresprogramms durchgeführt werden.

Weiterhin seien die **Fortbildungen im Netzwerk Umwelt im Kreis Ravensburg** erwähnt, so zu den Themen «Amphibien», «Fledermäuse» und «Wildbienen», die im Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf stattfinden. Die Anmeldung erfolgt über den BUND Ravensburg.

Für alle anderen Veranstaltungen ist eine Anmeldung im Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf erforderlich.

Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf
der Stiftung Naturschutz Pfrunger-Burgweiler Ried
Riedweg 3–5, 88271 Wilhelmsdorf · Telefon 07503 739
www.naturschutzzentrum-wilhelmsdorf.de
www.riedstiftung.de

Öffnungszeiten:
Dienstag bis Freitag 13:30 bis 17:00 Uhr
Samstag, Sonn- und Feiertag 11:00 bis 17:00 Uhr
Außerhalb dieser Zeiten nach Voranmeldung
Die **Riedlehrpfade** sind zu jeder Zeit zugänglich.

Der Heimatbund vor Ort – Mai bis September 2019

Auf dieser Seite finden Sie eine Zusammenstellung von Aktivitäten unseres Vereins bis September 2019 (Redaktionsschluss: 27.3.2019).
Auskünfte zu diesen und weiteren Angeboten erhalten Sie von der Geschäftsstelle, Telefon 0711 23942-0, oder im Internet unter www.schwaebischer-heimatbund.de.

Mai

Mitgliederversammlung mit Führung im Faustmuseum Knittlingen
Regionalgruppe Stromberg-Mittlere Enz
21. Mai 2019

Vögel der Nacht
Führung Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf
24. Mai 2019

Niederadelsburgen in Dettingen/Teck
Führung Regionalgruppe Nürtingen
25. Mai 2019

Die ehemalige Reichsstadt Weil der Stadt
Tagesfahrt Regionalgruppe Leonberg
25. Mai 2019

Moore – bedrohte Lebensräume
Wanderung Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf
26. Mai 2019

Juni

Kulinarische Reise durchs Ried
Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf
1. Juni 2019

Das Müllheizkraftwerk in Münster
Führung Stadtgruppe Stuttgart
7. Juni 2019

Der Michaelsberg – Wächter des Zabergäus
Regionalgruppe Stromberg-Mittlere Enz
16. Juni 2019

Der Hölderlinturm im Umbau
Führung Ortsgruppe Tübingen
28. Juni 2019

Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes in Rottweil
29. Juni 2019

Juli

Kloster Bronnbach und Wertheim
Tagesfahrt der Regionalgruppen Nürtingen und Kirchheim/Teck
13. Juli 2019

Das Kulturdenkmal Roßwager Halde
Regionalgruppe Stromberg-Mittlere Enz
14. Juli 2019

Sommerlicher Abendstammtisch
Stadtgruppe Stuttgart
15. Juli 2019

Die Ammergasse – Tübingens Klein Venedig?
Führung Ortsgruppe Tübingen
20. Juli 2019

Spuren im Kirchert – von den Kelten bis heute
Führung Regionalgruppe Nürtingen
20. Juli 2019

Festumzug des Schützenfestes in Biberach
Tagesfahrt Regionalgruppe Kirchheim/Teck
21. Juli 2019

Baumwollindustrie & historisches Arbeiterquartier in Kuchen
Halbtagesfahrt Regionalgruppe Kirchheim/Teck
24. Juli 2019

«Aktion Irrenberg»
Landschaftspflegeaktion im Naturschutzgebiet des Schwäbischen Heimatbundes
27. Juli 2019

August

«Heimatbunt». Die Farben des Strombergs
Regionalgruppe Stromberg-Mittlere Enz
21. August 2019

Wilhelmsdorfer Fledermausnacht
Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf
24. August 2019

September

Plochingen – vom Mittelalter bis Hundertwasser
Tagesfahrt Regionalgruppe Leonberg
7. September 2019

Modern(e): Umbrüche in Kunst und Architektur
«Tag des offenen Denkmals»
8. September 2019

Die Kelten an der oberen Donau – Heuneburg
Tagesfahrt der Regionalgruppen Nürtingen und Kirchheim/Teck
11. September 2019

Räuberland-Radtour im und ums Ried
Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf
14. September 2019

Stadtmuseum Stuttgart im Stadtpalais
Halbtagesfahrt Regionalgruppe Kirchheim/Teck
18. September 2019

«Heimat-Navi»
Von frommen Frauen, Wegzeichen und Ziegen
Tagesveranstaltung im Kloster Heiligkreuztal
20. September 2019

In diesen Städten und Gemeinden gibt es Orts- bzw. Regionalgruppen des Schwäbischen Heimatbundes. Die Kontaktdaten sind über unsere Geschäftsstelle in Stuttgart erhältlich.

«Heimat-Navi»
Von Dörfern im Wandel
Tagesveranstaltung im Kloster Heiligkreuztal
21. September 2019

Historische Ortskerne: Roßwag
Regionalgruppe Stromberg-Mittlere Enz
21. September 2019

Wilhelmsburg Werk XII (Reduit)
Führung der Regionalgruppe Ulm/Alb-Donau
21. September 2019

Tachenhausen – vom Wallfahrtsort zum Albvorlandtunnel
Führung der Regionalgruppe Nürtingen
28. September 2019

Kloster Maulbronn und die Eppinger Linien
Regionalgruppe Stromberg-Mittlere Enz
29. September 2019

Das Veranstaltungsprogramm des Naturschutzzentrums Wilhelmsdorf im oberschwäbischen Pfrunger-Burgweiler Ried finden Sie beigefügt und im Internet unter www.schwaebischer-heimatbund.de.

Studienreisen im Sommer 2019

Kaiser Maximilian zum 500. Todestag: Auf den Spuren seines Wirkens in Schwaben und in Tirol

Als herausragender Habsburger, gelehrter Fürst, europäischer Herrscher und machtbewusster Politiker hat Maximilian I., der «letzte Ritter», seine Zeit geprägt. Sein 500. Todestag ist für uns Anlass, seine Spuren in Schwaben und in Tirol zu suchen und seine Leistungen in einer Zeit tiefgreifender Umbrüche zu würdigen. Unter der Leitung von **Prof. Dr. Franz Quarthal** konzentriert sich die Reise geographisch auf Schwaben mit seinem Mittelpunkt in Augsburg und auf Tirol mit der großartigen Residenz in Innsbruck, Kufstein und Rattenberg, den Bergbauorten Schwaz und Sterzing sowie dem Schloss Tirol bei Meran, wo die von Nord- und Südtirol gemeinsam getragene Maximilianausstellung stattfindet.
Termin: 30. Juli bis 3. August 2019

Studienreise: Lemberg – Brücke zwischen Ost und West
9. bis 13. September 2019
«Frühbucherbonus» bei Anmeldung bis zum 30. Mai 2019!

Mit Theodor Fontane durch Brandenburg

Theodor Fontane (1819–1898) und Brandenburg sind untrennbar miteinander verbunden. Seine Romane und literarischen Wanderungen haben das Bild dieses (Bundes-)Landes nachhaltig geprägt. Der 200. Geburtstag des Schriftstellers wird nun an zahlreichen Orten seines Lebens und Wirkens gewürdigt. Unter Leitung von **Ulrich Feldhahn M.A.** werden die Lebensstationen des Autors sowie die Schauplätze seiner Romane und Schilderungen aufgesucht, die sich bis heute vieles von dem bewahrt haben, was er seinerzeit in seiner unnachahmlich lakonischen und zugleich einfühlsamen Art geschildert hat. Ein Besuch der Fontane-Festspiele in Neuruppin rundet die Studienreise ab.
Termin: 22. bis 27. August 2019

Auf den Spuren von Ernst Barlach
Ernst Barlach (1870-1938) ist einer der großen Einzelgänger der expressionistischen Bewegung. In seinem bildkünstlerischen Werk war er einer volksnahen, expressiven, ganz auf den Menschen konzentrierten Formensprache verbunden. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden seine berühmten Antikriegsmahnmale. Die Nationalsozialisten brandmarkten ihn als «entarteten Künstler» und entfernten diese Denkmäler. Heute stehen sie wieder an den für sie bestimmten Plätzen und beweisen, dass sie von herausragender Bedeutung für die moderne Denkmalskunst geworden sind.

Die Studienreise unter Leitung von **Sibylle Setzler M.A.** führt zu den wichtigsten Lebensstationen des Künstlers in Norddeutschland sowie zu seinen Werken, die zum großen Teil in Gedenkstätten aufbewahrt werden (im Bild eine Raumansicht des Ernst Barlach Hauses in Hamburg).
Termin: 6. bis 10. August 2019

Weitere Exkursionen 2019
(eine Auswahl)

Biberach an der Riß und die Kultur Weimars
Prof. Wolfgang Urban M.A.
1. Juni 2019

Blumenwiesen und Schafweiden auf der Südwestalb
Dr. Hilde Nittinger
15. Juni 2019

Bebenhausen mit den Augen Eduard Mörikes
Fritz-Eberhard Griesinger
3. Juli 2019

Kaiserliche Wege entlang der Frankenhöhe
Reinhard Lambert Auer M.A.
13. Juli 2019

Die Härtsfeldbahn – Motor der Ostalb
Jürgen Ranger
4. August 2019

Die Provence
Prof. Wolfgang Urban M.A.
1. – 7. September 2019

Auf den Spuren von Dietrich Bonhoeffer
Dr. Albert de Lange
28. September – 5. Oktober 2019

Die Ausschreibungen zu diesen und vielen weiteren Studienreisen und Exkursionen finden Sie in unserer Broschüre **«Kultur- und Studienreisen 2019».** Wir beraten Sie gerne. Telefon 0711 23942-11 oder reisen@schwaebischer-heimatbund.de

Willkommensbonus für Neueinsteiger
Interessieren Sie sich für unsere landeskundlichen Exkursionen zu Geschichte und Kunst, Natur und Kulturlandschaft Württembergs, haben aber den «Einstieg» noch nicht gefunden? Oder haben Sie Verwandte und Freunde, die gerne einmal mitfahren möchten? Mit unserem «Willkommensbonus» möchten wir alle einladen, sich von der Qualität unserer Exkursionen zu überzeugen und unter fachkundiger Leitung Neues und Unerwartetes zu entdecken.
Unser Willkommensgeschenk für alle, die zum ersten Mal dabei sind: 15% Nachlass auf den Reisepreis einer Tages- oder Halbtagesfahrt!
Näheres zu diesem Angebot in der Reiseprogrammbroschüre 2019 des Schwäbischen Heimatbundes und unter www.schwaebischer-heimatbund.de/reisen

Das besondere Geschenk: Ein SHB-Reisegutschein
Machen Sie Ihren landeskundlich interessierten Freunden und Verwandten, Nachbarn und Kollegen ein ganz besonderes Geschenk und überreichen Sie einen Gutschein für eine Tagesexkursion oder eine Studienreise des Schwäbischen Heimatbundes.

Ausstellungen in Baden-Württemberg

Für die Schwäbische Heimat zusammengestellt von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg (www.netmuseum.de)

Aalen

Schloss Fachsenfeld
Bis 18. Sept. 2019
Vom Abbild zur Impression.
Die Vielfalt der süddeutschen Malerei 1810–1900
Sa 13-17, So 11-17

Achberg

Schloss Achberg
Bis 21. Juli 2019
Ost:Nordost. Kunst aus der DDR – Werke des Staatlichen Museums Schwerin
Fr 14-18; Sa, So u. Fei 10-18 u. nach Vereinb.

Albstadt-Ebingen

Kunstmuseum der Stadt Albstadt
Bis 16. Febr. 2020
Christian Landenberger (1862–1927). Neue Sammlungspräsentation
Di bis Sa 14-17, So u. Fei 11-17

Kunstmuseum der Stadt Albstadt
Bis 13. Okt. 2019
Zyklisches Erinnern. Alfred Hrdlicka (1928-2009) – «Wie ein Totentanz – Die Ereignisse des 20. Juli 1944» / Günter Schöllkopf (1935-1979) – Widerstand
Di bis Sa 14-17, So u. Fei 11-17

Augsburg

Maximilian Museum
15. Juni – 15. Sept. 2019
Maximilian I.
Kaiser, Ritter, Bürger zu Augsburg
Di bis So 10-17

Backnang

Galerie der Stadt
18. Mai – 11. Aug. 2019
Katja Pfeiffer
Di bis Fr 17-19, Sa u. So 14-19

Städtisches Graphik-Kabinett
9. Juni – 29. Sept. 2019
Rieker-Raum: Tierisch!
Nr.2 Fabelhaft
Di bis Fr 17-19, Sa u. So 14-19

Bad Mergentheim

Deutschordensmuseum Bad Mergentheim
14 Juli 2019 – 26. Jan. 2020
Mythos und Wahrheit.
Deutscher Orden im Südwesten
April bis Okt. Di bis So u. Fei 10.30-17; Nov. bis März Di bis Sa 14-17, So u. Fei 10.30-17

Bad Saulgau

Städtische Galerie Fähre
6. Juli – 8. Sept. 2019
Robert Schad: Skulpturen, Zeichnungen und Maquetten. Dokumentationsausstellung zum Skulpturenprojekt
Di bis So 14-17

Bad Schussenried-Kürnbach

Oberschwäbisches Museumsdorf Kürnbach
12. Mai – 31. Okt. 2019
Dieselross und Pferdestärken
31. März – 31. Okt. 2019 täglich 10-18 (letzter Einlass 17)

Bad Waldsee

Museum im Kornhaus
Bis 7. Juli 2019
Zeitreise. Dem Waldseer Künstler Richard W. Allgaier zum 70. Geburtstag
29. März bis Ende Okt. Fr bis So 13.30 – 17.30

Bad Wurzach

Naturschutzzentrum Wurzacher Ried
27. Juni – 13. Okt. 2019
Der Wolf – ein Wildtier kehrt zurück
täglich 10-18

Baden-Baden

Museum LA8 – Museum für Kunst und Technik des 19. Jahrhunderts
Bis 8. Sept. 2019
Schein oder Sein.
Der Bürger auf der Bühne des 19. Jahrhunderts
Di bis So 11-18; Fei 11-18

Beuren

Freilichtmuseum Beuren
Bis 3. Nov. 2019
Jüdisches Leben im ländlichen Württemberg
Di bis So 9-18

Biberach an der Riß

Museum Biberach
15. März – 16. Juni 2019
HAP Grieshaber – Osterzyklus
Di bis Fr 10-13 u. 14-17, Do bis 20, Sa u. So 11-18

Bietigheim-Bissingen

Stadtmuseum Hornmoldhaus
Bis 28. Juli 2019
NS-Euthanasie: Geschichte und Erinnerung

Stadtmuseum Hornmoldhaus
Bis 15. Sept. 2019
Japans Puppen. Spielwaren, Kostbarkeiten, Symbole
Di, Mi, Fr 13.45-17.45, Do 13.45-19.45, Sa, So u. Fei 10.45-17.45

Blaubeuren

Urgeschichtliches Museum
Bis 12. Jan. 2020
Vergehen und Werden.
Der Kreislauf des Lebens
Di bis So 10-17

Böblingen

Deutsches Fleischermuseum
18. April – 13. Okt. 2019
MOGA MOBO: «Das ewige Fleisch» (AT)
Comics für alle!
Mi bis Fr 15-18, Sa 13-18, So u. Fei 11-17

Städtische Galerie Böblingen
ab 5. Mai 2019
Große Werkschau zu Jakob Bräckle
in Kooperation mit dem Museum Biberach
Mi bis Fr 15-18, Sa 13-18, So u. Fei 11-17

Bönnigheim

Museum im Steinhaus –
Schwäbisches Schnapsmuseum
7. April – 27. Okt. 2019
Sommer im Glas –
Rezepte für die Vorratshaltung
Mai bis Sept. So 14-17 u. nach Vereinb.

Burgrieden-Rot

Museum Villa Rot
30. Juni – 29. Sept. 2019
Auf Herz und Nieren
Mi bis Sa 14-17, So u. Fei 11-17

Calw

Hermann-Hesse-Museum
Bis 3. Nov. 2019
Wortkünstler Weltbürger Weggenossen:
Hermann Hesse & Thomas Mann
Di bis So 11-17

Calw-Hirsau

Klostermuseum Hirsau
7. April – 31. Okt. 2019
Mutige Frauen. Porträts von Marlis Glaser
April bis Okt. Di bis Fr 13-16, Sa u. So 14-17 u. nach Vereinb.

Crailsheim

Stadtmuseum im Spital
1. Juni – 22. Sept. 2019
Mein Crailsheim. Wolfram Hahn –
Fotografien 2017-2019
Mi 9-19, Sa 14-18, So u. Fei 11-18
u. nach Vereinb.

Ehingen (Donau)-Mochental

Schloss Mochental – Galerie und Besenmuseum
Bis 8. Sept. 2019
Robert Schad: Hineingeschrieben
Di bis Sa 13-17, So u. Fei 11-17

Esslingen am Neckar

Stadtmuseum im Gelben Haus
Bis 3. Nov. 2019
Einkaufstouren. Ein Schaufensterbummel durch Esslingen seit 1948
Di bis Sa 14-18 und So u. Fei 11-18

Fellbach

Alte Kelter
1. Juni – 29. Sept. 2019
14. Triennale Kleinplastik Fellbach –
40.000. Ein Museum der
Neugier
Di bis Fr 14-19, Do 14-21, Sa u. So 11-19

Friedrichshafen

Zeppelin Museum Friedrichshafen
Bis 6. Jan. 2020
Eigentum verpflichtet.
Eine Kunstsammlung auf dem Prüfstand
täglich 9-17

Gaienhofen

Hesse Museum Gaienhofen
Bis 15. Sept. 2019
Zwischen den Fronten.
Der Glasperlenspieler Hermann Hesse
15. März bis 1.Nov. Di bis So 10-17

Gammertingen

Museum im Alten Oberamt
Bis 30. Juni 2019
Alltag auf der Alb –
Fotografien von Botho Walldorf
So 14-17

Geislingen an der Steige

Rotkreuz-Landesmuseum Baden-Württemberg
Bis 10. Nov. 2019
Geschichte der Wiederbelebung –
DLRG-Wasserrettung seit über 100 Jahren
In geraden Kalenderwochen Sa 11-16, in ungeraden Kalenderwochen So 13-17

Göppingen

MuSeele – Geschichte der Psychiatrie
Bis 15. Aug. 2019
Die Seele auf dem Stuhl – sitzen – besitzen – besetzen – besessen
Mi 16-18, So 14-16 u. nach Vereinb.

Städtisches Museum Göppingen im «Storchen»
Bis 30. Juni 2019
Blick in die Ferne. Göppingen und die Schwäbische Alb in Panoramen des 19. Jahrhunderts
Di bis Sa 13-17, So u. Fei 11-17

Göppingen-Jebenhausen

Städtisches Naturkundliches Museum
Ab 5. Juni 2019
Von Admiral bis Zitronenfalter –
Die bunte Welt der Schmetterlinge
Mi u. Sa 13-17, So u. Fei 11-17

Güglingen

Römermuseum Güglingen
Bis 25. Aug. 2019
Göttliche Pflanzen: Antike Mythologie. Christentum. Islam.
Mi bis Fr 14-18, Sa, So u. Fei 10-18
u. nach Vereinb.

Hausen ob Verena

Kunststiftung Hohenkarpfen- Kunstverein Schwarzwald-Baar-Heuberg
Bis 21. Juli 2019
Idylle und Apokalypse.
Rudolf Schlichters Landschaften
Mi bis So u. Fei 13.30-18.30

Heilbronn

Kunstverein Heilbronn
Bis 21. Juli 2019
Durch die Blume – Florale Metamorphosen
Di bis So 11-17, Do 11-19 u. nach Vereinb.

Herbertingen-Hundersingen

Freilichtmuseum Heuneburg
6. Juni bis 31. Okt. 2019
Burgen Bauern Bestattungen
Di bis So u. Fei 10-17

Hochdorf/Enz

Keltenmuseum
Bis 28. Juli 2019
Der Unlinger Reiter – Kelten, Reiter, Wagenlenker
Di bis Fr 9.30 -12 und 13.30 17, Sa, So und Fei 10 bis 17

Isny im Allgäu

Städtische Galerie im Schloss
7. April – 8. Sept. 2019
Heimat_Panorama. Der Allgäuer Postkartenmaler Eugen Felle (1869-1934)
Mi bis Fr 14-18; Sa, So u. Fei 11-18

Kirchheim unter Teck

Städtisches Museum im Kornhaus
Bis 10. Juni 2019
Maxim Dondyuk. Culture of Confrontation – Die Fotografien der Maidan-Revolution 2013/2014.
Di 14-17, Mi bis Fr 10-12 u. 14-17; Sa, So u. Fei 11-17

Kißlegg im Allgäu

Neues Schloss Kißlegg
14. April – 29. Sept. 2019
Malerinnen des Expressiven Realismus – Sammlung Joseph Hierling
Di, Do u. Fr 14-17; So u. Fei 13-17.

Köngen

Römerpark Köngen
Bis 1. Nov. 2019
Römerwelt am Neckar und auf der Alb. Legoausstellung
Di bis Do 9.30-12 u. 14-16.00,
1. u. 3. So im Monat u. Fei 13-17

Kornwestheim

Museum im Kleihues-Bau
Bis 15. März 2020
Farbenrausch. Die Natur im Werk des Spätimpressionisten Manfred Henninger
Fr bis So 11-18

Künzelsau-Gaisbach

Museum Würth
28. Jan. – 27. Okt. 2019
Siegfried Anzinger.
Sammlung Würth und Leihgaben
täglich während Sonderausstellungen

Laupheim

Museum Schloss Großlaupheim
Bis 15. Sept. 2019
150 Jahre Laupheim –
eine junge Stadt in Bildern
Sa, So, Fei 13-17

Leinfelden-Echterdingen

Stadtmuseum Leinfelden-Echterdingen
5. Mai – 28. Juli 2019
Brandgeschichte(n). Von Ascheresten, Feuerlöschern und Zündlern
So 10.30-12.30 u. 14.30-17.30 u. nach Vereinb.

Ludwigsburg

Ludwigsburg Museum
Bis 22. Sept. 2019
Eine Stadt isst! Ludwigsburger Esskultur
Di bis So 10-18. Feiertage geschlossen

Meersburg

Rotes Haus – Galerie Bodenseekreis Meersburg
Bis 7. Juli 2019
Protest in der Provinz 1968.
Bodensee-Oberschwaben und Touraine
Di bis So u. Fei 11-17

Meßkirch

Kreisgalerie Schloss Meßkirch
Bis 2. Juni 2019
Form und Funktion – 100 Jahr Bauhaus.
Schülerarbeiten aus dem Landkreis Sigmaringen
Fr bis So u. Fei 13-17 u. nach Vereinb.

Mössingen

Museum in der Kulturscheune
Bis 28. Juli 2019
Weichenstellung. Mit der Eisenbahn kam die Industrie. Zum 150jährigen Anschluss Mössingens an das württembergische Eisenbahnnetz
Mi 14-22, So 14-18

Mössingen, Pausa Quartier
Bis 24. Nov. 2019
Pausa – Jede Menge Stoff drin.
Eine Ausstellung zum Jubiläumsprogramm «100 Jahre Pausa – 100 Jahre Bauhaus»
Mi u. So 14-18

Münsingen

Albmaler Museum
Bis 28.Juli 2019
Bedrohte Umwelt und Natur – Rainer W. Gülch
Mi bis So u. Fei 10-18

Nagold

Museum im Steinhaus
Bis Dez. 2019
Nagold in der Zeit des Nationalsozialismus
Di, Do, So u. Fei 14-17 u. nach Vereinb.

Neckargemünd

Museum im Alten Rathaus
Bis 30. Juni 2019
Künstlerträume im Neckartal –
Maler der Romantik und ihre Nachfolger
So 11-17, Sa 14-17

Neuhausen auf den Fildern

Kunstverein Neuhausen
19. Mai – 21. Juli 2019
Visionäre Räume – Spaces of Difference
Sa u. So 14-18 u. nach Vereinb.

Nürtingen

Fritz und Hildegard Ruoff-Stiftung
19. Mai – 7. Juli 2019
Peter Holl
Do 15-18, So 14-18 u. nach Vereinb.

Fritz und Hildegard Ruoff-Stiftung
14. Juli – 15. Sept. 2019
Werkschau Fritz Ruoff (1906-1986)
Do 15-18, So 14-18 u. nach Vereinb.

Kreuzkirche
30. Juni – 28. Juli 2019
Bettina Bürkle und Klaus Illi – Pflanzenatem
täglich 10-18 (außer Fei)

Stadtmuseum Nürtingen mit literarischer Abteilung «Hölderlin»
17. Mai – 13. Okt. 2019
Beim Heller g`lernt –
125 Jahre Maschinenfabrik in Nürtingen
Di, Mi u. Sa 14.30-17, So 11-18

Oberderdingen

Museum und Galerie im Aschingerhaus
23. Juni – 28. Juli 2019
Natur! – Nah! Fotogruppe Pamina
Mi bis So u. Fei 14-17

Ochsenhausen

Städtische Galerie im Fruchtkasten
7. Juli – 6. Okt. 2019
Janosch. Große Sommerausstellung
Di bis Fr 10-12 u. 14-17; Sa, So u. Fei 10-17

Pforzheim

Schmuckmuseum Pforzheim
13. April – 8. Sept. 2019
Offene Horizonte –
Schmuck von den Reisewegen Humboldts
Di bis So 10-17

Pforzheim-Brötzingen

Galerie Brötzinger Art
3. Mai – 2. Juni 2019
Iris Caren von Württemberg: fotografische, zeichnerische und rauminstallative Lichtkunst
Do 14-17, Fr u. Sa 18.30-22, So 11-18

Ravensburg

Kunstmuseum Ravensburg
Bis 10. Juni 2019
Ernst Ludwig Kirchner. Fantastische Figuren
Di bis So u. Fei 11-18, Do 11-19

Museum Humpis-Quartier
Bis 6. Okt. 2019
Roh. Stoff. Papier.
Papierherstellung in Ravensburg
Di bis So u. Fei 11-18, Do 11-20

Reutlingen

Heimatmuseum Reutlingen
Bis 8. Sept. 2019
Die Hochzeit – Das Fest.
Traditionen und Trends
Di bis Sa 11-17, Do 11-19, So u. Fei 11-18

Kunstmuseum Reutlingen / Spendhaus
13. April – 16. Juni 2019
rote Watte. Druckstöcke und Holzdrucke von Gustav Kluge
Di bis Sa 11-17, Do 11-19, So u. Fei 11-18

Naturkundemuseum
18. Mai – 14. Juli 2019
Lys – Eine Hommage an das Licht des Nordens
Di bis Sa 11-17, Do 11- 19, So u. Fei 11-18

Rottweil

Dominikanermuseum Rottweil
Bis 23. Juni 2019
Willi Bucher & Künstlerfreunde
Di bis So 10-17

Schaffhausen

Museum zu Allerheiligen
18. Mia bis 20. Okt. 2019
Kunst aus Trümmern.
Schweizer Kulturspenden nach der Bombardierung Schaffhausens 1944
Di bis So 11-17

Schorndorf

Stadtmuseum
Bis 29. März 2020
Mammut, Römer, Kelten & Co. –
Eine Mitmachausstellung für Familien
Di bis Sa 10-12 u. 14-17; So u. Fei 10-17

Schwäbisch Gmünd

Museum und Galerie im Prediger
Bis 10. Juni 2019
Dieter Nuhr – Bilder aus anderen Welten.
Unikat Photographien auf Textil
Di, Mi u. Fr 14-17, Do 14-19, Sa, So u. Fei 11-17

Museum und Galerie im Prediger
27. Juni – 13. Okt. 2019
Feine Früchtchen – Äpfel, Birnen und Kirschen in illustrierten Pflanzbüchern und moderner Kunst
Di, Mi u. Fr 14-17, Do 14-19, Sa, So u. Fei 11-17

Silberwarenmuseum Ott-Pausersche Fabrik
Bis 27. Okt. 2019
Perlentaschen. Ein Gmünder Modeschlager für die Dame von Welt
Di, Mi u. Fr 14-17, Do 14-19, Sa, So u. Fei 11-17

Schwäbisch Hall

Hällisch-Fränkisches Museum
Bis 30. Juni 2019
Michael Turzer. Die Dauer der Begegnung
Di bis So 10-17

Kunsthalle Würth
Bis 15. Sept. 2019
Von Henri Matisse bis Louise Bourgeois.
Das Musée d'Art moderne de la Ville de Paris zu Gast in der Kunsthalle Würth
täglich 10-18

Schwäbisch Hall-Wackershofen

Hohenloher Freilandmuseum
Wackershofen
Bis 10. Nov. 2019
Gelebte Geschichte – Impressionen historischer Alltagsdarstellung
2019: 17. März bis 30. April Di bis So 10-17;
Mai bis Sept. tägl. 9-18; Okt bis 10. Nov. Di bis So 10-17

Sindelfingen

Schauwerk Sindelfingen
Bis 6. Jan. 2020
Lichtempfindlich 2. Fotografie aus der Sammlung Schaufler
Sa u. So 11-17; Führungstermine: Di u. Do 15-16.30

Sonnenbühl-Erpfingen

Osterei-Museum
Bis 10. Juni 2019
Aus einem Guss
März bis 10. Juni Di bis Sa 10-17, So u. Fei 11-17; 10. Juni bis Nov. So 13-17

Spaichingen

Gewerbemuseum
Bis 15. Sept. 2019
Der Kunstmaler Albert Schellinger 1901–1960
So 14-17

Stuttgart

Architekturgalerie am Weißenhof
23. Mai – 7. Juli 2019
Unser Bauhaus, später: Heike Klussmann. In Between
Mi bis Fr 14-18, Sa u. So 12-18

EnBW City
27. Mai bis 17. Juli 2019
Bella Figura
Mo-Fr 10-18

Bibliorama. Das Bibelmuseum Stuttgart
Bis 3. Nov. 2019
Im Anfang war das Spiel. Reigen, Spiel und Spannung
Mo, Mi bis Sa 13-17, So u. Fei 12-17 (Fü 1. So im Monat 14) u. nach Vereinb.

Haus der Geschichte Baden-Württemberg
Bis 11. Aug. 2019
Vertrauensfragen. Der Anfang der Demokratie im Südwesten 1918–1924
Di bis So 10-18, Do 10-21

Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart
Bis 28. Juli 2019
Leben im Bernsteinwald – Große Landesausstellung
Di bis Fr 9-17, Sa, So u. Fei 10-18

Staatsgalerie Stuttgart
Bis 20. Okt. 2019
Weissenhof City. Von Geschichte und Gegenwart der Zukunft einer Stadt
Di bis So 10-17, Do 10-20

Theodor-Heuss-Haus
Bis 1. Sept. 2019
«Um die Stimmen der Frauen…» – Das Frauenbild der Parteien im Spiegel ihrer Wahlplakate 1919–2017
Di bis So 10-18

Weißenhofmuseum im Haus Le Corbusier
18. Mai – 21. Juli 2019
Nicht alles ist Bauhaus. Die Weissenhofsiedlung im Kontext ihrer Zeit
Di bis Fr 11-18, Sa, So u. Fei 10-18

Stuttgart-Bad Cannstatt

Stadtarchiv Stuttgart
16. Mai – 20. Okt. 2019
Rechnende Bürgermeister – Geld, Macht und Erinnerung im vormodernen Stuttgart
Mo 9-13; Di, Do u. Fr 9-16; Mi 9-18

Sulz am Neckar-Glatt

Kunststiftung Paul Kälberer
Bis 27. Okt. 2019
Paul Kälberer und der Kunstraum Sulz
April bis Okt. So u. Fei 14-17 u. nach Vereinb.

Tübingen

Museum der Universität Tübingen Alte Kulturen auf Schloss Hohentübingen
Bis 1. Dez. 2019
EX MACHINA. Leonardo da Vincis Maschinen zwischen Wissenschaft und Kunst
Mi, Fr bis So 10-17, Do 10-19

Stadtmuseum Tübingen
Bis 29. Sept. 2019
Frauenstimmen in Tübingen – In 100 Jahren vom Wahlrecht bis zur Frauenquote
Di bis So 11-17

Tuttlingen

Galerie der Stadt Tuttlingen
15. Juli – 20. Okt. 2019
Donaugalerie – Skulpturenprojekt im öffentlichen Raum
Di bis So u. Fei. 11-18

Überlingen

Galerie Fähnle
26. Mai – 8. Sept. 2019
Hans Fähnle und Heinrich Palm – Nachbarschaften
nach Vereinbarung

Uhingen

Schloss Filseck
Bis 30. Juni 2019
G.C. Kirchberger und die Gruppe 11 – Der Aufbruch ins Internationale
Di bis Fr 11-17, Sa, So, Fei 11-18

Unteruhldingen

Pfahlbaumuseum
täglich 9-18.30

Ulm

HfG-Archiv
Bis 19. Mai 2019
Nicht mein Ding – Gender im Design
Di bis So u. Fei 11-17, Do 11-20

Stadthaus Ulm
5. Juni – 8. Sept. 2019
Perücke, Kopftuch, Ordenstracht
Mo bis Sa 10-18, Do 10-20, So u. Fei 11-18; 1. Fr im Monat 10-24

Museum Ulm
Bis 24. Nov. 2019
Tod im Tal des Löwenmenschen. Knochengeschichten aus 100.000 Jahren
Di bis So 11 – 17, Do 11 – 20

Villingen-Schwenningen

Franziskanermuseum
Bis 9. Juni 2019
Demokratie wagen? Baden 1818–1919
Di bis Sa 13-17, So u. Fei 11-17

Franziskanermuseum
29. Juni – 13. Okt. 2019
Lust und Leidenschaft, Schmerz und Enttäuschung. Expressionistische Künstler in Villingen (Sammlung Heinzmann)
Di bis Sa 13-17, So u. Fei 11-17

Villingen-Schwenningen

Uhrenindustriemuseum Villingen-Schwenningen
Bis Ende 2019
Zeit, Freiheit und Kontrolle. Johannes Bürk und die Folgen
Di bis So 10-12 u. 14-18

Waiblingen

Galerie Stihl Waiblingen
Bis 25. Aug. 2019
Aufgeblüht und abgelichtet: Blumen in der Fotografie
Di bis So 11-18 u. Do 11-20

Haus der Stadtgeschichte Waiblingen
Bis 27. Okt. 2019
Partie an der Rems: Stadtgeschichte mit Postkarten
Di bis So 11-18

Waldburg

Museum Waldburg
Bis 3. Okt. 2019
Maleficis – Hexen in Allgäu, Oberschwaben und im Bodenseeraum
So u. Fei 11-18

Waldenbuch

Museum der Alltagskultur – Schloss Waldenbuch
Bis 8. Juni 2019
Dorfhochzeit. Hochzeitsbilder von 1880 bis 2017
Di bis Sa 10-17, So u. Fei 10-18

Museum Ritter – Sammlung Marli Hoppe-Ritter
26. Mai – 15. Sept. 2019
1919 – 2019: Werke aus der Sammlung Marli Hoppe-Ritter
Di bis So 11-18

Wertheim

Grafschaftsmuseum und Otto-Modersohn-Kabinett
2. März – 23. Juni 2019
Mechanische Tierwelt
Di bis Fr 10-12 u. 14.30-16.30; Sa 14.30-16.30, So u. Fei 14-17

Winnenden

Rathaus Foyer
31. Mai – 28. Juli 2019
50 Jahre Städtepartnerschaft zwischen Winnenden und Albertville

Wolfegg

Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg
Bis 3. Nov. 2019
Zwischen zwei Welten – Gastarbeiter auf dem Land
Ende März bis Anfang Nov. – März, April, Okt. u. Nov. Di bis So 10-17; Mai bis Sept. tägl. 10-18

Vor einem Jahr wurde der Schönbuchturm auf dem 580 Meter hohen Stellberg bei Herrenberg erbaut und hat sich zu einem Anziehungspunkt für Besucher aus nah und fern entwickelt. Der 360°-Panoramablick von den drei Aussichtsplattformen der 35 Meter hohen avantgardistischen Lärchenkernholz-Stahl-Konstruktion ist spektakulär: über die Wipfel des Naturparks Schönbuch hin zur Linie der Schwäbischen Alb, über die weiten Flächen des Gäu und in Richtung Stuttgart. Und wer genau hinschaut, der findet beim Besteigen den Schwäbischen Heimatbund vertreten. Die Regionalgruppe Herrenberg-Gäu hat eine der 348 Treppenstufen gestiftet.

Kolonialgeschichte als Zukunftsaufgabe

(StN) Baden-Württemberg hat mit der Rückgabe von Bibel und Peitsche des namibischen Nationalhelden Hendrik Witbooi nach Namibia ein erstes Zeichen gesetzt. Die Frage der Restitution ist für Wissenschaftsministerin Theresia Bauer im Grundsatz beantwortet: «Wo wir Klarheit haben und es moralisch für gerechtfertigt halten, da geben wir zurück», sagte sie im Landtag. Die Rückgabe der Objekte wertet sie als «Beitrag zur Verständigung und vor allem als Basis für weitere Zusammenarbeit». Sie sieht sich durch ein Eckpunktepapier bestätigt, das die Kulturminister der Länder nach der Rückgabe der Objekte aus Baden-Württemberg vorgelegt haben.

Bauers Ansatz teilen Grüne, CDU und SPD im Landtag. «Die deutsche Kolonialgeschichte ist eine Lücke in unserem Gedächtnis», hält die Ministerin fest. Auch die CDU-Abgeordnete Nicole Razavi ist der Meinung, «es ist Teil unserer historischen Verantwortung, Kolonialgeschichte aufzuarbeiten und Unrecht sichtbar zu machen». Am besten sei es, die Herkunft und die Geschichte der Objekte aus der Kolonialzeit gemeinsam zu erforschen. «Das führt im besten Fall zu einer neuen Qualität der Beziehungen», sagte Razavi. Ansätze dazu gibt es in den Projekten der Namibia-Initiative des Landes. Beteiligt sind Hochschulen und Kultureinrichtungen von der Akademie Schloss Solitude bis zum Literaturarchiv Marbach. Das Landesarchiv will das Nationalarchiv Namibia beim Ausbau der technischen Infrastruktur und der dauerhaften Sicherung der Quellen beraten und bietet ein Trainingsprogramm an. Das Linden-Museum, das nach Einschätzung von Theresia Bauer «bundesweit Standards setzt» in der Provenienzforschung und mit seiner neuen Afrikaausstellung, will gemeinsam mit namibischen Wissenschaftlern seine mehr als 2200 Objekte aus der Kolonie «Deutsch-Südwestafrika», dem heutigen Namibia, erschließen. Das Nationalmuseum von Namibia übernimmt die erste Sondierung, dann werden jeweils zwei Vertreter der Stämme Nama und Herero eingeladen, um an den Sammlungen zu arbeiten. Viele der Objekte können die Forscher derzeit kaum identifizieren. In einer zweiten Phase folgen die Studenten. Jeweils zehn Studenten der Universität von Namibia und der Uni Tübingen sollen sich in Workshops in Stuttgart und in Windhuk mit den historischen Sammlungen befassen und neue Wege der Präsentation erarbeiten. Im Jahr 2023 wäre eine gemeinsame Ausstellung denkbar, heißt es in der Projektbeschreibung.

EnBW prüft totalen Kohleausstieg

(StN) Nach dem Vorschlag der Kohlekommission, bis spätestens 2038 aus der Kohle auszusteigen, bereitet sich nach einem Bericht des SWR auch die EnBW auf den Ausstieg vor. Derzeit hat der Konzern sieben Kohlekraftwerke im laufenden Betrieb. Fünf davon befinden sich in Baden-Württemberg. Dazu kommt das Braunkohlekraftwerk in Lippendorf bei Leipzig und das Kraftwerk Rostock, an dem die EnBW mehrheitlich beteiligt ist. Mehrere andere gelten als sogenannte Netzreserve, die zugeschaltet werden kann, wenn dringender Bedarf besteht. Man prüfe derzeit jeden Standort darauf, wann eine Abschaltung sinnvoll erscheint, sagte Technikvorstand Hans-Josef Zimmer laut SWR. Das im Jahr 2014 in Betrieb gegangene hochmoderne Rheinha-

fendampfkraftwerk RDK 8 in Karlsruhe dürfte demnach am längsten laufen, möglicherweise sogar bis 2038. Das benachbarte, ebenfalls mit Steinkohle betriebene RDK 7 aus dem Jahr 1985 könnte schon in den 20er Jahren abgeschaltet werden. Dabei bedeute der Ausstieg aus der Kohle zumeist den Umstieg auf die Stromerzeugung mit Gas. Denn für die Versorgungssicherheit seien sogenannte disponible Energien notwendig, so die EnBW. Dabei handelt es sich um Anlagen, die dann zuverlässig Strom erzeugen, wenn er dringend benötigt wird, und zwar unabhängig von den Wetterbedingungen. Bei der Prüfung der Standorte sei die EnBW relativ weit. Sie warte nun auf weitere Informationen und Vorschläge der Kohlekommission. Die EnBW erhebt bislang nicht wie der Konkurrent RWE Entschädigungsforderungen im Zusammenhang mit der Abschaltung von Kohlekraftwerken.

Glen Buchenbach streitet weiter vor Gericht

(StN) Die Berglener Waldhornbrennerei hat im Namensstreit um ihren Whisky «Glen Buchenbach» eine Niederlage einstecken müssen: Das Landgericht Hamburg hat entschieden, dass der Name gegen EU-Recht verstoße. «Wir können uns die Niederlage nicht erklären – wenn das Gericht die Fakten anerkannt hätte, hätten wir gewinnen müssen», sagte der Brenner Jürgen Klotz enttäuscht nach der Bekanntgabe des Urteils.

Der Streit zwischen der kleinen Brennerei und der mächtigen Scotch Whisky Association (SWA) hat mehrere Jahre angedauert. Die schottischen Whisky-Lobbyisten führen an, durch das Wort «Glen», das im Gälischen «kleines Tal» bedeutet, würde Verbrauchern ein «echter» schottischer Whisky vorgegaukelt. Doch dieser ist – wie zum Beispiel Champagner – eine von der EU geschützte Herkunftsbezeichnung, deswegen reichte die SWA Klage ein.

Aus der Sicht der Familie Klotz ist das Wort dagegen eine Anspielung auf die Herkunft des Whiskys aus den Berglen. Die Hamburger Richter hatten jedoch schon im Dezember 2018 deutlich gemacht, dass sie die Argumente der SWA durchaus nachvollziehen können – mit dem Urteil sind sie der Sichtweise der Schotten nun tatsächlich gefolgt.

Der Rechtsstreit war bereits vor dem Europäischen Gerichtshof verhandelt worden. Dieser hatte den Fall jedoch nach Hamburg zurückgereicht – mit dem Hinweis, dass die Hamburger Richter zu klären hätten, ob ein durchschnittlicher Verbraucher beim Wort «Glen» automatisch an schottischen Whisky denke. Für Klotz besonders unverständlich: «Die SWA hatte selbst eine europaweite Umfrage beim Allensbacher Institut in Auftrag gegeben.» Und ebendiese habe ergeben, dass nur ein Prozent der Menschen, die überhaupt Whisky trinken, das Wort Glen mit Scotch in Verbindung brächten.

Doch ganz unabhängig davon, wie das Urteil nun ausgefallen ist: Die kleine schwäbische Waldhorn-Brennerei ist durch den Prozess weltberühmt geworden. Unter anderem berichteten die amerikanische «New York Times», der britische «Telegraph» und natürlich deutschlandweite Medien über den Fall. Die Bestellungen von Glen Buchenbach nahmen deutlich zu – schwer vorstellbar, dass die kleine Brennerei diese Aufmerksamkeit ohne den Prozess bekommen hätte.

Dass der Rechtsstreit derart großes Interesse auf sich zog, lag nicht nur am David-gegen-Goliath-Prinzip: Die Entscheidung in der Sache gilt als Präzedenzfall. Denn die millionenschwere SWA verklagt regelmäßig Brennereien in Europa und auf der ganzen Welt, die in ihren Augen Verbrauchertäuschung betreiben. So hatte sie etwa gegen den Namen «GlenBreton» eines kanadischen Whiskys geklagt – und nach neun Jahren verloren.

Die Waldhornbrennerei Klotz hat am 11. März 2019 verkündet, in Berufung zu gehen. Am 7. Februar hatte das Landgericht Hamburg geurteilt, dass die Brennerei aus Berglen ihren Whisky nicht mehr Glen Buchenbach nennen darf – weil mit dem Namensbestandteil «Glen» die besonders geschützte geografische Angabe «Scotch» beeinträchtigt werde.

«Dieses Urteil passt nicht in unser Rechtsverständnis. So wird jeder faire Wettbewerb verhindert», wird Jürgen Klotz in einer Pressemitteilung zitiert. Bestärkt würden er und sein Bruder Michael durch eine riesige Welle der Sympathie: «Wir bekommen sehr viel Zuspruch aus dem In- und Ausland. Jede fünfte Bestellung ist mit unterstützenden Worten versehen. Viele Menschen können nicht nachvollziehen, was da passiert.» (Siehe «Schwäbische Heimat» 2018/02, S. 244f.)

Nur noch 98 Tonnen Fisch im Bodensee gefangen

(SZ) Rekordtief beim Fischfang im Hauptteil des Bodensees, dem sogenannten Obersee: 2018 haben die Berufsfischer dort nur noch rund 98 Tonnen Fisch herausgezogen, wie Baden-Württembergs Landwirtschaftsminister Peter Hauk (CDU) am 15. Februar 2019 bekanntgab. So wenig sei seit Beginn der Fischerei-Aufzeichnungen im Jahr 1910 noch nie gefangen worden. Hauk sagte: «Der Gesamtertrag 2018 hat damit knapp 20 Prozent unter dem Vorjahresergebnis und mehr als 50 Prozent unter dem Zehnjahresmittel gelegen.»

Unerfasst sind bei den Zahlen offenbar der Überlinger und der Untersee sowie der Seerhein. Hierbei handelt es sich aber um relativ kleine Bodenseeflächen. Mit dem weiteren Absinken der Fangzahlen von Speisefischen setzt sich eine lang andauernde Entwicklung fort. Hauk verweist dabei auf den sauberer gewordenen See. Dadurch fehlen den Fischen Nährstoffe. Der Minister zitiert zudem Experten der Fischereiforschungsstelle in Langenargen. Demnach sorgen auch der sich ausbreitende Stichling, Kormorane und eine eingeschleppte Muschel für weitere Rückgänge der Speisefisch-Bestände. Die Berufsfischer beklagen die Lage seit Längerem. Sie hätten gerne mehr Nährstoffe im See. Dafür müssten Kläranlagen mehr Phosphat durchlassen. Dies wird allgemein abgelehnt. Um den Fischern zu helfen, wird aber gegenwärtig über Zuchtmöglichkeiten außerhalb des Bodensees diskutiert.

Armschmuck aus Südamerika.

Schätze von Humboldts Reisewegen in Pforzheim

Mehr als «nur» Schmuck präsentiert das Deutsche Schmuckmuseum in Pforzheim bis zum 8. September in seiner neuen, Alexander von Humboldt gewidmeten Ausstellung. Anhand von Texten, Bildern, Messinstrumenten, vielfältigen Artefakten, denen oftmals Schmuckcharakter zukommt, aber auch «eigentlichen» Schmuckstücken entwirft das Museum ein vielseitiges Bild des vor 250 Jahren geborenen Forschers. Der Gedanke der Ganzheitlichkeit prägte das Leben Humboldts. Er wurde Wegbereiter einer neuen Auffassung von Wissenschaft. Sein Denken und Handeln legte viele Grundlagen für unsere heutige Weltsicht. In seinem 90-jährigen Leben brach er – Weltbürger avant la lettre – zweimal zu großen Expeditionen auf: durch Süd- und Mittelamerika und danach durch Russland bis an die Grenze Chinas. Der von den Idealen der Aufklärung geprägte Forscher war der Überzeugung, dass es zwischen den Menschen lediglich Unterschiede hinsichtlich Bildung oder Kultur gebe und alle gleichermaßen zur Freiheit bestimmt seien. Wirkliche Bildung, das bedeutete für Humboldt, Dinge zusammen zu denken. Entsprechend breit gefächert waren seine Forschungsgebiete; seine Bedeutung bis heute verdankt er genauem Hinsehen und wissenschaftlicher Analyse, gepaart mit einem zutiefst humanistischen Ansatz.

Städtepartnerschaft Winnenden – Alberville

«Nie wieder Krieg«, so der Schwur und das Vermächtnis Vieler nach dem Zweiten Weltkrieg. Doch die Erinnerung an die große Katastrophe und ihre Lehren droht zwei Generationen nach Kriegsende zu verblassen. Gerade die europäische Rechte hofiert erneut militaristisches und ausgrenzendes chauvinistisches und rassistisches Gedankengut. Der Verständigung der Völker von unten, etwa in Städtepartnerschaften, könnte da wieder vermehrt Bedeutung zukommen. So wie einst, als in der Nachkriegszeit nach drei von Kriegen und Konflikten geprägten Jahrhunderten Frankreich und Westdeutschland die Aussöhnung der angeblichen «Erzfeinde» gelang, eingebettet in den Prozess der europäischen Einigung. Heute gelten das wiedervereinigte Deutschland und sein Nachbar als Motor der Europäischen Union.

Im April 1967 kam zum ersten Mal eine Delegation aus dem französischen Albertville (Savoyen) nach Winnenden. Rasch wurde in beiden Städten ein Partnerschaftsausschuss bzw. -komitee gegründet, und am 25. Mai 1969 unterschrieben in Albertville die Bürgermeister Dr. Jean Baptiste Mathias und Hermann Schwab die Partnerschaftsurkunde. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Winnenden ruft bis Ende Juli die Anfänge der Städtepartnerschaft in Erinnerung und beleuchtet die Entwicklung bis in die Gegenwart, die offiziellen Begegnungen, ebensolche in Sport, Kultur und Wirtschaft und den wichtigen Schüleraustausch. Es könnte ein Modell für die Zukunft Europas sein.

Landgestüt wird saniert Wo bleiben die Pferde?

(Isw/StN) Das Haupt- und Landgestüt Marbach (Landkreis Reutlingen) soll nach einem Bericht der «Badischen Zeitung» mit einer mittleren zweistelligen Millionensumme saniert und ausgebaut werden. Eine entsprechende Vorlage von Agrarminister Peter Hauk (CDU) für das Kabinett sehe allein für die Sanierung 40 Millionen Euro vor.

Weitere Gelder sollen gemäß der Pläne Hauks in die «inhaltliche und bauliche Weiterentwicklung (...) als Bildungs- und Tourismusstandort» sowie in den Ausbau als Veranstaltungsort für Pferdesport fließen. Bis 2020 sollen laut dem Blatt detaillierte Pläne vorliegen. Ein erster Bauabschnitt könne ab 2022 beginnen.

Das Haupt- und Landgestüt ist das Gestüt des Landes Baden-Württemberg. Der Gebäudebestand entspricht noch heute weitgehend dem des 19. Jahrhunderts. Das Agrarministerium äußerte sich dazu nicht.

Das Gestüt im Gomadinger Ortsteil Marbach lässt sich 500 Jahre zurückverfolgen. Die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1514, aber vermutlich haben die Herrscher des Hauses Württemberg es schon deutlich früher gegründet. Damit ist es das älteste deutsche Staatsgestüt.

Nach eigenen Angaben zieht es jährlich rund 500.000 Besucher an, ist damit einer der wichtigsten Tourismusmagnete auf der Schwäbischen Alb. Berühmt ist das Gestüt für seine Zucht, Dressur und für den Pferdesport. Besondere Bedeutung haben Vollblutaraber, Warmblüter, Englische Vollblüter und Schwarzwälder Kaltblüter. Marbach ist Deutschlands größter Ausbilder für den Beruf des Pferdewirts und Sitz der Landesreit- und Landesfahrschule. Überregional bekannt ist die jährlich stattfindende große Hengstparade in Marbach. Im Haupt- und Landgestüt stehen in der Regel bis zu 600 Pferde. Im August 2017 war eine denkmalgeschützte Halle des Gestüts in St. Johann abgebrannt.

«Denkmal Lichtenstein verträgt einen Windpark»

(SZ) Der mögliche Bau von fünf Windkraftanlagen beim Schloss Lichtenstein beeinträchtigt nicht dessen

Wert als Denkmal. Diesen Beschluss hat das Verwaltungsgericht Sigmaringen am 15. Februar 2019 verkündet. Ob es aber wirklich zum Bau der Windräder kommen kann, bleibt noch ungeklärt.

Der Streit um den Windpark schwelt seit fünf Jahren. Die Anlagen sollen etwa drei Kilometer entfernt von dem berühmten, am Albtrauf gelegenen Schloss entstehen. Das Landratsamt Reutlingen sowie das Regierungspräsidium Tübingen sehen darin aber einen gewichtigen Schaden für Lichtenstein. Bei ihm handele es sich um ein Gesamtkunstwerk aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von zentraler Bedeutung für die württembergische Geschichte. Gemeint ist damit, dass Schloss und Landschaft harmonisch zusammengefügt worden seien. Die Windräder würden dieses Gefüge zerstören, weil man sie von diversen Sichtachsen in Richtung Lichtenstein sehen könne.

Deshalb hatte das Landratsamt bereits 2016 den Bau der Anlagen untersagt. Das Regierungspräsidium teilt die Haltung der Behörde. Der unter anderem für den Denkmalschutz zuständige Abteilungspräsident Tobias Schneider betont die «weit überdurchschnittliche, herausgehobene und identitätsstiftende Stellung als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung».

Auf der anderen Seite steht Sowitec, der Projektentwickler des Windparks. Die lokale Firma hatte gegen das Nein geklagt. Sie war bereits von ihren ursprünglichen Plänen von zwölf Windrädern abgewichen. Fünf sollten es aber nun doch werden.

Um sich selber ein Bild machen zu können, war schließlich die 9. Kammer des Verwaltungsgerichts Sigmaringen extra für eine Sitzung in die Gemeinde Lichtenstein gekommen. Zusätzlich begab sich das Gericht zu einigen relevanten Aussichtspunkten. Wie sich aus dem Urteil ergibt, hat es die Rechtshaltung der klagenden Firma Sowitec übernommen – wobei die Urteilsbegründung noch aussteht. Klar formuliert heißt es aber: Der Aspekt des Denkmalschutzes stehe einer Genehmigung nicht entgegen. «Wir freuen uns natürlich», sagt Harald Rudolph, Geschäftsführer von Sowitec. Er betont jedoch: «Das ist ein Etappensieg, mehr nicht.» Mit anderen Worten: Der Streit ist noch lange nicht entschieden. Auf einen Punkt macht das Verwaltungsgericht ausdrücklich aufmerksam. So seien nun vom zuständigen Landratsamt Fragen des Naturschutzes zu klären. Dies war bisher unterlassen worden, weil die Behörde bereits eine Verletzung des Denkmalschutzes gesehen hatte. Rudolph erwähnt in diesem Zusammenhang, dass dabei wohl Rotmilane ein Thema sein dürften. In jüngster Vergangenheit hatte es im Bereich der geplanten Anlagen einen Horst gegeben.

Neben dem Naturschutz hängt das Windkraftprojekt aber auch von der weiteren Haltung des Landratsamtes und des Regierungspräsidiums ab. Schon bei der Sitzung war deutlich geworden, dass deren Vertreter bei einer Niederlage vor die nächsthöhere Instanz ziehen wollen. Dies wäre der Verwaltungsgerichtshof in Mannheim.

Sighard Gille, Autofahrer, 1972

Kunst aus der DDR in Schloss Achberg

«Ost:Nordost» – so der Titel der Frühjahrsausstellung in Schloss Achberg. Das klingt nach Seefahrt, doch etwas ganz anderes steckt dahinter. Das ehemalige Deutschordensschloss öffnet 30 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer seine Tore bis zum 21. Juli für eine bedeutende Sammlung zur Kunst aus der DDR: Werke aus dem Staatlichen Museum Schwerin. Über Kunst aus der DDR gibt es heute jenseits ihrer ehemaligen Grenzen eine klare Meinung: Das Kunstschaffen in dem «ersten sozialistischen Staat auf deutschem Boden» sei nie autonom gewesen. Der Staat habe Künstler herausgehoben und gefördert, aber auch umfassend kontrolliert und seinen stilistischen und inhaltlichen Vorgaben unterworfen. Freiheit hier, Zwangsgesellschaft dort. So einfach ist das aber nicht. Bei genauem Hinsehen weicht das so eindeutige Schwarz-Weiß einer Vielzahl an Grautönen. Die Kunstproduktion zwischen 1945 und 1989 in der «Zone» und der DDR kann nicht auf den «Bitterfelder Weg» und den Sozialistischen Realismus reduziert werden. Sie war viel facettenreicher, umfasste Stilrichtungen wie Abstraktion und Neoexpressionismus, erprobte Ausdrucksformen wie Assemblage und Mail-Art. Statt eines einheitlichen Sozialistischen Realismus erscheinen unzählige Spielarten realistischer Kunst. Auch traditionelle Gattungen wie Porträt, Landschaft und Stillleben vermochten die Sehnsucht nach Freiheit und Grenzenlosigkeit widerzuspiegeln.

Die von Doris Blübaum kuratierte Ausstellung präsentiert Werke von über 50 Künstlerinnen und Künstlern, die ihr Oeuvre größtenteils in der DDR entwickelten. Kuratorenführungen und Vorträge bieten einen abwechslungsreichen Blick auf die Kunst in der DDR. Der weite Himmel über der Ostsee lädt ein zu einer Entdeckungsreise in die DDR.

Ludwig-Uhland-Preis 2019 Verleihung in Ludwigsburg

(PM) Der von S.K.H. Carl Herzog von Württemberg gestiftete Ludwig-Uhland-Preis wurde zu Uhlands Geburtstag am 26. April 2019 im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses an Prof. Dr. Dieter Langewiesche verliehen. Die Jury würdigte damit die Forschungen des Tübinger Historikers zum südwestdeutschen Liberalismus und seine Verdienste um die Kultur Württembergs. Im Geiste Uhlands hat sich Langewiesche über lange Zeiträume hinweg mit Fragen der Nationsbildung beschäftigt und dabei immer wieder auch Uhland selbst als «bürgerlichen Nationalhelden» in den Mittelpunkt von Studien gerückt. Langewiesche hat nicht nur ein breites Spektrum von Arbeiten zur Geschichte Württembergs vorgelegt, sondern diese in einen weiten Horizont politischer und kultureller Entwicklungen gestellt. Zweifelsohne ein weiterer Berührungspunkt Langewiesches mit Uhland mag das Selbstverständnis als Bildungsbürger und engagierter Wissenschaftspolitiker sein. Der Tübinger Historiker stritt und streitet in zahlreichen Gremien und Organisationen konsequent für die Anliegen akademischer Unabhängigkeit. Das jüngste Werk des engagierten Wissenschaftlers erschien in diesem Frühjahr: «Der gewaltsame Lehrer. Europas Kriege in der Moderne». Der heuer zum neunten Mal vergebene Förderpreis geht an den Sprachkünstler, Komiker, Musiker und Übersetzer Dominik Kuhn (Dodokay) aus Reutlingen. Damit würdigt die Jury seine Verdienste um die Popularisierung der schwäbischen Mundart in allen Generationen. Auf intelligente Weise verbindet er in seinen Videos und mit seinem Bühnenprogramm gesellschaftspolitische Themen mit humorvollen Synchronisationen und genauen Beobachtungen der Eigenheiten des schwäbischen Dialekts. Der mit 10.000 € dotierte Ludwig-Uhland-Preis und der mit 5.000 € dotierte Förderpreis werden alle zwei Jahre verliehen.

Neckarschleusen werden ausgebaut

(lsw) Der aus Sicht des Landesverkehrsministeriums überfällige Ausbau der Neckarschleusen soll vom kommenden Jahr an in Angriff genommen werden. Dazu soll an allen 27 Staustufen jeweils eine Schleusenkammer von derzeit 110 Metern auf dann 140 Meter verlängert werden, wie die Generaldirektion Wasserstraßen und Schifffahrt am 11. März 2019 mitteilte. Auch Neubauten seien darunter. Ziel ist, dass auch 135 Meter lange Schiffe den Neckar befahren können. Das 1,2 Milliarden Euro (Stand 2016) teure Gesamtprojekt soll 2050 abgeschlossen werden.

Verkehrsstaatssekretär Steffen Bilger (CDU) betonte in Neckarwestheim (Kreis Heilbronn): «Wir wollen erreichen, dass gerade in den vom Verkehr stark belasteten Regionen in Baden-Württemberg mehr Güterverkehr von der Straße auf die Wasserstraße verlagert wird.» Das Projekt sei deshalb in den «Vordringlichen Bedarf» des Bundesverkehrswegeplans aufgenommen worden. Begonnen wird mit der Schleuse Kochendorf in Bad Friedrichshall. Vorgesehen ist eine Bauzeit von fünf Jahren. Künftig wird nur noch eine Behörde für die Binnenschifffahrt auf dem Neckar zuständig sein. Dafür werden die beiden Wasserstraßen- und Schifffahrtsämter Heidelberg und Stuttgart zu einem neuen Amt Neckar mit 600 Mitarbeitern zusammengelegt.

Bottwartalbahn: Blick zurück und nach vorn

(PM) Sie ist Vergangenheit, die schmalspurige Bottwartalbahn des württembergischen 750-mm-Systems, aber ihre Geschichte wird wieder aufleben am 31. Mai und am 1. und 2. Juni 2019 in Beilstein. Der Historische Verein Bottwartal e.V. blickt gemeinsam mit der Aktion www.bottwartalbahn.de auf 125 Jahre einstige Bottwartalbahn zurück. Unterstützt von der Stadt Beilstein wird es am Freitag, 31. Mai um 19.30 Uhr in der Stadthalle Beilstein einen bebilderten Jubiläumsvortrag geben. Am Samstag und Sonntag, 1./2. Juni sind von 11 bis 16 Uhr Fotos, Originalteile und Modelle bei einer Ausstellung zu sehen. (Stadthalle Beilstein, Albert-Einstein-Straße 20). Die Besucher erwartet zudem ein Ausblick auf das Stadtbahnprojekt: Der Kreistag Ludwigsburg hat im Sommer 2018 die Voruntersuchung zur Ermittlung von Machbarkeit und Wirtschaftlichkeit einer Stadtbahnverbindung Heilbronn – Beilstein – Marbach an ein Ingenieurbüro vergeben. Davon erhoffen sich die Kommunen einen oder eher sogar den entscheidenden Schritt, um dem Projekt der modernen Bahn näher zu kommen. Die Frage lautet: Kann aus der legendären schmalspurigen Lokalbahn eine moderne attraktive Regionalstadtbahn werden? www.bottwartalbahn.de | www.historischer-verein-bottwartal.de

Donauschwäbischer Kulturpreis 2019

(epd) Der alle zwei Jahre vom Land Baden-Württemberg verliehene Donauschwäbische Kulturpreis ist wieder ausgeschrieben. Der mit 5.000 Euro dotierte Hauptpreis werde an Personen verliehen, deren Werk Bezüge zur donauschwäbischen Kultur hat. Angesprochen seien auch Einrichtungen und Initiativen, die kulturelle Angebote zur Geschichte und Kultur der Donauschwaben präsentieren, teilte das baden-württembergische Innenministerium am 26. März 2019 mit. Jüngere Kulturschaffende können sich für die zwei Förderpreise in Höhe von 2.500 Euro bewerben. Bewerbungsschluss ist der 31. Mai 2019. Interessenten können sich beim Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg bewerben, man kann aber auch jemanden vorschlagen.

Der Sammelbegriff Donauschwaben bezeichnet Deutsche, die im 17. Jahrhundert nach Osteuropa ausgewandert sind. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden viele entrechtet und enteignet und kehrten im Laufe des 20. Jahrhunderts zurück. Der Donauschwäbische Kulturpreis wird vom Land Baden-Württemberg, das 1954 die Patenschaft über die Donauschwaben übernommen hat, im jährlichen Wechsel mit dem Russlanddeutschen Kulturpreis vergeben.

Preis der Hermann-Hesse-Gesellschaft

(epd) Der Preis der Internationalen Hermann-Hesse-Gesellschaft ging an den Psychotherapeuten, Theologen und Schriftsteller Eugen Drewermann (Paderborn). Der mit 10.000 Euro dotierte Preis wurde ihm am 11. Mai 2019 in der Hermann Hesse-Stadt Calw verliehen, teilte die Gesellschaft mit. Wie der Vorsitzende der Jury, Karl-Josef Kuschel, sagte, habe sich der Publizist seit Jahren öffentlich um die Deutung und Aktualisierung des Werkes von Hermann Hesse verdient gemacht. Zugleich sei sein Werk ein Beitrag zum heutigen Dialog der Kulturen und Religionen.

Scheufelen stellt erneut Insolvenzantrag

(StN) Die Papierfabrik Scheufelen (Lenningen) hat erneut einen Insolvenzantrag gestellt. Das teilte das Unternehmen am 20. Februar 2019 mit. Betroffen seien 100 Mitarbeiter am Standort Lenningen. Als Grund gibt Scheufelen an, dass der Absatz von neu entwickeltem Graspapier deutlich langsamer gesteigert werden konnte als geplant. Dadurch sei Scheufelen «nicht rechtzeitig aus der Verlustphase herausgekommen».

Scheufelen hatte bereits Anfang 2018 Insolvenz angemeldet. Ende 2018 wurden neue Investoren präsentiert. Mit dem Geld aus einer Kapitalerhöhung sollte die Produktion am Stammsitz ausgebaut werden. Nach dem Insolvenzantrag 2018 war die Zahl der Beschäftigten von 340 auf 100 Beschäftigte geschrumpft.

Scheufelen rechnet trotz Insolvenz damit, dass die Entwicklung und Herstellung am Standort Lenningen weitergeht. (Siehe «Schwäbische Heimat» 2018/02, S. 233.)

Lotto-Museumspreis fürs Pfahlbaumuseum

(PM) Das Pfahlbaumuseum Unteruhldingen ist Sieger der vierten Auflage des Lotto-Museumspreises Baden-Württemberg. Geschäftsführer Georg Wacker übergab am 10. November 2018 zusammen mit Museumsverbands-Präsident Jan Merk den mit 20.000 Euro dotierten Preis. «Die Macher des Pfahlbaumuseums leisten seit vielen Jahrzehnten hervorragende Arbeit. Sie ruhen sich nicht auf ihrem Erfolg aus, sondern setzen immer wieder interessante neue Akzente. Das ist eine beeindruckende Leistung, die wir gerne mit unserem Museumspreis ehren», gratulierte Lotto-Geschäftsführer Georg Wacker den Verantwortlichen, darunter Museumsdirektor Professor Gunter Schöbel und Jochen Haaga, Vorsitzender des Vereins für Pfahlbau und Heimatkunde.

«In Unteruhldingen wird alles dafür getan, der Öffentlichkeit die neuesten Erkenntnisse der Archäologie zugänglich zu machen. Die Macher scheuen sich auch nicht davor, ihr Museumskonzept regelmäßig zu hinterfragen und anzupassen», betonte Jan Merk, Präsident des Museumsverbandes Baden-Württemberg.

In ihrer Laudatio stellte Jurorin Martina Meyr, Vizepräsidentin des Museumsverbandes Baden-Württemberg, heraus: «Das Pfahlbaumuseum ist in einzigartiger Weise in der Bevölkerung verankert. Es ist seit seiner Gründung 1922 vereinsgetragen und finanziert sich ausschließlich durch Einnahmen und Mitgliedsbeiträge.» Meyr beleuchtete auch den kritischen Umgang des Museums mit seiner Geschichte, insbesondere der NS-Zeit: «Dies weder zu verdrängen oder gar zu verschweigen ist auch heute noch nicht für alle Kollegen selbstverständlich. In Unteruhldingen wird offen über die völkische Ausrichtung der Museumsinhalte damals gesprochen – und gehandelt.» Auch in Sachen Museumspädagogik sei das Pfahlbaumuseum stets einer der Pioniere im Land. Der bekannte Fernseh-Kultur-Journalist Markus Brock – ebenfalls Mitglied der Wettbewerbsjury – moderierte die Verleihung. Neben dem Pfahlbaumuseum erhielt das Jüdische Museum Gailingen einen Extra-Preis in Höhe von 5000 Euro. Dieser Preis soll das Engagement kleinerer Museen würdigen, die in ausgewählten Bereichen Außergewöhnliches leisten. In seiner Laudatio betonte Museumsverbands-Präsident Jan Merk: «Mit Kenntnisreichtum und Fingerspitzengefühl widmet sich das Museum ehrenamtlich dem wenig bekannten jüdischen Landleben in Baden. Zu jeder Zeit und gerade auch gegenwärtig ist die Beschäftigung mit unserer jüdischen Geschichte wichtig und wertvoll.»

Der Lotto-Museumspreis wird seit 2015 jährlich in Kooperation mit dem Museumsverband Baden-Württemberg vergeben. Als Wettbewerb für die nicht-staatlichen Museen im Land zeichnet er herausragende Arbeit von Museen in kommunaler oder privater Trägerschaft aus. Damit richtet er den Fokus auf das, was abseits der großen Ausstellungen tagtäglich in den Regionen geleistet wird.

Stuttgart kauft Weißenhofsiedlung

(StN) Es ist besiegelt: Die Weißenhofsiedlung ist nun offiziell in Stuttgarter Hand. Die Stadt hat am 31. Januar 2019 den Kauf des historischen Kulturdenkmals bestätigt. Bisher war es im Besitz des Bundes. Die 1927 erbaute Werkbund-Ausstellung zählt zu den Berühmtheiten der architektonischen Moderne. Unter anderem finden sich dort verschiedene Bauten des Architekten Le Corbusier. Zwei der Gebäude sind seit dem Jahr 2016 Unesco-Weltkulturerbe.

Schon im Oktober hatte der Aufsichtsrat des städtischen Wohnungsunternehmens SWSG dem Erwerb des Ensembles zugestimmt. Knapp 17 Millionen Euro wurden als Kosten veranschlagt. Die SPD-Bundestagsabgeordnete Ute Vogt spricht in einer Pressemitteilung von der besten Lösung. (Siehe «Schwäbische Heimat» 2017/01, S. 108.)

Streit um Zeppelin-Industriestiftung

(StN) Seit Jahren währt der Streit, noch vor der Sommerpause wird die Klage von Albrecht von Brandenstein-Zeppelin gegen das Land Baden-Württemberg nun am Verwaltungsgericht in Sigmaringen verhandelt. Der Urenkel des Luftschiffpioniers Ferdinand Graf von Zeppelin will die milliardenschwere Zeppelin-Stiftung, deren Erträge an die Stadt Friedrichshafen fließen, für nichtig erklären lassen. Die Auflösung der einstigen Stiftung im Jahr 1947 sei eine rechtswidrige Enteignung der Stifterfamilie durch den Staat gewesen, argumentiert der Kläger aus Mittelbiberach. Zudem verwende die Stadt Friedrichshafen die jährlichen Millionenerträge aus der Stiftung – zuletzt waren es knapp 200 Millionen Euro – zur Daseinsvorsorge und nicht, wie vom Stifter ursprünglich festgelegt, für Zwecke der Mildtätigkeit. Ein Sprecher des Verwaltungsgerichts sagte, eine erste mündliche Verhandlung sei «im zweiten Quartal» dieses Jahres zu erwarten. Allerdings wird dann noch nicht zur eigentlichen

Streitsache verhandelt. Zunächst geht es um die Frage, ob Albrecht von Brandenstein-Zeppelin überhaupt klageberechtigt ist. Die Stadt Friedrichshafen ebenso wie das Regierungspräsidium Tübingen widersprechen dem. Der Kläger hat jetzt eine 148 Seiten umfassende Begründung zu seiner Klagebefugnis eingereicht. Laut dem Gerichtssprecher sei in dem Streit zunächst ein «Zwischenurteil» denkbar, das in einer nächsthöheren Instanz angefochten werden könne. Damit ist ein jahrelanger Rechtsstreit vorgezeichnet. Brandenstein-Zeppelin wird von den Anwälten Stephan Schauhoff und Christian Kirchhain von der auf Stiftungsrecht spezialisierten Bonner Kanzlei Flick, Gocke, Schaumburg vertreten.

Die ursprüngliche Stiftung vor 1947 müsse restituiert werden, so der Kläger, weil die damalige Übereignung an die Stadt Friedrichshafen «ohne Liquidation, das heißt ohne Vertrag» vollzogen worden sei. «In dem Vertrag hätte eine Stiftungsorganisation für das Stiftungssondervermögen bei der Stadt eingerichtet und mit einem unabhängigen Vorstand ausgestattet werden müssen.» Die Stiftung, der die Zeppelin-Industrie mit dem Autozulieferer ZF AG gehört, wird seit der Nachkriegszeit vom Friedrichshafener Gemeinderat kontrolliert. Während die Streitsache zwischen dem Urenkel und dem Land Baden-Württemberg bald vor Gericht kommt, sind weitere Klagen gegen die Stadt Friedrichshafen bei einer anderen Gerichtskammer in Sigmaringen noch anhängig. Brandenstein-Zeppelin verlangt Einsicht in die Haushaltsakten der Stadt seit 1947, weil er darin Hinweise auf rechtswidrige Absprachen in Bezug auf die Zeppelin-Stiftung vermutet. Es handle sich um «zwölf laufende Meter Akten», bestätigte er.

Die Schweiz errichtet Asylzentrum in Grenznähe

(StN) Der Konstanzer Landrat Hämmerle appelliert an den Bund, die Kontrollen an der Grenze zu verschärfen. Er befürchtet ein Untertauchen von Schweizer Flüchtlingen in Deutschland. Der Landkreis befürchtet durch ein Anfang März eröffnetes Bundesasylzentrum im schweizerischen Kreuzlingen, das direkt an Konstanz grenzt, den massiven illegalen Grenzübertritt von abgelehnten Asylbewerbern. In dem Heim sind 310 Flüchtlinge untergebracht, denen allen eine Ausweisung aus der Schweiz bevorsteht. Der Landrat nimmt in einer Stellungnahme kein Blatt vor den Mund. Er fragt, warum das Asylzentrum 300 Meter entfernt von der deutschen Grenze angelegt worden sei und nicht an einem Flughafen: «Nach den Erfahrungen aus dem Schweizer Ausreisezentrum Embrach ist zu erwarten, dass 60 Prozent der Ausreisepflichtigen verschwinden werden. Wohin? Ist das gewollt?» Er gehe davon aus, so Hämmerle, «dass sich der Großteil der Bewohner des Kreuzlinger Ausreisezentrums der Abschiebung aus der Schweiz entziehen wird, indem sie die fußläufig zu erreichende Grenze nach Deutschland nutzen». Hämmerle glaubt nicht, dass die Flüchtlinge sich in Konstanz niederlassen werden, sondern dass sie in deutsche Ballungszentren «untertauchen» werden. Als «Illegale» aber könnten sie weder arbeiten noch staatliche Unterstützung beziehen, sie würden auf andere Erwerbsquellen angewiesen sein und so zum Sicherheitsproblem werden.

Der Landrat fordert: «Ich erwarte, dass die Bundespolizei die Kontrollen intensiviert.» Auch müsse angesichts der neuen Lage die Bundespolizei an der Grenze zur Schweiz «personell und materiell gestärkt» werden. «Von der Politik erwarte ich, dass die Bundespolizei vorübergehende Grenzkontrollen an diesem Grenzabschnitt durchführen darf.» Nur dann könnten die Beamten auch Zurückweisungen vornehmen. Hämmerles Vorwürfe werden von der Schweizer Seite nicht entkräftet, aber relativiert. Dem Schweizer Rundfunk sagte Daniel Bach, ein Sprecher des Staatssekretariats für Migration in Bern, dass die Erfahrungen aus Embrach gezeigt hätten, dass im Schnitt nur rund ein Drittel der Asylsuchenden abtauchte: «Diese Personen reisen aber nicht primär nach Deutschland, sondern auch in andere europäische Länder oder Schweizer Großstädte.» Tatsache ist, dass das Bundesasylzentrum ohne Verfahren, wie die Unterkunft in Kreuzlingen im Fachjargon heißt, keine geschlossene Einrichtung ist. Die Bewohner können sie tagsüber sowie am Wochenende verlassen. Im baden-württembergischen Innenministerium wird die Ansicht Hämmerles nicht geteilt: «Derzeit sind wir hinsichtlich des Ankunftszentrums in Kreuzlingen nicht alarmiert», teilte das Ministerium mit.

Figurative Kunst aus 500 Jahren. Links: Segnendes Christuskind aus der Werkstatt von Ivo Strigel, Memmingen, um 1490; rechts: Gottfried Graf, Baldur, Öl auf Leinwand, 1917

«Bella Figura» in Baden-Württemberg

An vier wechselnden Ausstellungsorten in Baden-Württemberg präsentiert die EnBW in diesem Jahr in Kooperation mit dem Zweckverband Oberschwäbische Elektrizitätswerke (OEW) die Ausstellung «Bella Figura» zur figurativen Kunst aus Südwestdeutschland – beginnend an ihren Standorten in der Durlacher Allee 93 in Karlsruhe (bis 23. Mai 2019) und in Schelmenwasenstraße 15 in Stuttgart-Fasanenhof (27. Mai bis 17. Juli), werktags und bei freiem Eintritt. Die Kunstsammlung der OEW ist in den letzten Jahrzehnten mit großem Sachverstand zusammengetragen worden. Aus der Fülle von 700 Einzelwerken und Werkgruppen zeigt die Ausstellung eine kleine Auswahl zum Thema der Figuration. Das älteste Werk ist ein Christuskind aus der Werkstatt des Memmingers Ivo Strigel, entstanden um 1490, während die jüngsten Arbeiten – von Stephan Balkenhol und Eckart Hahn – in unser Jahrzehnt reichen. Besonderes Augenmerk der Ausstellung richtet sich auf Vertreter der Klassischen Moderne und der «Neuen Figuration», die in Stuttgart und Karlsruhe wirkten, darunter Werke von Adolf Hölzel und Ida Kerkovius aus der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs. Für die künstlerische Avantgarde der folgenden Jahrzehnte stehen Willi Baumeister, Gottfried Graf, Max Ackermann und Oskar Schlemmer. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand die «Neue Figuration» an der Karlsruher Kunstakademie. Wichtiger Wegbereiter war HAP Grieshaber. Es folgten Heinz Schanz, Walter Stöhrer, Horst Antes und Dieter Krieg mit unterschiedlichen Facetten der neuen Kunstrichtung ab den späten 1950er-Jahren. Mit diesen Werken gewann die Malerei eine gestisch-expressiv aufgeladene Kraft, welche die frühere figürliche Kunst hinter sich ließ. Ein großartiger Einblick in die Vielfalt und das hohe künstlerische Niveau südwestdeutscher Kultur und Kunstgeschichte! Die Ausstellung wird danach vom 10. August bis 27. Oktober im Schloss Achberg und vom 10. November bis 16. Februar 2020 im Dominikanermuseum Rottweil zu sehen sein.

Archäologen entdecken 3000 Jahre altes Grab

(lsw) Archäologen haben im Stadtkern von Bad Saulgau (Kreis Sigmaringen) ein rund 3000 Jahre altes Grab gefunden. Nach Angaben des Regierungspräsidiums Stuttgart handelt es sich um ein Brandgrab, das der sogenannten Urnenfelderkultur zuzuordnen ist. In dieser Zeit sei es üblich gewesen, die Toten mit Schmuck und anderen Beigaben zu verbrennen und die Überreste in Keramikgefäßen zu bestatten. «Die Funde sind wissenschaftlich und historisch sehr bedeutend für Bad Saulgau. Es handelt sich um den ältesten Siedlungsnachweis im Bereich der Altstadt», sagte Regierungspräsident Wolfgang Reimer. Zur «Urnenfelderkultur» zählen laut dem Regierungspräsidium beispielsweise auch die Gräber auf der Heuneburg (Kreis Sigmaringen) oder der Wasserburg bei Bad Buchau (Kreis Biberach). Solche Funde seien aber seltener als jene von Körperbestattungen, weil sie bei Bauarbeiten leichter übersehen würden, teilte eine Sprecherin mit.

Konservierte Partituren

(WoBla) Mittlerweile kehrten rund 20.000 Stücke unikalen Aufführungsmaterials des Stuttgarter Hoftheaters aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert nach ihrer konservatorischen Behandlung in die Württembergische Landesbibliothek heim. Es handelt sich um Partituren und Einzelstimmen zu Opern, Schauspielmusiken und Instrumentalwerken. Diese wurden zuvor in zwei externen Werkstätten bestandserhaltend bearbeitet, gereinigt und zum Schutz in säurefreie, stabile Kassetten verpackt. Das umfangreiche Projekt der Württembergischen Landesbibliothek zur Erhaltung des schriftlichen Kulturguts in einem Gesamtwert von 40.961 Euro wurde zur Hälfte durch die Staatsministerin für Kultur und Medien, Monika Grütters, bzw. mit Fördermitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), sowie durch das Land Baden-Württemberg im Rahmen des Landesrestaurierungsprogamms mitfinanziert.

Die Sondermittel der BKM wurden bei der Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts (KEK) beantragt. 2018 standen bundesweit 2,5 Millionen Euro zur Verfügung. Davon erhielten in Baden-

Württemberg fünf Archive und Bibliotheken Zuwendungen von insgesamt 110.481,00 Euro. Quellen zu Repertoire und Aufführungspraxis im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert an deutschen Theatern sind ein seltenes und kostbares nationales Gut, da ein Großteil der Theaterarchive im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Ein bedeutender Bestand an Aufführungsmaterialien des 18. und 19. Jahrhunderts umfasst Handschriften, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom Stuttgarter Hoftheater an die Württembergische Landesbibliothek abgegeben wurden: Partituren zu Opern, Schauspielmusiken und Instrumentalwerken, die in den Abonnementskonzerten zur Aufführung kamen, teilweise auch Stimmenmaterial, Textbücher und Rollenhefte, Regie-, Souffleur- und Inspizientenbücher. Von 1990 bis 2005 ergab sich ein erheblicher Zuwachs an Stimmenmaterialien aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, die aus der Rücklage der Staatsoper Stuttgart an die Landesbibliothek abgegeben wurden.

Aufarbeitung der NS-Zeit nicht abgeschlossen

(StN) In der Erforschung der Geschichte des Nationalsozialismus nimmt Stuttgart einen respektablen vorderen Platz hinter München, Frankfurt und Köln ein. Dies ergibt das Gutachten, das der Historiker Frank Engehausen von der Universität Heidelberg erstellt und im Stadtarchiv vorgestellt hat. Dessen Leiter Roland Müller hatte Engehausen damit betraut und damit den Auftrag des Gemeinderates erfüllt, eine weitere Erforschung der NS-Geschichte Stuttgarts im Zusammenhang mit der Stadtverwaltung darzustellen.

Engehausen hebt das frühe Bemühen hervor, das Phänomen Nationalsozialismus zu erfassen. Die vom Kulturamt erarbeiteten Ausstellungen «Stuttgart im Dritten Reich» in den achtziger Jahren hätten entscheidende Anstöße gegeben, nicht zuletzt auch die Dissertation über «Stuttgart zur Zeit des Nationalsozialismus» des heutigen Archivleiters Roland Müller von 1988 mit Fokus auf die Kommunalverwaltungsgeschichte. Die Stadt hatte sie mit einem Stipendium ermöglicht, OB Manfred Rommel mit einem Geleitwort begleitet: «Das spiegelt die damalige Geschichtspolitik der Stadt wider», stellt der Gutachter fest. Am Anfang habe die Erforschung der Judenverfolgung mit ersten Initiativen der Erinnerungskultur gestanden, bis heute ein Themenschwerpunkt. Publikationen widmen sich fortan allen Aspekten des politischen Widerstands, den Schrecken des Krieges bis hin zur Täterforschung, für die das gerade eröffnete Hotel Silber als ehemaliger Sitz der Gestapo einen Meilenstein setzt.

Aber Engehausen nennt auch eine Reihe an Themenfeldern, die bisher nur unzureichend beackert worden seien: als Erstes die NS-Gesundheitspolitik, die über die Euthanasieopfer hinaus auf beteiligte Instanzen wie das Gesundheitsamt erweitert werden sollte, zweitens die Zwangsarbeiter. Zwar sei der erzwungene Arbeitseinsatz für große Unternehmen wie Bosch und Daimler untersucht, kleinere Betriebe aber fehlten ebenso wie die Stadt als Arbeitgeber. Als Drittes nennt Engehausen die Arisierung jüdischen Vermögens und als Viertes die Raum- und Stadtplanung im Dritten Reich, die bereits die Grundlagen für die heutige autogerechte Stadt geschaffen hat und nach 1945 übernommen wurde. «Die NS-Forschung muss über das Jahr 1945 hinausgehen», mahnt Engehausen generell an, auch beim Thema Kommunalverwaltung und Kontinuität des Personals – sicher einer der Gründe für einen weiteren Aspekt, die fortgesetzte Diskriminierung von Opfergruppen wie Sinti, Roma, sogenannten «Asozialen» und «Berufsverbrechern» , die meist vergeblich um Entschädigung kämpften. Bleibt zuletzt die Justiz, deren Verstrickung sich gerade eine Ausstellung im Stuttgarter Landgericht widmet, die aber, so Engehausen, dringend Thema einer Studie sein sollte. Die «erfreuliche Breite an bürgerschaftlichen Initiativen» (Müller) diskutiert rege und meldet weitere Defizite an. Zum Thema Arisierung jüdischen Vermögens ist eine Dissertation in Arbeit, ausgestattet mit einem Stipendium der Stadt.

Landesgeschichte in Weinstadt:
Museum zur Stammburg
der Württemberger und
zum Bauernaufstand 1514.

Landesgeschichte
hautnah erleben im
Württemberg-Haus Beutelsbach.

Weinstadt Museen

Württemberg-Haus
Beutelsbach

Museum Wiege Württembergs
Museum Bauernkrieg

Telefon 07151 9854798
Stiftstraße 11, 71384 Weinstadt
www.wuerttemberghaus-weinstadt.de

Charles de Gaulle im Schlosshof Ludwigsburg, 9. September 1962.

Frankreich und der deutsche Südwesten

Mit ihren jährlich wechselnden Schwerpunktthemen rücken die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg mit immer neuen Ansätzen spezielle Aspekte der Kultur- und Landesgeschichte ins Zentrum ihrer Tätigkeit und Veranstaltungen. In diesem Jahr geht es um die geschichtsprägende Nachbarschaft der Menschen rechts und links des oberen Rheins. Im Mittelalter etwa durchdrang die Klosterreform der Zisterzienser aus dem burgundischen Cîteaux auch den deutschen Südwesten; die eindrucksvollen Klosterbauten in Maulbronn, Salem, Bebenhausen, Schöntal und Heiligkreuztal zeugen bis heute davon. Auch die prächtigen Schlösser und barocken Gärten im Südwesten sind undenkbar ohne das französische Vorbild des alles überstrahlenden «Sonnenkönigs» Ludwig XIV., der mit seiner Hofhaltung in Versailles ganz Europa veränderte. Kriege und Konflikte prägten ab dem 17. Jahrhundert das Verhältnis und trübten es nachhaltig, bis 1962 schließlich Charles de Gaulle mit seiner frei und in glänzendem Deutsch gehaltenen Rede an die deutsche Jugend im Hof von Schloss Ludwigsburg symbolisch das Fundament für die heutige Freundschaft legte.

Von den hehren Höhen der regen kulturellen Befruchtung bis zu den grenzüberschreitenden Ehen und bis zum guten Essen erstreckt sich die Themenpalette. In 14 Monumenten wird das Wechselspiel der historischen Beziehung erfahr- und erlebbar – unter anderem mit Festen und Märkten, Konzerten und Vorträgen, Führungen und Workshops in den Schlössern, Gärten, Burgen und Klöstern des Landes. Mehr zur neuen Themenwelt unter www.ziemlich-gute-freunde.de; darunter auch ein wöchentliches «Kalenderblatt», das jeweils ein Datum der deutsch-französischen Geschichte aufgreift und eine kurze Geschichte erzählt.

Bioland liefert Milch nun auch an Discounter

(StN) Es ist noch nicht lange her, da hat Bioland-Bauer Ralf Bund (52) aus Wertheim im Main-Tauber-Kreis das erste Mal einen Lidl betreten. Staunend sei er durch den Markt gegangen, es sei ihm vorgekommen, als sei er im falschen Film: «Lidl, das war doch immer unser Feindbild – und jetzt verkaufe ich meine Milch an diesen Discounter», sagt er und posiert während eines Hofrundgangs mit Jan Bock, dem Lidl-Einkaufschef, für ein Foto im Kuhstall.

Was für eine äußerst seltsame Ehe: Die Premium-Ökomarke Bioland und der Billigheimer. Kann das gut gehen? Bio boomt, und an diesem Erfolg wollen alle Ketten teilhaben. Auch Demeter und Naturland haben die große Feindbild-Hürde deshalb übersprungen und schlössen Verträge mit Kaufland, Real und Rewe. Lidl hat eher Nachholbedarf, das Bio-Sortiment war bisher klein, jetzt sind 50 Bioland-Artikel, vorwiegend Milchprodukte, ins Sortiment gekommen. Es soll nach und nach erweitert werden, zunächst um Kartoffeln und Gemüse, vielleicht auch um Wein. Nur beim Biofleisch wird der Kunde – anders als bei Aldi – noch warten müssen. «Der Bio-Preis etwa beim Geflügel ist dreimal höher als normal – da wäre die Nachfrage noch gering», sagt Bock.

Noch vor wenigen Jahren hatte Bioland alle Anfragen von Discountern abgeblockt. Was hat sich seither geändert? « Lidl war sehr hartnäckig und hat immer und immer wieder bei uns nachgehakt», sagt Bioland-Präsident Jan Plagge. Irgendwann habe man das Anliegen in die Gremien getragen – Bioland hat ein richtiges Parlament – und dort zwei Jahre lang diskutiert. Auch Landwirt Bund hat sich erst dort überzeugen lassen.

Am Ende waren es zwei Argumente, die dafür sorgten, dass der Daumen hoch ging. Erstens habe Lidl alle Bedingungen akzeptiert, die Bioland gestellt habe. Dazu gehört, dass sich der Discounter in Streitfällen dem Bioland-Schiedsgericht unterwirft: «Das ist wirklich sehr ungewöhnlich», sagt der Präsident. Zweitens habe man die riesige Chance gesehen, Bio in breite Gesellschaftsschichten zu tragen: 25 Millionen Kunden hat Lidl in den 3200 Filialen in Deutschland. Pro Woche, wohlgemerkt. Die Kunden hätten das Angebot gut angenommen, betont Jan Bock. Das Ziel sei es, im nächsten Jahr zehn Prozent Umsatz mit Bioprodukten zu machen. Den Absatz über Naturkostläden und Märkte will Bioland weiter pflegen. Gerade dort aber sind viele sauer: Bioland verrate seine Ideale, heißt es bei vielen Händlern und beschädige zugleich jene, die jahrzehntelang den Öko-Karren gezogen hätten. Viele haben Angst vor Umsatzverlusten. Der Landwirt Ralf Bund kann das verstehen, auch er selbst hat noch Bauchweh: «Aber derzeit gibt es eine gegenseitige Wertschätzung von Bauer, Molkerei Zott und Discounter – ich hoffe, das bleibt so», sagt er.

Bei Martin Kochendörfer löst die Lidl-Liaison eine zwiespältige Reaktion aus. Kochendörfer (49) ist ebenfalls Bioland-Bauer, rund 80 Kilometer südlich von Ralf Bunds Hof, in Braunsbach in Hohenlohe – und er liefert keinen Tropfen seiner knapp 50 Milchkühe an Lidl. Dennoch sieht der Landwirt die Sache differenziert. Einerseits handle Bioland richtig, in den ganz großen Markt reinzugehen. Andererseits sorgt die Partnerschaft bei ihm und seiner Frau für Unbehagen: «Wir hätten es nicht gemacht.»

Die zwei mussten gar nicht darüber nachdenken, ob sie wollen oder nicht. Denn sie liefern die Milch an die Dorfkäserei Geifertshofen. Dort wird aus jährlich zwei Millionen

Litern Käse hergestellt. Die Käserei hat strenge Qualitätsstandards und fordert weit mehr als nur Bio von den Landwirten. Die Kühe dürfen kein Futter aus Silos, sondern nur frisches Gras oder Heu bekommen. Sie sollen ihre Hörner behalten und sie müssen auf die Weide können. Kochendörfer lässt zudem die Kälber länger bei der Mutter. Für diesen Aufwand wird Kochendörfer auch besser bezahlt. Er erhält inklusive Dürre-, Hörner- und Weidebonus 35 Prozent mehr pro Liter Milch als ein normaler Bioland-Milchbauer, derzeit sind das gut 64 Cent. Für ihn ein Punkt, weshalb er lieber mit der Käserei als mit Lidl arbeitet.

Bürgermeister in Sorge vor neuen Raketen

(lsw) Rund drei Jahrzehnte nach dem Abzug der amerikanischen Mittelstreckenraketen aus dem Ostalbkreis haben Bürgermeister und Friedensaktivisten der Region vor einer neuen Runde des nuklearen Wettrüstens gewarnt. «Wir sind in größter Sorge, dass dieses Spiel nun von vorn beginnt», sagte Landrat Klaus Pavel (CDU) unter Hinweis auf die Kündigung des INF-Vertrages über den Abbau und die Vernichtung von Mittelstreckenraketen durch die USA und Russland.

Von den 42 Kommunen der Ostalb müsse ein Signal in die Welt gehen, sagte Pavel: «Wir wollen keine neuen Atomwaffen in Europa.» Gemeinsam mit Stadtoberhäuptern der Region, die sich in der internationalen Bewegung Mayors for Peace (Bürgermeister für Frieden) engagieren, startete Pavel eine Postkartenaktion. «Wir hoffen, dass Tausende Menschen solche Postkarten an die Botschafter der USA und Russlands in Berlin schicken, die Aufschrift: ‚No, Nein, Njet – Abrüstung schafft Sicherheit – INF-Vertrag erhalten!'» Nach der Unterzeichnung des INF-Vertrages 1987 durch den damaligen US-Präsidenten Ronald Reagan und den damaligen sowjetischen Staatschef Michail Gorbatschow waren die Waffensysteme zurückgezogen worden – darunter ab 1990 die Pershing II aus Mutlangen.

Millionenschaden durch Borkenkäfer droht

(lsw) Die Gefahr durch Borkenkäfer steigt nach der extremen Dürre im Sommer des vergangenen Jahres rasant an und verschärft durch Sturm- und Schneeschäden in diesem Jahr die Situation in den heimischen Wäldern. Nach einer Prognose des Landes könnten die Tiere 2019 einen Schaden von rund 100 Millionen Euro bei Waldbesitzern in Baden-Württemberg anrichten. Forstminister Peter Hauk (CDU) sprach am 20. März 2019 in Stuttgart von einer drohenden Käferkatastrophe.

Aktuell hätten die Borkenkäfer die Wälder Mitteleuropas fest im Griff. So sei etwa die fünffache Menge an Holz mit den Schädlingen befallen wie zum gleichen Zeitpunkt im Vorjahr – 185.000 Kubikmeter gegenüber 37.000 sind betroffen. Die für die Bäume gefährlichsten Arten sind Buchdrucker und Kupferstecher, die vor allem Fichten befallen.

Es zeichne sich ab, so der Minister, dass sich die schwierige Situation weiter verschärfe. Allein Sturmtief Eberhard sorgte Anfang März für etliche entwurzelte oder umgeknickte Bäume – schätzungsweise 500.000 Kubikmeter Sturmholz fielen an. Diese Situation ist ideal für die Brut von Borkenkäfern.

Reutlingen will immer noch Landkreis verlassen

(lsw) Die Stadt Reutlingen hat Verfassungsbeschwerde eingereicht, weil der Landtag ihren Antrag auf Gründung eines Stadtkreises abgelehnt hat. Nach Angaben eines Sprechers des Stuttgarter Verfassungsgerichtshofs vom 30. Januar 2019 ging die Beschwerde am Vortag ein. Im Dezember hatten die grün-schwarze Regierungskoalition und die FDP im Landtag dem Wunsch der 116.000-Einwohner-Stadt Reutlingen, den gleichnamigen Landkreis zu verlassen, eine Absage erteilt. Auch nach der Wahl des neuen Stadtoberhaupts hält Reutlingen an seinem Vorhaben fest, die gleichen Rechte und Möglichkeiten zu haben wie die anderen Großstädte im Land. Die Stadt wird von den neun Stadtkreisen im Land unterstützt, zu einem eigenen Stadtkreis zu werden. «Wir wissen aus Erfahrung, dass Großstädte eine andere Verwaltungsstruktur haben müssen als kleinere Städte und Gemeinden, um ihre vielfältigen Aufgaben angemessen erfüllen zu können», heißt es in einer Erklärung der Oberbürgermeister von Baden-Baden, Freiburg, Heidelberg, Heilbronn, Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim, Stuttgart und Ulm vom 17. Oktober 2018.

Laupheim um 1870. Lithografie von Eberhard Emminger, 1872.

150 Jahre Laupheim – eine junge Stadt in Bildern

«Genehmigt Karl» – schwäbisch sparsam mit zwei Worten geruhte König Karl 1869 die Erhebung Laupheims zur Stadt zu unterzeichnen. Laupheim befand sich damals auf Wachstumskurs – mit über 4.000 Einwohnern und der größten jüdischen Gemeinde Württembergs, die fast ein Viertel der Bevölkerung stellte. Eine Ausstellung in Schloss Großlaupheim zum Jubiläum der Stadterhebung zeigt, wie sich das Wirken der Gründergeneration im damaligen Stadtbild niedergeschlagen hat. Fotos, Bilder und Dokumente veranschaulichen, dass sich Laupheim in Folge der Stadterhebung enorm entwickelte und seinen Status als Sitz des Oberamts deutlich ausbaute. 1877 wurde die Synagoge erneuert, die Protestanten hatten erst wenige Jahre zuvor ein Gotteshaus errichtet, und die katholische Stadtpfarrkirche erhielt 1903 ihr neobarockes Äußeres. Überregional agierende Holzwerkzeugfirmen prägten das Stadtbild ebenso wie der Steiner'sche Hopfenhandel und die Haarfabrik Bergmann. In der Kapellenstraße ließ sich das jüdische Bürgertum nieder, neue Schulgebäude, ein Bezirkskrankenhaus und Parkanlagen erfüllten den Rechtsakt der Stadterhebung mit Leben. Mit dem Ersten Weltkrieg endete diese Epoche, in der die Zahl der Einwohner nochmals um gut 1.500 angewachsen war.

Oberster NS-Verfolger wurde befördert

(lsw) Die Zentrale Stelle in Ludwigsburg verliert ihren Leiter: Jens Rommel wechselt an den Bundesgerichtshof (BGH) nach Karlsruhe. Als einer von 18 Juristen wurde er am 14. März 2019 zum Bundesrichter gewählt, wie das baden-württembergische Justizministerium mitteilte. Mit ihm aus der Region geht Bernd Odörfer an den BGH. Er ist momentan Direktor des Amtsgerichts Bad Cannstatt. Rommel, der Oberstaatsanwalt ist, kam 2015 zur Zentralen Stelle, wo nationalsozialistische Verbrechen aufgeklärt werden sollen. «Jens Rommel hat in allen seinen vielfältigen Stationen hervorragende Arbeit geleistet und die Zentrale Stelle in Ludwigsburg erfolgreich geführt», sagte Justizminister Guido Wolf (CDU). Wer Rommels Nachfolger in Ludwigsburg wird, ist noch unklar.

Otto Hirsch-Auszeichnung für Michael Kashi

(WoBla) Die Stadt Stuttgart, die Israelitische Religionsgemeinschaft Württemberg (IRGW) und die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart verliehen die Otto-Hirsch-Auszeichnung 2019 am Montag, 25. Februar, im Stuttgarter Rathaus an Michael Kashi. Damit ist die Anerkennung der beeindruckenden Lebensleistung von Michael Kashi verbunden und sein Einsatz für die interreligiöse Zusammenarbeit vor allem zwischen Christen und Juden. Gemeinsam mit Bürgermeister Dr. Martin Schairer initiierte Michael Kashi 2018 eine Spendensammlung zugunsten einer neuen Torarolle für die Stuttgarter Gemeinde.

Phosphor im Klärschlamm wird zur Ressource

(StN) Die Menge macht das Gift. Das gilt auch für den Phosphor, einen der weltweit wichtigsten Rohstoffe: Menschen, Tiere und Pflanzen könnten ohne Phosphor nicht leben und nicht gedeihen – zu viel davon aber sorgt zum Beispiel für gewaltige Algenplagen in Seen. Schon heute filtern deshalb die Kläranlagen den Großteil des Phosphors aus dem Abwasser heraus, damit ökologische Schäden möglichst klein bleiben. Der Klärschlamm, der übrig bleibt, wird derzeit meist verbrannt. Nun aber wollen gleich drei Kommunen in Baden-Württemberg den wertvollen Phosphor zurückgewinnen.

In diesem Spätsommer soll hierfür die erste Anlage in Göppingen in Betrieb gehen, nächstes Jahr folgen einige Gemeinden im Wiesental bei Lörrach, und Ende 2020 startet Mannheim mit der mit Abstand größten Anlage im Südwesten. Die EU und das Land schreiben Richtlinien für das Recycling von Phosphor vor. Der Grund: Das chemische Element wird der Welt irgendwann ausgehen. Der Industrieverband Agrar ist zwar der Ansicht, dass der Rohstoff noch Hunderte von Jahren zur Verfügung stehe. Er wird vor allem in Marokko, China und den USA abgebaut.

Tatsächlich kann die technische Rückgewinnung von Phosphor aus Abwasser, Klärschlamm oder Klärschlammasche laut einer neuen Studie des Bundesumweltamtes ökologisch und wirtschaftlich sinnvoll sein. Das Verfahren steckt noch in den Kinderschuhen, es werden unterschiedliche Verfahren getestet. Baden-Württemberg hat seit 2011 erste Erfahrungen bei Offenburg gesammelt, übrigens mithilfe der Universität Stuttgart, weshalb man für Offenburg vom

«Stuttgarter Verfahren» spricht. Mittlerweile sei der Versuch beendet, sagt Ralph-Edgar Mohn, der Geschäftsführer des Abwasserzweckverbands Raum Offenburg. Gewonnen wurden zwei zentrale Erkenntnisse: Der entstandene Dünger sei sehr gut geworden, aber kostendeckend war es nicht. «Auch wenn man das in großem Stil machen würde, bliebe man in der Verlustzone, zumindest unter den derzeitigen politischen Vorgaben», so Mohn. In Leutkirch ist derzeit eine mobile Pilotanlage der EnBW-Tochter MSE aus der Nähe von Karlsruhe im Einsatz. Die Auswertung liege zum Jahresende vor.

Göppingen, Steinen bei Lörrach und Mannheim wollen dennoch schon jetzt groß einsteigen und den gesamten anfallenden Klärschlamm verwerten. In Göppingen arbeitet man mit einer Kombination aus dem «Stuttgarter Verfahren» und anderen Methoden: «Wir erwarten mindestens eine schwarze Null, eher mehr», sagt Jochen Gugel, der Betriebsleiter im Klärwerk Göppingen. Denn man müsse auch berücksichtigen, dass mehr Klärgas entstehe und weniger Entsorgungskosten anfielen.

Ungefähr 10.000 Tonnen entwässerter Klärschlamm sollen pro Jahr verarbeitet werden; er stammt von rund 100.000 Einwohnern. Die Investitionskosten liegen bei drei Millionen Euro. Im Wiesental rechnet man mit 3400 Tonnen entwässerten Klärschlamms, der von zwei Städten und fünf Gemeinden mit 46.000 Einwohnern stammt. Eigentlich müsste man dort nicht in die Rückgewinnung gehen. «Aber wir wollen vorne mitspielen», sagt Steinens Bürgermeister Gunther Braun.

Biosphären-Ranger haben ihren Dienst angetreten

(lsw) Die Schwäbische Alb lockt immer mehr Touristen. Doch nicht alle wissen sich zu benehmen. Im Biosphärengebiet achten nun zwei Ranger darauf, dass Wanderer die Naturschutzregeln einhalten. Steffen Schretzmann und Daniel Schlemonat arbeiten seit Oktober in dem Schutzgebiet. Es umfasst 85.000 Hektar, Anteile aus drei Landkreisen, 29 Gemeinden, Wälder und Streuobstwiesen, Höhlen und Albtrauf.

Ruhig geht es dort nicht immer zu. 2017 stieg die Zahl der Ankünfte von Touristen auf der gesamten Alb auf 2,5 Millionen, ein Zuwachs von mehr als sieben Prozent. Der Bad Uracher Wasserfall beispielsweise wirkt im Sommer magnetisch auf Besuchermassen. Batterien von Toilettenhäuschen wurden auf den Parkplatz gekarrt, Bauern klagten, weil ihnen Leute die Äpfel von den Streuobstwiesen klauten. An solchen Hotspots werden die Ranger an den Schönwetterwochenenden künftig präsent sein – und Besucher aufklären, warum ein Picknick mitten in der Orchideenwiese oder eine Mountainbiketour abseits ausgewiesener Wege schlechte Ideen sind. «Aber nicht mit erhobenem Zeigefinger, die beiden sind keine Sheriffs», sagt Geschäftsstellenleiter Achim Nagel. Außerdem sollen sie Auskunft geben – über den Namen eines bestimmten Felsens oder darüber, wo eine schmackhafte Einkehr zu erwarten ist.

2018 war das wärmste Jahr

(lsw) Zu warm und zu trocken – Umweltminister Franz Untersteller (Grüne) hat Bilanz für das Wetter im 2018 gezogen. Der Bericht der Landesanstalt für Umwelt zeige auf eindrückliche Weise, wie rasch der Klimawandel auch in Baden-Württemberg voranschreite, sagte er. Das Jahr 2018 war demnach das wärmste Jahr seit Beginn regelmäßiger Wetter-Aufzeichnungen im Jahr 1881 im Südwesten. «Besonders beängstigend ist, dass in Baden-Württemberg mittlerweile ein Temperaturrekord auf den anderen folgt», betonte Untersteller. 15 der 20 wärmsten Jahre seit Beginn der Wetteraufzeichnungen habe es in den letzten 20 Jahren gegeben. Seit 1881 stieg die mittlere Temperatur demzufolge um 1,4 Grad Celsius – dabei allein in den vergangenen 30 Jahren um 1 Grad. Außerdem war es den Angaben nach im vergangenen Jahr bis auf die Monate Januar und Dezember überdurchschnittlich trocken.

40 000 Jahre alte Kleinplastik: der Löwenmensch aus dem Hohe Fels.

40.000 Jahre Kunst, 14. Triennale Kleinplastik Fellbach

Internationale zeitgenössische Kunst im Dialog mit 40.000 Jahre alten Skulpturen aus der Region – eine Begegnung der ungewöhnlichen Art: Die diesjährige Triennale Kleinplastik Fellbach bringt die berühmten steinzeitlichen Mammut-Elfenbein-Figuren des Löwenmenschen und der Venus aus Höhlen der Schwäbischen Alb in einer Ausstellung mit aktueller Kunst zusammen und fragt, was gerade handgroße Kunstwerke seit jeher für den Menschen bedeutet haben – und vielleicht auch in Zukunft weiterhin bedeuten werden. Ureigenes Thema der Triennale: Sie rückt das kleine Format groß ins Licht. Im Fokus steht dabei heuer vor allem die Venus vom Hohle Fels, eine etwa sechs Zentimeter hohe Venus-Figurine, entdeckt im September 2008 bei Ausgrabungen bei Schelklingen (heute im Urgeschichtlichen Museum Blaubeuren). Mit ihrem Alter von 35.000 bis 40.000 Jahren zählt die ehrwürdige Dame zu den weltweit ältesten Darstellungen des menschlichen Körpers. An ihrer Seite steht in Fellbach die etwa gleichaltrige Kleinskulptur des Löwenmenschen vom Hohlenstein-Stadel im Lonetal (heute im Museum Ulm): Sie stellt einen Menschen mit dem Kopf und den Gliedmaßen eines Höhlenlöwen dar. Die Skulptur stammt aus der jüngeren altsteinzeitlichen Kultur des Aurignacien und gehört damit zu den ältesten Kunstwerken der Menschheit überhaupt. Die Ausstellung wagt damit erstmalig den Spagat zwischen zeitgenössischer Kunst und deren Ursprüngen vor rund 40.000 Jahren, um kunstvoll präsentiert zu ihrem gemeinsamen Kern vorzustoßen: dem Interesse und der Neugier des Menschen an begreifbaren Formen und «handhabbaren» Objekten, anhand derer sich die Welt verstehen, gestalten – und auch aushalten – lässt.
www.triennale.de

Stuttgarts Geld-Gedächtnis in alten Stadtrechnungen

Als Mitglieder der städtischen Oberschicht gestalteten die Bürgermeister ihre Erinnerungskultur gelegentlich sehr bewusst. Das in der neuen Ausstellung «Lindenspürs Gedächtnis – Geld, Macht und Erinnerung in Stuttgart von 1500 bis 1750» des Stadtarchivs Stuttgart gezeigte Bildnis des Bürgermeisters Wolff Friedrich Lindenspür (1581–1651) sorgte einst dafür, seine großzügigen Stiftungen für die Stadtgesellschaft für alle sichtbar festzuhalten. Zahlreiche weitere schriftliche und bildliche Zeugnisse wie prachtvolle Amtsporträts, Siegel mit eigens in Auftrag gegebenen Familienwappen oder die Familienchronik einer Stuttgarter Bürgermeisterdynastie belegen das breite Bedürfnis, das eigene Handeln als Amtsträger und Bürger Stuttgarts zum Ausdruck zu bringen und späteren Generationen zu überliefern. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen Stuttgarts Bürgermeister, die als Stadtkämmerer die Politik und die finanzielle Bewältigung des Alltags in der herzoglich-württembergischen Residenzstadt prägten. Ihre überlieferten Rechnungen geben Aufschluss über Bauprojekte, Feste und Kriegslasten, aber auch über laufende Ausgaben und vielfältige Einnahmequellen der Stadt. Nicht zuletzt bezeugen die Archivalien, wie detailliert das Leben in der Stadt geregelt sein musste, um einen reibungslosen Alltag zu ermöglichen. Als historische Dokumente sind die Bürgermeisterrechnungen ein seltener Glücksfall und ein kostbarer, noch kaum ausgewerteter Quellenschatz zur Geschichte Stuttgarts. Sie stehen daher im Mittelpunkt der Ausstellung und werden angereichert um Fundstücke aus ihren Beilagen, wie etwa ein «Kerbholz», das einem unbekannten Stuttgarter Handwerker half, bei der Stadt eine korrekte Rechnung einzureichen, sowie weiteren Zeugnissen der bürgermeisterlichen Amtsausübung wie Rappellbüchern, Quittungen und Partikularrechnungen.
Eintritt frei. Vernissage: Mittwoch, 15. Mai 2019, 18 Uhr.

Röhrenbunker im U-Boot-Stil für den Kalten Krieg

(red/PM) Der Verein Schutzbauten Stuttgart besitzt jetzt die komplette Inneneinrichtung eines Röhrenbunkers aus den Zeiten des Kalten Krieges. Sie ist in einem begehbaren Modell im Bunkermuseum Feuerbach im Maßstab 1:1 aufgebaut worden und kann besichtigt werden.

Erbaut wurden solche Bunker vom Unternehmen Stefan Nau in Dettenhausen/Tübingen. Die Firma war ursprünglich auf die Herstellung von Öltanks spezialisiert. In den Zeiten des Kalten Kriegs nutzte Stefan Nau dieses Know how zur Herstellung eines Röhrenbunkers für den Zivilschutz. Sozusagen auf der Basis eines Öltanks lieferte er an Privatleute seine Bunker, deren Anmutung an die innere Hülle eines U-Boots erinnerte.

Dieser Bunker wurde komplett ab Werk geliefert und wies eine Druckbelastung bis zu 9 bar (atü) aus. Auch das Platzangebot war im Vergleich zu Wettbewerbsprodukten reichlich. Dieser Bunker war aber auch der teuerste Röhrenbunker. Schwäbische Qualitätsarbeit hatte eben ihren Preis. Stefan Nau musste zur Abnahme seines Bunkers diesen mit einem Tieflader nach Bonn zum Bundeszivilschutzamt transportieren, damit

dieser geprüft und abgenommen werden konnte. Nach der Abnahme wurde dieser Bunker wieder nach Dettenhausen gebracht und Stefan Nau ließ sich diesen Bunker in den Hof seines neu erstellten Wohnhauses eingraben und mit einem Gang zu seinem Keller verbinden. Damit konnte er potenziellen Käufern vor Ort einen Bunker live demonstrieren. Der Bunker besitzt als Besonderheit ein Periskop (wie bei einem U-Boot), mit dem man die Umgebung beobachten konnte. Diese Art von Bunkern gab es nicht sehr häufig. Man benötigte ein entsprechend großes Grundstück. Leute die sich solch einen Bunker leisteten, waren die finanziell besser gestellten. Wer sich solch ein Bauwerk erstellen ließ, bewahrte im Kalten Krieg Stillschweigen. In den 70er Jahren war solch ein Schutzraum auch als letzte Zufluchtsstätte vor Terroristen (RAF) gedacht. Naus Bunker in Dettenhausen wurde im Rahmen einer Neubebauung des Grundstückes 2017 entfernt. Der Verein Schutzbauten Stuttgart konnte kurz vor der Zerstörung die Inneneinrichtung des Röhrenbunkers komplett bergen. Der Bunker ist als begehbares Modell im Bunkermuseum in Feuerbach im Maßstab 1:1 nachgebaut worden. Die Originaleinrichtung aus Dettenhausen wurde in das Modell integriert. Wie der Verein mitteilt, gibt es ein solches begehbares Modell in Deutschland nur bei ihm in Stuttgart.

In Tübingen wird neue Verlagsgründung gewagt

(epd) Der Verlag Klöpfer & Meyer werde «in allernächster Zeit als GmbH & Co. KG aufgelöst», teilte eine Sprecherin am 19. Februar 2019 mit. Gleichzeitig werde es auf Initiative der Tübinger Wissenschaftsverlegerfamilie Narr in diesem Frühjahr die Verlagsneugründung «Klöpfer, Narr GmbH» geben. Diese soll eine «neue literarische Verlagsheimat für Autorinnen und Autoren in Baden-Württemberg» werden. Der neue Verlag werde Titel aus der Belletristik und Essayistik des bisherigen Verlags Klöpfer & Meyer weiterführen und sich dem Sachbuchbereich öffnen. Der Verlag «Klöpfer, Narr» werde mit der Verlagsgruppe Narr Francke Attempto in Teilbereichen kooperieren, verstehe sich jedoch als freier, inhabergeführter Verlag im Sinne der Verlage der Kurt-Wolff-Stiftung. Mittelfristig werde der 1987 geborene Robert Narr Verleger und Hauptgesellschafter von «Klöpfer, Narr».

Zehn Jahre Rabbinatsmuseum

(epd) Das Rabbinatsmuseum Braunsbach (Landkreis Schwäbisch Hall) feiert 2019 sein zehnjähriges Bestehen. Eine Sonderausstellung zeigt dazu die Geschichte des Museums, das dem damals vor dem Verfall geretteten Gebäude wieder Leben gab. Das Museum hat heute jährlich gut 1000 Besucher, von denen viele Nachfahren ehemaliger jüdischer Bürger Braunsbachs und der Region sind. Sie können in einer Namensdatenbank dort nach ihren Wurzeln suchen. Das Museum zeigt Objekte aus mehr als 350 Jahren jüdischer Geschichte in Braunsbach. An dem Ort lebten von etwa 1600 bis 1941 jüdische Bürger und Braunsbach war auch Sitz einer regionalen jüdischen Schule. Das Museum hält nicht nur die Erinnerung an die Landjuden in Braunsbach und der Region wach, sondern bietet auch eine Einführung in die jüdische Religion und organisiert Veranstaltungen, die zur Versöhnung beitragen, erläuterte Elisabeth M. Quirbach, die Vorsitzende des Trägervereins. Am 10. Februar hielt Professor Herbert Rommel (Weingarten) einen Festvortrag «Der Wert des Menschen ist unantastbar?! – Zum Wert des Menschen in Judentum, Christentum und Islam.»

Erneut Luchs mit Sender unterwegs

(lsw) In Baden-Württemberg sendet ein Luchs wieder Daten an die Wissenschaft. In der Nacht zum 30. Januar 2019 sei es gelungen, ein männliches Tier im oberen Donautal im Landkreis Sigmaringen zu fangen und ihm ein Halsband mit Sender umzulegen, teilte Agrarminister Peter Hauk (CDU) mit. Damit lassen sich zwei Jahre lang die Wanderungen der äußerst scheuen Raubkatze verfolgen. Derzeit ist Lias, der den wissenschaftlichen Namen B600 trägt, der einzige Luchs, der in Baden-Württemberg «besendert» wurde und dessen Gerät aktiv ist. Lias war vom Schweizer Jura nach Baden-Württemberg gewandert. Bislang wurden im Südwesten nur Luchsmännchen nachgewiesen, aber keine Weibchen.

Naturbrauerei soll der Natur fernbleiben

(StN) Das Bauvorhaben einer Brauerei bei Crailsheim stößt auf Widerstand. Rund 1200 Unterschriften gegen den Bau hat die Bürgerinitiative Sauracher Sauerholz schützen gesammelt.

Ist es angemessen, für eine Erlebnisbrauerei mit der Natur zu werben – und diese dann durch den Bau zu zerstören? Diese Frage treibt derzeit Menschen im Norden des Landkreises Schwäbisch Hall um. Streitpunkt ist der Plan der örtlichen Brauerei Engel, auf der grünen Wiese vor den Toren Crailsheims eine Natur- und Erlebnisbrauerei zu bauen. Zustimmung gibt es allenthalben für das Konzept, Widerspruch gegen den Standort. Rund 1200 Unterschriften gegen den Bau hat die Bürgerinitiative Sauracher Sauerholz schützen bereits gesammelt. «Sogar die Autobahnpolizei hat 23 Unterschriften geliefert», sagt der Sprecher Roger Schumacher.

Die Empörung ist nachvollziehbar, denn rund um Crailsheim wird offensichtlich, welches Ausmaß der Flächenfraß durch Industrie und Handel gerade im Süden Deutschlands angenommen hat. Als strategisch wichtiger Eisenbahnknotenpunkt im Zweiten Weltkrieg zu fast 80 Prozent zerstört, sind – etwa im Gegensatz zu dem rund 30 Kilometer entfernten Schwäbisch Hall – weder Fachwerkhäuser noch eine historische Altstadt erhalten. Man punkte «vor allem mit Moderne», wirbt die Stadt für sich. Und mit der verkehrsgünstigen Lage, die viele Unternehmen an den «innovativen und attraktiven Wirtschaftsstandort» gelockt hat. Auf der Suche nach Erweiterungspotenzial hat die Stadt nun Flächen bei dem Dorf Saurach ins Visier genommen. Das rund acht Kilometer von Crailsheim entfernte und zur Aufstellung eines Bebauungsplans vorgeschlagene Gebiet umfasst 27 Hektar, «für eine tatsächliche bauliche Entwicklung» – sprich, die Erlebnisbrauerei – seien vier Hektar vorgesehen.

Die Gegend ist vor allem landwirtschaftlich geprägt – mit geschützten Biotopflächen wie Feuchtwiesen, Sümpfen und Dolinen. «Wir befürchten durch die Gewerbeansiedlung negative Auswirkungen auf die empfindliche Tier- und Pflanzenwelt in diesem noch relativ naturbelassenen Gebiet», warnt die Bürgerinitiative. Besonders auf die Quellen hat die Engel-Brauerei ein Auge geworfen. «Probebohrungen haben bereits stattgefunden», bestätigt Brauereichef Alexander Fach. Mit positivem Ergebnis: «Dank einer Tonschicht ist der Nitratgehalt des Wassers extrem niedrig.» Die Umweltaktivisten befürchten, dass die umliegenden Biotope durch die Wasserentnahme beeinträchtigt werden. Die Gegner des Projekts wissen bereits starke Verbündete an ihrer Seite, den Regionalverband Heilbronn-Franken etwa, der unlängst «Bedenken gegen die Planung» vorgetragen hat. Er hat das Gebiet als «regionalen Grünzug» ausgewiesen, der Natur und Umwelt schützen sowie der Zersiedelung entgegenwirken soll.

Auch die untere Naturschutzbehörde des Landkreises Schwäbisch Hall und der Verein Umweltzentrum Kreis Schwäbisch Hall lehnen es ab, das Sauracher Sauerholz, so der Name des Gebiets, für Gewerbe zu nutzen. Alle drei Institutionen fordern die Stadt auf, «ergebnisoffen» alternative Standorte zu suchen. «Und die gibt es», sagt Martin Zorzi vom Umweltzentrum und zeigt sie auf der Karte. In einem bereits bestehenden Crailsheimer Gewerbegebiet, im sogenannten Härtle, wäre eine Randfläche zu einem Wald hin frei. Auch nahe der Autobahnausfahrt Kirchberg stünden Flächen für den Brauereineubau zur Verfügung.

Für Alexander Fach ist das keine Option. Schon das Wort Gewerbegebiet bringt ihn auf die Palme: «Eine Natur- und Erlebnisbrauerei in einem Gewerbegebiet, das geht gar nicht.» Er wolle mit Besichtigungen und Bierverkostungen das Brauen «naturnah und hautnah erlebbar machen» und plane, rund um das Gebäude Hopfen anzubauen. Die Kapazitätsgrenzen am jetzigen Standort, in einem Crailsheimer Wohngebiet, seien erreicht, ein Ausbau dort völlig unmöglich. Die Brauerei produziere ein Naturprodukt und strebe außerdem weitere Biosiegel an. Ein eigener Brunnen gehöre dazu. «Wenn ich auf dem Grundstück Saurach nicht bauen kann, wird alles anders.» Das klingt wie eine Drohung.

Mittlerweile hat die Stadt Crailsheim beim Stuttgarter Regierungspräsidium (RP) die Weichen für ein sogenanntes Zielabweichungsverfahren gestellt. «Die höhere Raumordnungsbehörde (RP) kann in einem Einzelfall auf Antrag eine Abweichung von einem Ziel der Raumordnung zulassen, wenn die Abweichung unter raumordnerischen Gesichtspunkten vertretbar ist und die Grundzüge der Planung nicht berührt werden», heißt es im Gesetz.

Stadtoberarchivrat i. R. Manfred Akermann ist tot

(swp/red) Der frühere Göppinger Stadtoberarchivrat im Ruhestand Manfred Akermann ist am 5. Februar 2019 im Alter von 86 Jahren gestorben. Langjährige Mitglieder und Mitarbeiter des Schwäbischen Heimatbundes erinnern sich an ihn als beliebten Reiseleiter. Über viele Jahre hinweg hat er bei Studienreisen in Württemberg, aber auch im europäischen Ausland, sein fundiertes Geschichtswissen anschaulich weitergegeben. Manfred Akermann begann seine berufliche Laufbahn 1951 in Göppingen mit der Ausbildung für den gehobenen Archivdienst. 1955 wählte ihn der Göppinger Gemeinderat zum ersten hauptamtlichen Stadtarchivar und Museumsleiter, nebenamtlich war er bis 1970 Kreisarchivar.

In seiner Göppinger Amtszeit bis 1973 begründete Manfred Akermann die Veröffentlichungsreihe des Stadtarchivs, erarbeitete zahlreiche Sonderausstellungen für das Stadtmuseum und setzte im Storchen neue Schwerpunkte. Er schuf die Grundlagen für die Sammlung der Werke der mit Stadt und Kreis verbundenen Künstler Johann Jakob Haid, Johannes Woelffle, Johann Baptist Straub, Franz Xaver Messerschmidt und Jakob Grünenwald. Manfred Akermann war auch für die Einrichtung des 1970 neu geschaffenen Naturkundlichen Museums in der Alten

Badherberge Jebenhausen verantwortlich. Nach 1973 war Manfred Akermann für kurze Zeit Leiter des Kulturamts der Stadt Memmingen, von 1974 bis 1985 war er Leiter des Stadtarchivs Heidenheim. Seine 40-jährige Berufstätigkeit beendete er 1993 als Leiter des Stadt- und Hospitalarchivs Schwäbisch Hall.

Auch das ehrenamtliche Engagement gehörte zu Manfred Akermanns Leben. So war er von 1965 bis 1973 Vorsitzender des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen, 1968 Mitbegründer und fünf Jahre lang Geschäftsführer der Staufergesellschaft, von 1969 bis 1973 Vorsitzender des Museumsverbands Baden-Württemberg, von 1969 bis 1981 aktives Mitglied im Vorstand des Vereins deutscher Archivare. Für sein Engagement für die Heimat- und Staufergeschichte wurde Manfred Akermann mehrmals geehrt: Der Geschichtsverein machte ihn zum Ehrenmitglied, die Gesellschaft für staufische Geschichte zeichnete ihn mit dem internationalen Preis Premio Federichino aus, die Stadt Göppingen verlieh ihm die Bürgermedaille.

Wer Manfred Akermann persönlich kannte, der schätzte seine fundierte Sachkenntnis, stete Hilfsbereitschaft und sein freundliches Wesen, heißt es im Nachruf vom Göppinger Stadtarchivar Dr. Karl-Heinz Ruess.

Im Hochschwarzwald leben die Menschen am längsten

(epd) Die Region Hochschwarzwald zeigt vom 10. Mai bis 10. Juni 2019 im Kurhaus in Hinterzarten unter dem Titel «Hoch leben die Wälder» Porträts von 15 hoch- und höchstbetagten Frauen und Männern. Die Fotos stammen von dem österreichischen Starfotografen Manfred Baumann. Unter den jüngsten Porträtierten ist der 81-jährige Georg Thoma, der unter anderem 1960 Olympiasieger in der Nordischen Kombination (Skispringen und Langlauf) war. Laut Statistik könnten nirgendwo in Deutschland Menschen auf ein längeres Leben hoffen als im Hochschwarzwald, hieß es in der Mitteilung. Die «Wälder», die Fotograf Baumann zeigt, sind zwischen 81 und 96 Jahre alt. Die einen sitzen in der Werkstatt und machen Schindeln, andere auf ihrem Oldtimer-Motorrad oder in der historischen Mühle neben ihrem Schwarzwaldhof. Laut den Statistischen Bundes- und Landesämtern können im Kreis Breisgau-Hochschwarzwald männliche Einwohner im Durchschnitt auf 80,9 Lebensjahre hoffen, weibliche auf 84,9 Jahre. Die Porträts, die kombiniert werden mit Texttafeln und Tonaufnahmen zu den Lebensgeschichten der Porträtierten, sollen von deren Lebensqualität zeugen.

«Vogel des Jahres 2019»: Die Feldlerche ist´s

(epd) Die Feldlerche trägt den Titel «Vogel des Jahres» dieses Jahr schon zum zweiten Mal. Bereits 1998 warnte der Nabu, «dass der begabte Himmelsvogel in vielen Gebieten Deutschlands selten oder gar aussterben wird.» Seitdem sei deutschlandweit jede vierte Feldlerche verschwunden. Der Bestand in Baden-Württemberg sei in den letzten 25 Jahren um mehr als die Hälfte gesunken, sagt Wissenschaftler Hans-Günther Bauer vom Radolfzeller Max-Planck-Institut für Ornithologie der zu Vogel-Beständen in Baden-Württemberg forscht. «Am Bodensee ist die Feldlerche teils schon komplett ausgestorben», erläutert er. Etwas besser sehe es in Landstrichen aus, in denen es weniger Landwirtschaft gebe, etwa in Oberschwaben. Denn die intensive Landwirtschaft ist der größte Feind des ungefähr 20 Zentimeter großen Vogels. Geschützte Bodenbrutplätze sind in den «aufgeräumten und strukturierten» Acker- und Wiesenflächen immer seltener zu finden. Die Tiere weichen deshalb auf Wegränder und andere ungeeignete Stellen aus, an denen die Brut häufig von Nesträubern gefressen wird. «Die Feldlerche symbolisiert als ‹Vogel des Jahres 2019› eine Anklage für die katastrophale Landwirtschaftspolitik in Berlin und Brüssel», heißt es vom Nabu. Berühmt sind die Feldlerchen für ihren Gesang. Typisch sei ihr Singflug, bei dem sie singend hoch in die Luft steigt, dort in 50 bis 150 Meter Höhe verharrt, und dann ebenso trällernd wieder herabsinkt.

Silberwarenmuseum
Ott-Pausersche Fabrik
Schwäbisch Gmünd
Tel. 07171 38910 | www.museum-galerie-fabrik.de

Stadthaus Ulm wird zum Kulturdenkmal

(dpa) Rund 25 Jahre nach seiner Eröffnung ist das einst heftig umstrittene Stadthaus Ulm am 30. Januar 2019 unter Denkmalschutz gestellt worden. Oberbürgermeister Gunter Czisch (CDU) hat die Urkunde zur Aufnahme des betont sachlich gehaltenen Gebäudes aus Beton und Glas in das baden-württembergische Buch der Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung entgegengenommen.

Seinerzeit hatten viele Einwohner Bedenken gegen den Entwurf des amerikanischen Stararchitekten Richard Meier geäußert, der architektonisch nicht zum gegenüberstehenden gotischen Ulmer Münster mit dem höchsten Kirchturm der Welt passe. Während der Gemeinderat den Bau mit großer Mehrheit beschlossen hatte, initiierten die Gegner einen Bürgerentscheid. Allerdings wurde bei der Abstimmung die erforderliche Beteiligung verpasst, sodass der damalige CDU-Oberbürgermeister Ernst Ludwig grünes Licht für den weißen Bau geben konnte. Längst erfreut sich das Stadthaus am Münsterplatz mit zahlreichen Ausstellungen, Kulturveranstaltungen und einem Café großer Beliebtheit. Einst als «Waschhaus Gottes» verspottet, gilt es heute als Symbol des modernen Ulms.

Buchbesprechungen

Für die *Schwäbische Heimat* zusammengestellt von Prof. Dr. Wilfried Setzler

Anders. Anders? Ausgrenzung und Integration auf dem Land.
Hrsg. von der Landesstelle für Museumsbetreuung in Baden-Württemberg und der Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2017. 191 Seiten mit vielen Abbildungen. Kartoniert € 16,90.
ISBN 978-3-7995-1266-4

Vom Buchcover grüßt eine hochgewachsene, wohlgekleidete, recht selbstbewusst blickende und ihre Waren präsentierende Wanderhändlerin der «Jenischen»: Sorgo-Besen, Topf und Geschirr, in einem Netz nicht näher zu identifizierende in Papier eingewickelte Gegenstände. Das Foto stammt aus der Zeit um 1890. Die «Jenischen», das waren und sind, sofern sie nicht in den letzten Jahrzehnten in der Mehrheitsgesellschaft aufgingen, Angehörige einer gerade in Württemberg, und dort vor allem in Hohenlohe und auf der Ostalb, seit Jahrhunderten beheimateten ländlichen Minderheit, die sich selbst als eigenes Volk versteht, mit einer Kultur, eigenen Traditionen und Sprache. Über ihre Entstehung und Geschichte ist sich die Fachwelt nicht einig. Sicher ist, dass viele Jenische bis heute wie seit Jahrhunderten ein Wandergewerbe ausüben.

Was soll man unter «ländliche Minderheit» verstehen? Verliert die Minderheit ihren Status, wenn sie sich im Miteinander mit der Mehrheit integriert? Fremdheit, «Anderssein», spielt jedenfalls eine große Rolle, doch diese muss nicht herkunftsbedingt sein, ist vielmehr oft sozial definiert. Solchen Fragen gingen die sieben Freilichtmuseen Baden-Württemberg in den Jahren 2017/18 in einem gemeinsamen siebenteiligen Ausstellungsprojekt nach. Als Begleitband zu den sieben Ausstellungen erschien das vorliegende Buch «Anders. Anders?». Die Ausstellungen, zwei als Dauer-, die anderen als temporäre Sonderausstellungen konzipiert, aber in allen Fällen mit viel Bezug zur Standortregion des veranstaltenden Freilichtmuseums, lassen sich in drei Themenbereiche gliedern, die sich teils überschneiden.

Neben den Jenischen im Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen und dem jüdischen Leben im ländlichen Württemberg im Freilichtmuseum Beuren standen im Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof Gutach, im Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck und im Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg Auswanderung, Flucht, Vertreibung und Migration in verschiedenen Schattierungen von den Auswanderungswellen im 19. bis zu den Arbeitsmigranten im 20. Jahrhundert im Mittelpunkt; im Odenwälder Freilichtmuseum Gottersdorf und im Oberschwäbischen Museumsdorf Kürnbach die Sozialfürsorge im 19. und frühen 20. Jahrhundert: Armenhäuser und Armenhäusler, Behinderte und sozial ausgegrenzte und straffällig Gewordene, wobei die Autoren das oft erschütternde Einzelschicksal nicht aus den Augen verlieren.

Die Kapitel oder Einzelbeiträge der Veröffentlichung orientieren sich – nach einem einführenden, auf die Aufnahme von Hunderttausenden von Flüchtlingen in Europa seit 2015 Bezug nehmenden Aufsatz «Keine Heimat mehr?» – an den Themen der sieben Einzelausstellungen. Sie behandeln somit jeweils einen Aspekt der oben umrissenen Themenbereiche, eingangs glänzend ergänzt durch eine Vorstellung des Ausstellungsprojekts durch Michael Happe und Jürgen Kniep. Diese Hinführung, wäre sie nicht ein wenig zu umfangreich, würde sich bestens als Kern einer Rezension des Buches eignen. Den Reigen beschließt ein Beitrag der Volkskundlerin Christel Köhle-Hetzinger zu «Heimat und Fremde», zur Alltagsgeschichte des freiwilligen oder erzwungenen, oft schicksalhaften Fortgehens und Bleibens. Hervorzuheben ist die vorzügliche, «mitten aus dem Leben gegriffene» Bebilderung, gleichfalls die gute Verständlichkeit der Beiträge, die sich ja im Rahmen eines Ausstellungsprojekts vor allem auch an den «Laien», den Besucher, wenden sollen. Diesen hatte Sabine Zinn-Thomas in einem als «Einführung» bezeichneten vierseitigen Beitrag offenbar leider weniger im Blick, denn der Rückgriff auf ein akademisch-abgehobenes, in Teilen nur mühsam zu verstehendes Vokabular und manchmal schwurbelige Ausdrucksform dürfte an den meisten Käufern des Buches vorbeizielen. Doch das Positive und Ungewöhnliche überwiegt: eine gelungene Veröffentlichung, die in größeren Bevölkerungskreisen Interesse am Phänomen der ländlichen Minderheiten und an ihrer Geschichte und damit an der Vielgestaltigkeit der Heimat zu wecken vermag. Den Freilichtmuseen und den Autoren ist nachdrücklich zu danken!

Raimund Waibel

Sigrid Hirbodian und *Tjark Wegner* (Hrsg.)
Tübingen. Aus der Geschichte von Stadt und Universität.
(Landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte, Band 4). Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2018. 362 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Fest gebunden € 22,-.
ISBN 978-3-7995-2073-7

Der vorliegende Band ist aus einer Vortragsreihe am Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen im Jahr 2016 hervorgegangen. Zugleich erfolgt die Zueignung an Wilfried Setzler aus Anlass seines 75. Geburtstages. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Assistent am Institut für Geschichtliche Landeskunde, später als Lehrbeauftragter und Honorarprofessor, vor allem aber seit 1980 als Leiter des Kulturamtes der Stadt Tübingen hat Wilfried Setzler das kulturelle Gesicht der Stadt am Neckar wesentlich geprägt. So erfolgte u.a. zu seiner Zeit die Einladung an ehemalige Verfolgte des NS-Regimes jüdischen Glaubens nach Tübingen, und ebenso hat Wilfried Setzler wichtige Anstöße zur Erforschung der jüdischen Geschichte Tübingens gegeben. Aber auch darüber hinaus kann Setzler als einer der geistigen Väter des Stadtmuseums, des Sudhauses oder auch der Französischen Filmtage in Tübingen gelten. Die Universität hat er nach Kräften als

Vorsitzender des Vereins der Freunde und Förderer des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften unterstützt. Die Publikationsliste Setzlers ist lang und betrifft epochenübergreifend mit der Stadtgeschichte Tübingens einen Themenbereich, an dem der vorliegende Band einsetzt. Zwar soll keine vollständige Tübinger Stadtgeschichte geboten, jedoch sollen in einem interdisziplinären Ansatz zentrale Stellen der Stadtgeschichte beleuchtet werden.

Den Herausgebern ist es dabei gelungen, gleichermaßen Historiker, Literaturwissenschaftler, Archäologen und Bauforscher als Referenten bzw. Autoren zu gewinnen. So fragt bspw. Oliver Auge nach dem Geschick der Pfalzgrafen in den Anfängen der Stadt Tübingen (S. 11–30), die im 13. Jahrhundert im Zenit ihres Ansehens standen, die Stadt jedoch 1342 an die Württemberger verkaufen mussten und anschließend in der Bedeutungslosigkeit versanken. Mit dem Blick auf die Tübinger Pfalzgrafen wendet sich der Band zugleich der Frühgeschichte der Stadt zu, deren Entstehung Sören Frommer aus archäologischer Perspektive behandelt (S. 31–80). Regina Keyler fasst die wichtigsten Aspekte der Universitätsgründung zusammen (S. 177–202), Wolfgang Schöllkopf blickt auf die Anfänge des Tübinger Stifts (S. 203–212), und Sigrid Hirbodian skizziert die spätmittelalterliche Stadtentwicklung (S. 157–175). Der Jubilar selbst befasst sich in seinem Beitrag mit den Hungerjahren 1816/1817 und deren Auswirkungen in Tübingen (S. 239–259). Die Hungersnot war die Folge des Ausbruches des Vulkans Tambora im heutigen Indonesien. Das Wetter war extrem feucht und kalt, zahlreiche Hagelschläge und Unwetter folgten dicht hintereinander. Insgesamt wurde in diesem Jahr zwei Drittel der Getreideernte und die Hälfte der Kartoffelernte witterungsbedingt vernichtet. Was bedeutete dies, so die Frage Setzlers, für Tübingen? Welche Hilfsmaßnahmen wurden ergriffen und inwieweit zeitigten diese Erfolge? Setzler bindet diese Fragestellung in eine umfassende Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Universitätsstadt am Beginn des 19. Jahrhunderts ein.

Die weiteren Aufsätze des Bandes beschäftigen sich entsprechend den Schwerpunkten des Jubilars schließlich noch mit der Geschichte der Tübinger Juden (Martin Ulmer, S. 263–282) sowie mit Phasen der Erinnerungskultur an die NS-Diktatur in der städtischen Gesellschaft (Wolfgang Sannwald, S. 283–325). Der abschließende Beitrag von Benigna Schönhagen befasst sich mit Stadt und Universität Tübingen in der NS-Zeit (S. 329–358). Die Autorin fasst dabei die Erkenntnisse ihrer 1991 erschienenen Dissertation pointiert zusammen. Mit dieser Arbeit kann Schönhagen zu Recht beanspruchen, eine Vorreiterrolle einzunehmen, wurde bzw. wird doch vielerorts erst heute bzw. in den vergangenen fünf bis zehn Jahren die NS-Zeit auf kommunaler Ebene kritisch aufgearbeitet. Als Ziel definiert die Autorin, am lokalen Beispiel allgemeine Entwicklungen, d. h. die Herrschaftspraktiken des NS-Regimes auf der unteren Ebene, zu analysieren und gleichzeitig örtliche Besonderheiten herauszuarbeiten. Einen besonderen Einfluss auf die Entwicklung Tübingens hatte ohne Zweifel die Universität. Das geistige Klima an der Universität Tübingen war national-konservativ geprägt. Dolchstoßlegende und revanchistische Forderungen sowie antisemitisches Gedankengut waren bei den Professoren und Studenten tief verankert. An der Universität Tübingen kam es im Zusammenhang mit dem von den Nationalsozialisten erlassenen Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums kaum zu Säuberungen, denn in Tübingen betonte man, man habe es stets verstanden, jüdische Professoren fernzuhalten. Ein evangelischer und ein katholischer Theologe gingen sogar so weit, in ihren Publikationen die antisemitischen Maßnahmen des Regimes zu rechtfertigen. Auch die Stadtverwaltung setzte den Nationalsozialisten kaum Widerstand entgegen, vielmehr dienten sich bürgerliche Kräfte regelrecht an. Schönhagen zeigt dies am Beispiel des bislang demokratischen Bürgermeisters

Adolf Scheef. Zwar hatte Scheef als Landtagsabgeordneter der DDP gegen die Nationalsozialisten Stellung genommen. Seit seiner Wahl zum Stadtoberhaupt 1927 hatte er sich jedoch gegenüber den NSDAP-Mitgliedern im Stadtrat neutral verhalten, was ihm ermöglichte, bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1939 im Amt zu bleiben. Den Nationalsozialisten fehlte freilich ein Kommunalfachmann und durch das Verbleiben im Amt bildete Scheef «die beruhigende Fassade bürgerlicher Reputation und scheinbarer Kontinuität» (S. 336). An der Haltung der Stadtverwaltung wird ebenfalls deutlich, wie sich der Nationalsozialismus an der Basis radikalisierte und Verfolgungsmaßnahmen im vorauseilenden Gehorsam ergriffen wurden. Ohne dass hierfür Weisung aus Stuttgart oder Berlin gegeben wurde, verbot Tübingen «fremdrassigen Studenten» den Besuch des Hallenbades. Auch das Evangelische Stift handelte im vorauseilenden Gehorsam. Ohne dazu aufgefordert zu sein, kam es schon 1934 zur Einführung eines «Arierparagraphen», der auch konvertierten Juden die Zulassung zum Theologiestudium versagte. Unter dem Schlagwort «Leben in der Volksgemeinschaft» (S. 340) schildert die Autorin den Alltag innerhalb der NS-Diktatur, der auch in Tübingen durch einen wirtschaftlichen Boom geprägt war, der freilich ganz im Bann der Aufrüstung und des bevorstehenden Angriffskrieges stand. Der ideologischen Bearbeitung der Bevölkerung diente u.a. auch die Ansiedlung von NS-Einrichtungen wie der SS-Bräuteschule, einer NS-Studentenkompanie oder der NS-Schwesternschule.

Während der gesamten 1930er-Jahre und des Krieges war die Tübinger Universität in besonderem Maße durch nationalsozialistisches Gedankengut geprägt. So kam es zu einem Ausbau der Universität «zu einem führenden Zentrum nationalsozialistischer ‹Judenforschung›, aber auch (…) (zur) Erstellung von anthropologischen Rasse- und Abstammungsgutachten, auf deren Grundlage Menschen für die Verfolgung ausgewählt wurden» (S. 344). Der Blick Schönhagens geht schließlich noch auf eine Reihe von Tätern und Opfern aus Tübingen ein: Zu den Opfern gehörte Ruth Marx, die gerade einmal acht Jahre alt wurde. Sie wurde von Tübingen zunächst nach Haigerloch verschleppt und anschließend nach Riga deportiert, wo sie im Hochwald bei Riga zusammen mit ihrer Mutter erschossen wurde. «Ihr Vater Viktor Marx war einer der zwei Tübinger Juden, die das Vernichtungslager überlebten. Nach Kriegsende ließ er auf dem jüdischen Friedhof in Wankheim einen Stein zum Gedenken an die ermordeten Mitglieder der jüdischen Gemeinde Tübingen-Reutlingen setzen. Für lange Zeit blieb er das einzige Erinnerungszeichen an die Tübinger Opfer des nationalsozialistischen Judenmords» (S. 350). Bei den Tätern fällt auf, dass es sich bei diesen häufig um junge Leute aus akademisch gebildetem Hause handelte, die in Tübingen studierten und später bei der SS-Karriere machten. Sie handelten oft technokratisch, brutal und ohne jedes Mitempfinden. Widerstand aus Universitätskreisen kam dagegen wenig. Eine Ausnahme bildete bspw. der ehemalige Stiftsorganist Richard Gölz. Gemeinsam mit seiner Gattin versteckte er im Pfarrhaus Wankheim Juden, die aus Berlin geflohen waren.

Der Band bietet interessante und nachdenklich stimmende Schlaglichter auf die Tübinger Stadtgeschichte. Die Autoren haben in ihren Beiträgen bewusst auf einen breiteren Fußnotenapparat verzichtet. Dafür enthält jeder Aufsatz am Ende den Hinweis auf die wichtigste Literatur und ermöglicht somit ein weiterführendes Eigenstudium. Für einen Einstieg in die Tübinger Stadtgeschichte wird der Fachmann wie der historisch interessierte Laie gerne zu dem Sammelband greifen. *Michael Kitzing*

Wolf Hockenjos
Unterhölzer – Liebeserklärung an einen alten Wald.
Morys Hofbuchhandlung Donaueschingen 2018. 160 Seiten. Gebunden € 27,–. ISBN 978-3-9802492-7-0

Den Autobahnparkplatz «Unterhölzer Wald» an der Bodenseeautobahn kennt vielleicht der eine oder andere,

ansonsten ist der Waldname überregional kein Begriff. Man muss schon Google Maps bemühen, um diesen Wald in Karte oder Luftbild lokalisieren zu können, denn leider enthält das Buch keinerlei noch so bescheidenes Kärtchen, das demjenigen, der sich auf der Baar zwischen den Städten Donaueschingen und Geisingen an der jungen Donau nicht so genau auskennt, die im Buch genannten Örtlichkeiten zeigt. Beim bloßen Durchblättern mag einem dies vielleicht nachrangig erscheinen, denn das Buch lebt in erster Linie zweifelsohne von der reichen, wunderschönen Bebilderung: Märchenhafte Baumgestalten zu allen Jahreszeiten, dazuhin Details wie Vögel, Pflanzen, Wildtiere, Pilze, Flechten sind eine Augenweide. Liest man aber im Buch, dass es dort ein Jagdschloss, Torhäuser, einen idyllischen Weiher usw. gibt, liest man vom Naturschutzgebiet einerseits, vom Wirtschaftswald andrerseits, von diesem und jenem früheren Tiergarten, heutigen Gehege und von Wanderwegen, wäre es schon schön, das alles in einem Kartenbild sehen zu können. Dass es sich um Groß-Privatwald des Hauses Fürstenberg handelt, erfährt man schon auf den ersten Seiten, wundert sich aber sogleich, dass das Buch kein Vor- oder Grußwort des Grundeigentümers enthält. Dass das seine Gründe hat, erfährt man auf den letzten Seiten.

Doch zunächst die schönen Seiten: Dem pensionierten Forstamtsleiter und durch etliche Bücher bekannten Autor Wolf Hockenjos ist es gelungen, einen schönen alten Wald, wie es ihn landauf, landab nur noch ganz selten und dann meist nur in Fußballfeldgröße gibt, in allen Facetten «zu Papier zu bringen». Die Seele wird

angesprochen mit den traumhaft schönen und meisterhaften Fotos; man möchte eigentlich gleich hingehen und das selbst erleben. Auf die Geschichte dieses Waldes wird ausführlich eingegangen, und dies recht kritisch, denn das heutige Waldbild ist geprägt von jahrhundertelangem überdurchschnittlichem Wildverbiss. Exzessive Wildhege und Jagdausübung, wie sie im Unterhölzer Wald über Jahrhunderte betrieben wurde, ist alles andere als ein auf Nachhaltigkeit hinzielender Waldbau. Aber so ist es eben: Die bekannten Gemälde aus der Romantik mit malerischen Waldszenerien sind allesamt Zeugnisse herrschaftlichen Jagdvergnügens, nicht kleinbäuerlichen Waldbaus zu Brennholzzwecken. So auch hier: Hätte das Haus Fürstenberg nicht über Jahrhunderte der Sorge fürs Wild den Vorzug gegeben vor der Sorge um einen ertragreichen Wirtschaftswald, gäbe es die markanten, fotogenen Eichen, Buchen und Eschen schon lange nicht mehr.

Dem forstlich und jagdlich nicht bewanderten Leser wird letztlich die Haltung des Autors nicht ganz klar: Plädiert er jetzt dafür, die von ihm sehr deutlich kritisierte «spätfeudalistische Jagdwirtschaft» endlich aufzugeben oder plädiert er dafür, die in den letzten Jahrzehnten vermehrt begründeten Fichtenmonokultur-Wirtschaftswälder in Wälder umzuwandeln, die in späteren Zeiten auch mal idyllische Waldbilder ergeben mögen? Klar wird auf jeden Fall, dass Wolf Hockenjos die Sorge umtreibt, dass dieser wunderschöne Wald in absehbarer Zeit der Vergangenheit angehören könnte, weil zu wenig junge markante Baumgestalten heranwachsen. Die Verunsicherung über Hockenjos' Haltung steigt, wenn man dieser Fragestellung etwas nachgehen will und vom selben Autor in der «Allgemeinen Forst-Zeitschrift / Der Wald» (16/2011, S. 42 f.) einen Artikel findet, in dem er die «Neue Jagdpolitik im Haus Fürstenberg» befürwortet und den seit dem Jahr 2000 vom Haus Fürstenberg betriebenen Paradigmenwechsel in der Waldbewirtschaftung ausdrücklich lobt. Der Erfolg zeichne sich im Waldbild ab und ein Bild zeigt den Forstbetriebs- und Revierleiter inmitten 100 Prozent Fichtenjungwuchs. Ja, was denn nun? Das ist einfach schade, dass der Forst-Fachmann Hockenjos dem sich an dem schönen Buch erfreuenden Laien nicht recht klar machen kann, wie denn nun ein liebenswerter alter Wald so bewirtschaftet und gepflegt werden kann, dass sich auch unsere Urenkel noch daran erfreuen können. «Wir, die wir in Jahrhunderten zu denken gewohnt sind», sagen Forstleute oft von sich selber, klar wird in diesem Buch aber eher, dass dieser schöne Wald nicht einem Denken über Jahrhunderte entsprungen, sondern vielmehr Ergebnis eines viel zu hohen Wildbestandes und der Jahr für Jahr betriebenen standesherrschaftlichen Jagdausübung ist.

Hat man die unterschiedlichen Positionen mal schmunzelnd, mal nachdenklich gelesen und ist zum Schluss gekommen, dass alles doch irgendwie in Ordnung sein muss, denn sonst gäbe es diesen schönen Wald ja nicht, wundert man sich gegen Ende des Buches dann doch darüber, dass sich Autor und Grundeigentümer offensichtlich keineswegs grün sind, denn expressis verbis verweigert Hockenjos den heutigen Grundeigentümern, S.D. Fürst Heinrich und Erbprinz Christian zu Fürstenberg, jegliche «Huldigung» und schreibt: «Wie es [das Buch] von der fürstlichen Familie aufgenommen wird, bleibt abzuwarten.» Na ja, wenn Durchlaucht so was lesen, wird wenig Begeisterung und Bereitschaft zur Umsetzung der Ansichten des Autors aufkommen… Also alles in allem doch alles ein bisschen merkwürdig.

Dass der Autor aber die «Seele des Volkes» durchaus gerührt hat, mag man daran erkennen, dass die Buchvorstellungen laut Presseberichten bestens besucht waren, die Erstauflage verkauft und eine Zweitauflage geplant ist. Und so kann dieses Buch auch hier jedem empfohlen werden, der eine Freude an alten Bäumen und Wäldern hat. Vielleicht ist ja auch der eine oder andere darunter, der es als Waldeigentümer oder Forstmann selber in der Hand hat, einen Wald so zu gestalten, dass einst einmal jemand wieder eine «Liebeserklärung an einen alten Wald» verfassen kann.

Reinhard Wolf

Brehms Tierleben –
die Gefühle der Tiere.
Mit einer Einführung von Karsten Brensing. Duden Verlag Berlin 2018. 240 Seiten. Gebunden € 20,–.
ISBN 978-3-411-71782-8

Brehms Tierleben neu herausgegeben? Nein, kaum ein Verlag würde diesen zehnbändigen Schinken, erstmals 1863–69 und dann in ergänzter und geradezu legendärer Zweitauflage 1876–79 erschienen, neu auflegen. Aber Auszüge aus der zweiten Auflage, versehen mit einem kommentierenden Voraus-Kapitel, hat nun der Duden-Verlag herausgebracht, und das stößt sicher auf Interesse. Der Schwäbische Heimatbund hat guten Grund, auf Alfred Brehms Werk hinzuweisen, gehört der von Brehm proklamierte Tierschutz doch zu den Wurzeln der Heimatbewegung und damit zum Gedankengut derer, die den Heimatbund gegründet haben.

Alfred Brehm, geboren 1829 in Thüringen, gestorben ebendort 1884, wuchs in einer Zeit auf, als die Wissenschaft nur Interesse an toten Tieren hatte. Dutzende, ja hunderte Forscher durchstreiften mit Fallen und Flinten die ganze Welt und schickten Kisten voller toter Tiere an diejenigen Museen und Universitäten, die sie regelrecht im Wettlauf auf Jagd geschickt hatten. Daheim wurde untersucht, vermessen, beschrieben und ein neuer wissenschaftlicher Name vergeben. Auch der Vater

Alfred Brehms war so jemand; 7.000 Bälge von Vögeln seien im Haus Brehm aufbewahrt worden. Der Junior wuchs in diese Welt hinein, aber ihn interessierten vor allem die lebenden Tiere und deren Verhalten. Das war damals neu und ungewöhnlich, und wenn dann noch einer behauptete, Tiere hätten Gefühle und könnten denken, dann wurde er nicht ernst genommen. Alfred Brehm wurde zwar nicht von der Wissenschaft, aber von der breiten Öffentlichkeit ernst genommen, denn er war nicht nur Naturforscher, sondern auch ein begnadeter Schreiber, der es verstand, über Tiere und ihre Verhaltensweisen so anschaulich zu schreiben, dass die Leser den Eindruck bekamen, Mensch und Tiere seien enger verwandt als man dies bis dato angenommen hatte. Brehm war der erste, der Tiere und ihr Verhalten in den Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit gerückt hat und er wurde damit berühmt: Was Horst Stern in den 1970er-Jahren mit seiner Serie «Sterns Stunde» im Fernsehen erreicht hat, bewirkten zwischen 1860 und 1880 Brehms zahlreiche Beiträge in der «Gartenlaube», einer damals in rund 350.000 Exemplaren erschienenen Wochenzeitschrift. Sein Bekanntheitsgrad wuchs und wuchs. Dass Brehm die Haltung von Wildtieren in Käfigen proklamierte und dazu Ratschläge gab, muss man ihm angesichts seiner immensen Verdienste um den Tierschutz als zeitbedingte Liebhaberei verzeihen; Zootiere und Käfigvögel haben schließlich einem neuen Verhältnis Mensch – Tier den Weg geebnet. Seine Einteilung in nützliche und schädliche Tiere, so beispielsweise die Bewertung aller Adler als die schädlichsten und unnützesten Vogelarten überhaupt, die man austilgen müsse, wo immer möglich, ist da schon eher kritisch zu sehen, aber auch da muss man sehen: Das war Zeitgeist und das Unterscheiden in gut und böse bzw. nützlich und unnütz war auch nur ein Schritt auf dem Weg zu unseren heutigen Erkenntnissen über Ökologie und Artenvielfalt.

So liest man heute zwar manche Kapitel mit etwas Befremden, zumal in etwas altertümlicher Diktion verfasst, aber die vom Verlag ausgewählten zwei Dutzend Kapitel aus der zweiten Auflage lesen sich – gekürzt um manchen Ballast – flüssig, anschaulich und interessant. Dies ist durchaus bemerkenswert, denn manch anderes interessante Werk aus jener Zeit widersteht einem regelrecht. Man erfreut sich dann auch an solch schönen Brehmschen Formulierungen wie: Schmetterlinge haben vier Flügel, «welche ihre Inhaber befähigen, den feuchten, unsauberen Erdboden zu verlassen und im lustigen Gaukelspiele die würzigen Lüfte zum gewöhnlichen Aufenthalte zu wählen (...)».

Ohne Kommentar bestünde die Gefahr, dass nicht mit der Materie vertraute Leser manches nicht oder aber falsch verstünden. Karsten Brensing, Verhaltensbiologe mit Schwerpunkt kognitive und emotionale Fähigkeiten von Tieren, hat die Aufgabe übernommen, Brehms Tierleben im Lichte des damaligen Zeitgeists zu erklären und darüber hinaus darzulegen, warum es sich lohnt, die ausdruckstarken Beiträge Brehms samt den Illustrationen, über die sich sogar Charles Darwin begeistert äußerte, heute noch zur Hand zu nehmen. Ausgehend von der Tatsache, dass zu Brehms Zeiten eine Revolution wissenschaftlichen Denkens einsetzte, erklärt Brensing, wie Brehm dazu kam, Tieren menschliche Eigenschaften zuzuerkennen wie logisches und kreatives Denken oder Mitgefühl. Hundert Jahre vorher hätte ihn wohl die Kirche als Ketzer an den Pranger gestellt. Heute wissen wir, dass Tiere nicht nur Mutterliebe, sondern viele andere menschliche Eigenschaften besitzen; vor Brehm wurden alle Anzeichen tierischer Gefühle mit Hinweis auf Instinkt abgetan. Brensings Erklärungen sind stellenweise etwas sperrig und lesen sich weniger flüssig als Brehms geradezu literarische Texte, aber insgesamt ist das Buch gut und empfehlenswert.

Reinhard Wolf

Kai Wieland
Amerika.
Klett-Cotta Verlag Stuttgart, 2. Auflage 2018. 240 Seiten. Gebunden € 20.–.
ISBN 978-3-608-96261--1

Ein junger Mann schart vier Menschen um sich und lässt sie erzählen. Das geschieht am Tresen eines Wirtshauses, das früher mal ein Ausflugshotel war und immer noch das erste Haus am Platze ist. Freilich auch das einzige. Der Lack ist ab, lediglich noch ein Dauergast logiert über der Wirtsstube. Im Obergeschoss wohnt auch die ledige Wirtin. Ansonsten sind alle anderen Zimmer leer. Nur unten im Lokal spielt noch die Musik. «Schippen» heißt der dreigeschossige Schuppen. Und Rillingsbach heißt das Dorf, in dem er seit den 1920er-Jahren steht.

In Baden-Württemberg existieren laut Gemeindeverzeichnis 1101 Gemeinden. Davon weisen 73 weniger als 1000 Einwohner auf. Der fiktive Ort Rillingsbach wäre so einer. Auch wenn der Ortsname erfunden ist, dürfen wir das beschriebene Dorf irgendwo in den Tiefen des Murrhardter Waldes vermuten. Wahrscheinlich hat es mit der Gemeindereform seine Selbstständigkeit verloren und ist jetzt ein Stadtteil von irgendwas. Es gehört zu jenen Dörfern, deren Pulsschlag sich zunehmend verlangsamt, in denen das Leben vor sich hindämmert, wie in einer Seniorenresidenz. Dass das nicht immer so war, entnehmen wir nun diesem Roman, der eigentlich eine Aneinanderreihung von Episoden ist. Nicht alle spielen in Rillingsbach, manche auch in Murrhardt und Heilbronn. Ja sogar ein Ausflug nach Amerika ist dabei. Dem Autor gelingt das Kunststück, Sozial-, Familien- und Ortsgeschichte über drei Generationen hinweg zu einem Ganzen zu verbinden. Er schlüpft dabei in die Figur des «Chronisten», wie er sich selbst bezeichnet, obwohl er gar kein richtiger ist. Er hat die beschriebenen Abläufe nicht selbst erlebt, sondern verlässt sich darauf, was ihm Zeitzeugen sozusagen zu Protokoll geben. Allerdings reichert er das Erzählte mit penibler Eigenrecherche an.

Der Chronist (von dem der Leser annehmen darf, dass es sich um Kai Wieland handelt) redet von sich, so wie Johann Peter Hebel es gern in seinen Kalendergeschichten tut, in der dritten Person. Von sich selbst gibt er wenig preis. Allenfalls sein jugendli-

ches Alter und dass er Fanta trinkt. Dass er selbst in diesem Dorf aufgewachsen sein könnte, ist wohl keine zu weit hergeholte Vermutung. Geschickt entlockt er den Dörflern, alle jenseits der Sechzig, Geschichten, die sie gerne erzählen, aber auch solche, die sie eigentlich am liebsten für sich behalten würden. Dank der geduldigen Fragetechnik des Chronisten nehmen wir am Alltag und an Festen teil. Wir erfahren vom Verhalten der Menschen in Krieg und Frieden, wir lernen sie alle nach und nach kennen: die Einsamen und die Bedürfnislosen. Die Gescheiterten und die Mutigen. Die Fanatiker und die Fatalisten. Die Guten und die weniger Guten, die Mitläufer und die Bösen, die Gestürzten und die wieder Aufgestandenen.

Das Menschliche und Allzumenschliche bricht sich überall Bahn. Auch auf dem Lande. Auch im Dorf. Auch in Rillingsbach gibt es unentdeckte Künstler, gestillte und ungestillte Sehnsüchte, geklärte und ungeklärte Todesfälle, seltsame Schicksale! Alle und alles wird notiert. Der mental angeschlagene Wehrmachtssoldat Erwin, der SS-Unterführer Wilhelm Linzner, der seine «Heldentaten» wohl ausschließlich hinter der Front verbrochen hat, was ihm aber nach 1945 keinerlei Ansehensverlust im Dorf einträgt. Im Gegenteil: Er säubert im Auftrag der Amerikaner die örtliche Bibliothek von Naziliteratur so gründlich, wie er wohl zu Hitlerzeiten «Volksschädlinge» aussortiert hat. Nur dem früheren Schullehrer ist die Wandlung vom Parteifunktionär zum lupenreinen Demokraten nicht gelungen. Er lebt ein kümmerliches Außenseiterleben, fast ausgestoßen aus der Dorfgemeinschaft, die er doch einst dominiert hatte.

Geschickt verwebt der Chronist Zeit und Akteure zu einer Sozial- und Sittengeschichte auf dem Dorfe, über knapp hundert Jahre. Mancher mag sich an Auerbachs Dorfgeschichten erinnert fühlen, andere an den jungen Thomas Strittmatter aus dem Schwarzwald, der als 23-Jähriger mit seiner Erzählung «Polenweiher» Naziverbrechen in seiner unmittelbaren Heimat thematisiert hat. Kai Wieland interessiert sich erkennbar auch sehr für die jüngste deutsche Vergangenheit, aber er wertet nicht. Er lässt den Leser entscheiden, was er etwa von dem ehemaligen SS-Oberscharführer zu halten hat. Das liest sich dann so: «Wer legt fest, ob einer ein Jemand ist oder ein Niemand? Perspektiven sind eine tückische Sache. Der Chronist weiß genau, warum er nicht bewertet, auch wenn es ihn bisweilen reizt. Die Macht, die er damit über seine Protagonisten gewinnt, gerade in einem Ort wie Rillingsbach, das einem jeden seinen Platz nur einmal zuordnet, macht scheu.»

Der Autor legt Wert auf Gründlichkeit und auf militärische Sachverhalte. So schildert er eine Nachkriegsszene im «Schippen», als dort zu vorgerückter Stunde das «Panzerlied» angestimmt wird. Das ist zweifellos in vielen Dorfbeizen bis in die 1970er-Jahre hinein tatsächlich so geschehen, heute aber so gut wie undenkbar. Der Chronist (Jahrgang 1989) dürfte es bei einem solchen Anlass selbst nie gehört haben, zitiert aber den Anfang korrekt. Wohl eher dem Sprachbild als der Realität ist geschuldet, wenn er schreibt, dass die Bomben unter den Flügeln der englischen Flieger hingen. Die hingen in Wirklichkeit nicht unter den Tragflächen, sondern stapelten sich in Bombenschächten (viermotoriger Lancaster), deren Klappen über dem Ziel geöffnet wurden, einmal sogar über Rillingsbach.

Der Einmarsch der Amerikaner aus Rillingsbacher Sicht ist schnell erzählt. Weder wurden da in letzter Minute Wehrmachtsdeserteure aufgehängt, noch versuchten sich fehlgeleitete Hitlerjungen an unsinnigen Widerstandshandlungen. Der Chronist überliefert lediglich die Geschichte vom Maibaum, der auf dem Dorfplatz für die bevorstehende Maifeier parat lag. An ihn nagelten die Amis ihre Flagge und ließen den Baum dann von den alten Männern im Dorf ganz ohne die üblichen Hilfsmittel wie Seile und Stangen aufrichten. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist vielleicht noch das Hemingway-Bändchen, das ein junger GI einem Dorfmädchen schenkte. Hier wieder beweist der Chronist sein deutliches Interesse für Literatur und militärische Sachverhalte. Dem Vormarsch der 100. US-Infanterie, deren Einheiten Murrhardt und eben auch Rillingsbach besetzen, stellt er einen erklärenden Lagebericht zur Seite, dem wir entnehmen, dass sie nicht mit schweren Shermans, sondern mit leichten Jagdpanzern vom Typ Hellcat nach Rillingsbach gekommen sind, die Amis.

Das Faible des Chronisten für Details wird auch beim Ausflug eines alternden Rillingsbacher Ehepaars in die USA deutlich. Zu vermuten ist, dass der Chronist hier eher eigene Erlebnisse zum Besten gibt, wenn es darum geht, Originalschauplätze von politischen Attentaten abzuklappern. Akribisch etwa werden die Schusswaffe und das Kaliber beschrieben, mit der Martin Luther King getötet wurde. Dieser Ausflug nach den USA sprengt deutlich den Rillingsbacher Rahmen und lässt erneut die schon geäußerte Vermutung aufkommen, dass dieser Roman ursprünglich nicht ganzheitlich angelegt war.

Ein Buch übrigens, das wahrscheinlich nicht gedruckt worden wäre, gäbe es das Internet nicht. Der Jungautor hatte auf der bisher immer noch üblichen Ochsentour allen möglichen Verlagen sein Manuskript angeboten, ohne auf wahrnehmbares Interesse gestoßen zu sein, ehe er beim «Blogbuster», dem Preis der Literaturblogger, Finalist wurde. Bei Klett-Cotta ist man so auf ihn aufmerksam geworden.

«Amerika» ist weder Heimatroman, noch Dorfroman. Es ist ein Roman aus der Provinz ohne provinziell zu sein. Der Anfang liest sich wie ein Märchen. Die Schilderung des verschlafenen Nestes mit nur zwei Straßen ist von betörender Melancholie. Würde es der Autor schaffen, diesen Stil durchgängig einzuhalten, wäre es große Literatur, aber er kommt im Lauf des Geschehens nicht ganz ohne Worthülsen und abgegriffene Wendungen aus. Dennoch ist «Amerika» als unterhaltsame Lektüre zu empfehlen. Hauptsächlich (aber nicht nur) alten weißen Männern (natürlich auch Frauen) Jahrgang 1940 aufwärts. Wer in Rillingsbach oder einem ihm ähnlichen Dorf aufgewachsen ist, hat ein Déjà vu. Garantiert! *Reinhold Fülle*

Jürgen Schedler und *Ulrich Maier*
Aufgewachsen in Heilbronn in den 50er- und 60er-Jahren.
Wartberg Verlag Gudensberg 2018. 63 Seiten mit 72 Fotos. Fest gebunden € 13,90. ISBN 978-3-8313-2863-5

Dieses – lesenswerte – Büchlein muss titelbedingt zunächst zwei Hürden überwinden, eine geografische und eine historische. Ihm über diese Hürden zu helfen, lohnt sich aber.

Der Erkenntniswert des Text- und Bildbandes beschränkt sich nicht nur auf Heilbronn, er bietet vielmehr ein Spiegelbild vieler von der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts gezeichneter Mittelstädte. Und er reicht auch über die 50er- und 60er-Jahre hinaus. Prägten diese doch die Bonner Republik von 1949 bis in die 90er-Jahre. Im Vorwort der Verfasser klingt das anschaulich an und zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch.

Es ist faktenreich und lesefreundlich aufbereitet, mit sechs Zeittafeln und buntgewürfelten themen- und erlebnisbezogenen Schilderungen. So locker es sich liest, man muss sich doch etwas Zeit nehmen, wenn man bestimmte Ereignisse oder Aspekte sucht. Insoweit wäre ein Inhaltsverzeichnis hilfreich, zumal dieses auch die große Themenbreite des Buches aufzeigen würde. Umrahmt werden die Themen mit überwiegend schwarz-weißen, die Atmosphäre jener Zeit gut einfangenden Fotos. Und die Themen sind vielgestaltig, vielleicht gerade in heutiger Zeit lehrreich und nachdenkenswert. Um einige herauszugreifen: Der Mangel an vielen Dingen wie z.B. Wohnraum, vor allem in kriegszerstörten Städten. 1950 standen statistisch einer Person 15 qm zur Verfügung; heute sind es 46 qm, freilich ungleich und auch ungerecht verteilt. Die Improvisationsgabe, erkennbar am Umgang mit – heute würde man sagen – Ressourcen jeder Art. Ältere Kleidung wurde kunstvoll geflickt, angepasst, umgenäht. Eine Wegwerfgesellschaft gab es nicht. Während manches Kleidungsstück heute nur wenige Male getragen wird, gefördert durch Billigläden mit Warenbezug aus fragwürdigen Produktionsbedingungen, trug man in den fünfziger Jahren die Lederhose noch von Ostern bis in den Herbst.

Kaum vorstellbar, dass in den 1950ern ein eigenes (Festnetz-)Telefon die Ausnahme und nicht die Regel war – während heute im öffentlichen Raum alle 15 m jemand mobil telefoniert. Einfache Unterhaltungselektronik tat es auch: mit Plattenspielern, erst ab etwa 1960 einigermaßen verbreiteten Fernsehgeräten, mit feindosiert zugestandenen Sendungen mit Filmhelden aus der Tierwelt wie Hund Lassie und Pferd Fury; später kamen Kassettenrekorder (damals der letzte Schrei), ideal zum Mitschneiden von Lieblingssongs. Doch eine viel größere Rolle in der Freizeitgestaltung der Kinder und Jugendlichen als damals Radio und Platten (heutiges Pendant smartphone und PC-Spiele) nahmen Bewegungsspiele auf der Straße und in Hofeinfahrten ein – gratis, gesellig, gesund. Und im Winter Schlittschuhlauf auf den fast jedes Jahr zugefrorenen Wasserflächen des Pfühlsees und Trappensees. Klimawandel, ein unbekanntes Wort.

Die sechs Zeittafeln im Buch beschränken sich nicht nur auf Lokalkolorit, sondern zeigen auch Bezüge zum großen Ganzen der Nachkriegsjahre und des Wirtschaftswunders auf, in der außenpolitisch aufreibenden Zeit des Kalten Krieges. Militärkolonnen auf den Hauptstraßen mit LKW und Panzern waren in den 1950ern keine Seltenheit – von den Älteren mit gemischten Gefühlen und schlechten Erinnerungen betrachtet, von den Jungen als spannende Abwechslung empfunden. Sogar die Bildungspolitik trug dem Rechnung. Wechselseitige Besuche von deutschen und amerikanischen Schulklassen in Heilbronn sollten Scheu und Vorbehalte abbauen, die Jugend einander näher bringen, lebten die «Amis» doch recht abgeschottet in ihrem eigenen «Village» mit Schulen, Läden, eigener Infrastruktur. Die einstige Besatzungsmacht wurde zunehmend als Schutzmacht empfunden, verstärkt durch die Angst vor einem Dritten Weltkrieg.

Die Zeit der Gründung der für die Aussöhnung in Europa segensreichen Städte- und Schulpartnerschaften insbesondere mit Frankreich lebt wieder auf. Aber auch die Errichtung – zunächst – nur eines Flugplatzes der US-Streitkräfte auf der Waldheide am Rande Heilbronns. Später wurde die Waldheide mit den dort stationierten Pershing-Raketen, zusammen mit Mutlangen bei Schwäbisch Gmünd, zum Schauplatz einer erbittert geführten Diskussion um die Nachrüstung mit Mittelstreckenraketen. Bedrückend: Diese durch einen Vertrag zwischen den USA und der Sowjetunion 1987 überwunden geglaubte Bedrohung scheint in jüngster Zeit wieder aufzuleben.

Die Zeittafeln und Texte schildern weiter Niedergang und Ende der Heilbronner Straßenbahn («Spatzenschaukel») 1955 und die anschließenden Versuche, die Straßenbahn vollständig mit verschiedenen Bussystemen zu ersetzen. Verkehrspolitisches Lehrgeld, das außer Heilbronn manch andere Stadt zahlen musste. Heilbronn aber hat die Entscheidung von 1954/1955 glücklich revidiert, besser spät als gar nicht: 2001 fuhr, 46 Jahre nach Stilllegung der alten Straßenbahn, die erste moderne Stadtbahn wieder über den Neckar in die Heilbronner Innenstadt. Verkehrsgeschichte, wie sie vielerorts zu beobachten war und ist, spiegelt sich auch wider in der Stilllegung (1968) der Bottwartalbahn von Heilbronn-Süd bis Marbach, dem Zuckerrübentransport einst auf der Schiene (heute Straße) und dem Abriss des im Jugendstil erbauten Heilbronner Südbahnhofs. Oder, Beispiele von 1966: die Beseitigung der Grünflächen am einst beschaulichen Silcherplatz für den Autoverkehr; dann die heute in

Zeiten von Klimawandel, Stadterhitzung und fehlendem innerstädtischem Grün ebenfalls fragwürdig anmutende Entscheidung zum Fällen von 300 – alleeartig einen idealen Rad- und Fußweg säumenden – Bäumen an der Heilbronner Oststraße. Solche Entscheidungen entsprachen den damaligen Förderrichtlinien und entsprangen eben einer autoaffinen Form des Zeitgeistes, die auch heute noch manchmal aufflackert.

Neben Wirtschaftswachstum kam aber auch die Kultur nicht zu kurz. Jugendtreffs, Tanztees mit Anstandsunterricht und Konzerte (Udo Jürgens, Francoise Hardy, Jacques Loussier) und weitere Aktivitäten der Jugend verliefen in – aus heutiger Sicht – äußerst braven Bahnen. Doch das blieb nicht so. Ausführlich und lebhaft schildern die Autoren das beginnende Aufbegehren der Jugend und die 68er-Bewegung. Auch diese ging nicht ganz an Heilbronn vorbei. Im Januar 1969 kamen Studenten aus Tübingen und Heidelberg nach Heilbronn, um die demonstrierenden Gymnasiasten zu unterstützen. Am gut bürgerlichen und damals – wie man heute weiß – von einem einst überzeugten Nationalsozialisten geleiteten Humanistischen Theodor-Heuss-Gymnasium prangten mit Graffittischrift Slogans wie «Zerschlagt die Untertanenfabrik!» und handfeste Aufforderungen zur sexuellen Befreiung. Doch bald schon beruhigten sich die Gemüter wieder. Der Revolutionsgeist ebbte ab. Zum Schluss: Das Buch kann auch dazu beitragen, dass die Kinder derer, die in den 1950er- und 1960er-Jahren Kinder und Jugendliche waren, ihre Eltern besser verstehen – nicht nur diejenigen, die in Heilbronn aufgewachsen sind. *Stefan Frey*

nurinst 2018. Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte. Schwerpunktthema: Flucht, Vertreibung, neue Heimat.
(Jahrbuch des Nürnberger Instituts für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 9). Antigoverlag Nürnberg 2019. 172 Seiten mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abbildungen. Gebunden € 14,–.
ISBN 978-3-938286-52-4

Abseits runder Jubiläen wie dem 60. und 70. Jahrestag des Kriegsendes wurde den ersten Nachkriegsjahren bislang wenig Aufmerksamkeit zuteil. Im kollektiven Gedächtnis sind diese Jahre weitgehend noch immer als *Stunde Null* und *Trümmerjahre* abgespeichert. Dabei gerät aus dem Blick, dass im zerstörten und besiegten Deutschland nicht nur *Ausgebombte* und aus dem Osten vertriebene Deutsche, sondern mehr als zehn Millionen Ausländer herumirrten. Der Krieg hatte Deutschland zu einem bemerkenswert multiethnischen Territorium gemacht. Diese Flüchtlinge – sowjetische Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und aus den KZs Befreite – bezeichneten die Alliierten als *Displaced Persons*. Heimatlos Gemachte, Entwurzelte. Innerhalb eines Jahres wurden sechs Millionen DPs *repatriiert*, das heißt in ihre Heimatländer zurückgeführt. In den Westen Europas gelang das freiwillig, in die Sowjetunion nur unter Zwang. Wer zurückblieb, war staaten- und heimatlos, verzweifelt auf der Suche nach einer Bleibe, nach einem sicheren Ort, an dem er wieder als Mensch wahrgenommen und respektiert wurde. Unter ihnen bildeten Juden anfangs eine kleine Minderheit. Nachdem aber viele Juden vor der Pogromstimmung in Polen geflohen waren, machten Juden ca. ein Viertel der verbliebenen DPs aus.

Die Hoffnung der meisten, wenn auch nicht aller jüdischen DPs war auf Palästina gerichtet, wo die zionistische Vision einer nationalen jüdischen Heimstätte zum Sehnsuchtsziel für die Überlebenden der Schoa geworden war. Doch sollte es bis 1948 dauern, bis mit der Gründung des Staats Israel und der Lockerung der US-amerikanischen Aufnahmebedingungen die Hoffnung auf ein Leben in Freiheit und Sicherheit Wirklichkeit wurde. Bis dahin mussten die nur knapp dem Tod Entronnenen, der *Rest der Geretteten (She'erit Haplejta)* in Deutschland ausharren. *Befreit aber nicht frei* mussten sie weiterhin in Lagern, anfangs sogar hinter Stacheldraht leben, von den meisten Deutschen mit Argwohn oder Gleichgültigkeit betrachtet. Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, dass ausgerechnet das Land, das ihre Auslöschung ersonnen und betrieben hatte, in dieser Zeit zum Zufluchtsort für Juden wurde.

Das 9. Jahrbuch der *Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte*, den das rührige Nürnberger Institut für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts herausgibt, rückt diese von Flucht, Vertreibung und der Suche nach einer neuen Heimat gekennzeichneten Jahre in den Mittelpunkt. Die neun Beiträge spannen einen weiten Bogen über die gesamte Phase des Übergangs, von den DP-Lagern über die Anfänge in Israel bis zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in Deutschland. Ein weithin vergessenes Kapitel der Regionalgeschichte stellt der Herausgeber Jim G. Tobias mit dem Beitrag *Die Kinder haben beachtliches Vertrauen entwickelt. Das Internationale Kinderzentrum Aglasterhausen, 1946–1948* vor. Auf dem *Schwarzacher Hof* in Mosbach, seit 1880 eine Behindertenein richtung der Diakonie, entstand eines der insgesamt sechs multikulturellen *children's centers*, die die *UNRRA* (United Nation Relief and Rehabilitation Administration), eine bereits 1943 gebildete internationale Hilfsorganisation, einrichtete. 1947 setzte die *IRO* (International Refugee Organisation) die Arbeit fort. Die Alliierten hatten den Schwarzacher Hof wegen seiner Beteiligung am sog. *Euthanasie*-Programm beschlagnahmt. Auf dem idyllisch gelegenen landwirtschaftlichen Gut lebten in den knapp drei Jahren rund 600 unbegleitete Minderjährige, jüdische wie nicht jüdische, vom Kleinkind bis zum Siebzehnjährigen. Es waren «verlorene» Kinder, schwerst traumatisiert, wie die Leiterin Rachel Greene Rottersman berichtete. Die Grausamkeiten, die die Kinder erlebt hatten, hatten ihnen jegliches Gefühl für Sicherheit und Vertrauen genommen. Sie mussten nicht nur gesundheitlich, sondern auch psychisch aufgebaut werden. In familienähnlichen Gruppenstrukturen führten die Betreuer sie behutsam an ein «normales» Leben heran. Ziel war die Rückführung ins Heimatland oder, da die meisten Waisen waren, die Vermittlung einer Adoption. Die jüngeren

Kinder fanden auch leicht Adoptiveltern. Doch für die älteren war das fast unmöglich, bis sich die kanadische Regierung bereit erklärte, 1000 Waisen aus den children's center aufzunehmen. Unter ihnen waren auch dreißig Jugendliche aus Aglasterhausen. Für sie stand das Children's Center am Beginn eines nicht einfachen Wegs in das Leben zurück. Nach der Schließung des Centers im Winter 1948 erhielt die Diakonie den Schwarzacher Hof zurück. Seitdem leben dort wieder Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen. Marcus Velke … *endlich den Staub Deutschlands von ihren Füßen abschütteln* beleuchtet die besondere Rolle eines anderen Lagers. Das Stadtwaldlager Bocholt bildete vor 1948 den einzigen Zugang für jüdische DPs nach Palästina. Katya Seybold und Thomas Rahe untersuchen die Auswanderungen aus dem DP-Camp im befreiten Konzentrationslager Bergen-Belsen. Siegbert Wolf betrachtet in dem Beitrag *Hier ist das Leben schwer, aber irgendwie sinnreicher als in Europa* die Rolle Martin Bubers beim Aufbau Israels. Ebenfalls dem neu gegründeten Israel widmen sich Andrea Livnat mit drei exemplarischen Biografien von zionistischen Pionierinnen sowie Nicola Schlichtung. Sie stellt in dem Beitrag *Von den Fesseln des Weißbuchs befreit* dar, wie sich an der Berichterstattung zweier Publikationsorgane, nämlich des US-amerikanischen *Aufbaus* und des zionistischen *Mitteilungsblattes,* die allmähliche «Beheimatung» der deutschen Juden *(Jeckes)* in Israel widerspiegelt.

Beleuchten die bereits erwähnten Themenkreise die Aufbrüche und Neuanfänge nach der Katastrophe, so blicken drei weitere Beiträge auf die Novemberpogrome zurück und deuten sie als Auslöser und Ursache für Auswanderung und Deportationen. Alexander Schmidt zeigt in seinem Beitrag über das Pogrom in Nürnberg nicht nur die besondere Brutalität, mit der die Nazis in Nürnberg vorgingen. Die von ihm ausgewerteten Ermittlungsakten zeigen auch, wie dreist die Täter ihre Beteiligung später leugneten. Zudem belegen sie erschreckend den fehlenden Aufklärungswillen der Ermittlungsbehörden in der Nachkriegszeit. Opportunistische Umdeutung einst nazikonformen Verhaltens legte der Leiter des Schnaittacher Heimatmuseums an den Tag. Die als «Rettung der Synagoge» ausgegebene Aneignung der Synagoge und Ritualgegenstände kann Monika Berthold-Hilpert als «Widerstand aus Eigeninteresse» nachweisen. Christoph Linds Beitrag *Wo sie blieben, interessiert nicht* thematisiert schließlich das Schicksal der «Provinzjuden», die nach der Annexion Österreichs durch das NS-Reich nach Wien flohen. Die Vorstellung des Würzburger Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken durch seine Leiterin Rotraut Ries schließt das lesenswerte Jahrbuch ab.

Benigna Schönhagen

Arbeitskreis für Hausforschung (Hg.)
Keltern, Brauen, Brennen – Baulichkeiten der Produktion und der Lagerung.
(Jahrbuch für Hausforschung, Band 67). Michael Imhof Verlag Petersberg 2018. 246 Seiten mit über 300 Abbildungen. Gebunden € 39,95.
ISBN 978-3-7319-0712-1

Der alten Kulturtechnik der Transformation von Früchten zu Alkohol durch Vergärung gewidmet ist Band 67 des Jahrbuchs für Hausforschung. Die 17 Beiträge gehen zurück auf die Jahrestagung des Arbeitskreises 2016, als der Blick auf Gebäude und bauliche Anlagen gerichtet wurde, die für Produktion, Lagerung oder Handel von Alkohol gedacht sind. Wie der vorlegte Band unterstreicht, war dies ein äußerst ertragreiches Thema für die Hausforschung, geht es hier doch nicht nur um spezifische Gebäudetypen wie Keltern, Brennereien oder Brauhäuser, sondern auch um rechtliche und ökonomische Grundlagen des Wirtschaftens, um Leben und Arbeiten, Notwendigkeit und Genuss.

Der nun vorgelegte Band der Tagungsvorträge versammelt eine nuancenreiche Palette von Beiträgen, die regionale Facetten und spezifische Getränke verbinden. Grob gliedern sich die Beiträge in Wein, Apfelwein (wobei nicht der schwäbische Most, sondern das baskische Bauernhaus mit Apfelweinkelter Thematisierung erfährt), natürlich werden reichhaltige Überlegungen zum Bier serviert, bevor der Band beschlossen wird mit einem Branntwein-Digestif. Die Architektur des Jahrbuchs ermöglicht die Schärfung des Blicks auf europäische Gemeinsamkeiten und regionale Spezifika. Die Getränke-Karte berücksichtigt geografisch zahlreiche Regionen (Aufsätze zu Winzerhäusern in Lothringen und dem Rheinland, der Schweiz, Niederösterreich, Sachsen), das baskische Bauernhaus mit Apfelwein-Kelter, Hausbrau- und Brauhaustraditionen in Bayern, Franken, Sachsen, Holland, Niedersachsen oder Sachsen-Anhalt – und all das historisch tief fundiert und eindrucksvoll illustriert.

Aus südwestdeutscher Perspektive besonders ertragreich erscheint die Lektüre des instruktiven Aufsatzes von Werner Konold und Claude Petit «Zur Bau- und Arbeitsgeschichte der Weinbergkultur» (S. 13–26). Es ist dies ein Musterstück kulturhistorisch allerbestens informierter Landschaftslektüre, für welche die Autoren historisch weit ausholen, um Erbe und Wert der Rebberge als Kulturlandschaft in Erinnerung zu rufen. Der Beitrag streift in interdisziplinärer Handschrift wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte genauso wie handwerkliche und bautechnische Details der Trockenmauern und Treppen und rekonstruiert so die historischen Grundlagen dieser auch ökologisch bedeutenden Rebkulturen. So lassen sich viele Weinberge im deutschen Südwesten besser betrachten, ob dies nun die stolzen Terrassen beim ehemaligen Zisterzienserkloster Maulbronn sind, die Muschelkalkhänge bei Roßwag an der Enz oder die bereits seit dem 7./8. Jahrhundert nachgewiesenen Reben im Zabergäu, bei Esslingen oder auf der Insel Reichenau.

«Monumente der Arbeit», nennt das Autoren-Duo aus gutem Grund die historischen Weinberge mit leicht pathetischem Zungenschlag. Völlig zu Recht freilich, denn sie «faszinieren also nicht nur durch ihre Schönheit, ihre Erhabenheit und die guten

REISEPROGRAMM 2019

Abseits der Routine.
Mit dem Schwäbischen Heimatbund unterwegs.

Gemeinsam mit unseren Reiseleiterinnen und Reiseleitern – allesamt ausgewiesene Kenner und Liebhaber ihres Faches – haben wir wieder ein Programm ausgearbeitet, in dessen Mittelpunkt die schwäbische Geschichte, Natur, Kunst und Kultur stehen.

Wir blicken stets aber auch über den Tellerrand hinaus und laden Sie zu ganz besonderen Reisen ein: 2019 etwa zu einer spektakulären Kunstreise nach Graubünden oder auf die Spuren Dietrich Bonhoeffers nach Polen. Der 500. Todestag von Kaiser Maximilian I. ist uns eine Reise durch Schwaben und Tirol wert, und wir würdigen auch den 200. Geburtstag Theodor Fontanes mit einer Fahrt nach Brandenburg. Städtereisen führen nach Lemberg, dessen Altstadt Teil des UNESCO-Weltkulturerbes ist, nach Madrid, wo der „Prado" Jubiläum feiert, und nach Zürich. Die Kunst Sieger Köders steht ebenso auf unserer Agenda wie die Geschichte des Räubers „Schwarzer Vere" in Oberschwaben und die überwältigende Landschaft des Geoparks „Schwäbische Alb". Und begleiten Sie uns nach Bebenhausen, wo wir den alten Klosterort einmal mit den Augen Eduard Mörikes betrachten möchten.

Haben wir Ihre Reiselust geweckt? Wir beraten Sie gerne! Fordern Sie unsere Programmbroschüre einfach an.

Unsere Schwerpunkte 2019:
- **Württemberg in der Weimarer Republik**
- **Kaiser Maximilian I. (1459–1519)**

SHB **SCHWÄBISCHER HEIMATBUND**
Kultur- und Studienreisen

Schwäbischer Heimatbund e.V.
Weberstr. 2
70182 Stuttgart

Tel. (0711) 23 942 11
reisen@schwaebischer-heimatbund.de
www.schwaebischer-heimatbund.de/studienreisen

Tropfen, die man daraus gewinnt, sondern auch durch die Geschichte, respektive Kulturlandschaftsgeschichte, die sich aus ihnen ablesen lässt. Sie sind Zeugen des Landschaftswissens und Umgangs mit den meist schwierigen natürlichen Gegebenheiten, höchst mühsamer Kultivierung, von Planung, Landschaftsarchitekt und zweckvoller Gestaltung. (...) Die Arbeitsleistung, die in den Weinbergen steckt, ist grandios, überwältigend.» Die Konsequenz ergibt sich wie von selbst: «Ihre Erhaltung ist ein Muss und die Denkmalpflege sollte sich systematisch und umfassend damit beschäftigen!»

Friedemann Schmoll

In einem Satz

Hans –Joachim Seidel
Friedrich Ludwig Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen. Stadterneuerer, dynamischer preußischer General, verlassener Ehemann, Schuldenmacher.
Verlag Klemm + Oelschläger Ulm 2018. 266 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband € 24,80.
ISBN 978-3-86281-136-6
Mit zahlreichen, auch längeren, wörtlichen Zitaten belegt der Autor das recht interessante Leben des Hohenloher Fürsten Friedrich Ludwig (1746-1818), der als preußischer General den Umbruch Europas nach der Französischen Revolution hautnah miterlebte.

Andreas Arzet
Montfortischer Ceder- oder Stammbaum. Ursprung und Herkommen, Geschichte und Taten, Land und Leute der Grafen von Montfort.
Hrsg. von Elmar L. Kuhn, Alois Niederstetter und Stefan Feucht, bearbeitet von Julian Schulz. (Documenta suevica, Band 26). 1008 Seiten mit 95 meist farbigen Abbildungen. Leinen € 35,–.
ISBN 978-3-86142-605-9
Nach der Montforter Landesordnung von 1574 und der Hofchronik des 18. Jahrhunderts wird in der Reihe «Documenta suevica» nun hier eine dritte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstandene wichtige Quelle zur Dynastie der Montforter publiziert (einem um 1200 entstandenen Zweig des Tübinger Grafenhauses), die über Jahrhunderte hinweg die Geschichte Vorarlbergs, Oberschwabens und des Bodenseeraums geprägt hat: eine sorgfältige gut kommentierte Edition mit einleitenden Aufsätzen zur Forschungsgeschichte.

Nicole Bickhoff und *Wolfgang Mährle* (Hrsg.)
Armee im Untergang. Württemberg und der Feldzug Napoleons gegen Russland 1812.
W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 2018. 350 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Fest gebunden 30,–.
ISBN 978-3-17023382-9

Der Sammelband enthält Aufsätze, die sich mit Teilaspekten des gescheiterten Feldzugs Napoleons beschäftigen, in dem von den 16.000 teilnehmenden württembergische Soldaten nur etwa 1000 überlebten, und dokumentiert eine zum Thema 2012 im Landesarchiv Stuttgart gezeigte Ausstellung.

Anschriften der Autoren

Dr. Michael Davidis, Mühlweg 3, 71672 Marbach
Fritz Endemann, Äckerlesweg 8, 70329 Stuttgart-Uhlbach
Andreas Udo Fitzel, Steigstraße 7, 71394 Kernen-Stetten
Gisela Gündert, Rohrackerstraße 107, 70329 Stuttgart
Dr. Dietrich Heißenbüttel, Hohenkreuzweg 26, 73732 Esslingen
Dr. Bernd Langner, SHB-Geschäftsstelle, Weberstr. 2, 70182 Stuttgart
Ulrich Maier, Prielstraße 2, 78354 Sipplingen
Dr. Wolfgang Mährle, Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 4, 70173 Stuttgart
Prof., Dr. Friedemann Schmoll, Achalmstraße 26, 72072 Tübingen
Dr. Bernd-Jürgen Seitz, St.-Peter-Str. 12, 79341 Kenzingen
Maike Trentin-Meyer, Deutschordensmuseum, Schloss 16, 97980 Bad Mergentheim
Tjark Wegner, Institut für Geschichtliche Landeskunde u. Hist. Hilfswissenschaften, Eberhard Karls Universität Tübingen, Wilhelmstr. 36, 72074 Tübingen
Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 71672 Marbach am Neckar

Bildnachweise

Titelbild: © Bildarchiv Foto Marburg/Foto: Rose Hajdu, S. 133 bis 144 Jörg Steiner; S. 141, 142 oben: Bernd Langner; S. 142 unten: Archiv SHB; S. 144, 145: Chris Korner; S. 146: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart / Foto: Hendrik Zwietasch, Landesmuseum Württemberg; S. 147, S. 148 Mitte, S. 150: Paleis Het Loo, Apeldoor, Dauerleihgabe des Hauses Oranje-Nassau; S. 148 oben: Katalog der Ausstellung Im Glanz der Zaren; S. 148 unten: Staatsgalerie Stuttgart; S. 152: Deutschordensmuseum / Elfriede Rein; S. 153 oben: Ausstellungskatalog Kreuz und Schwert. Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß, Mainau 1991; S. 153 unten, S. 155 oben, S. 156: Deutschordensmuseum / Foto Besserer, Lauda-Königshofen; S. 154: Insel Mainau / Julia Sutter; S. 155 unten: Staatsarchiv Ludwigsburg, Urkunde vom 16. Dezember 1219, StAL, B 249, U 1; S. 157 oben: Holger Schmitt; S. 157 unten: Schatzkammer des Deutschen Ordens, Wien; S. 158: ckbm / Reiner Pfisterer; S. 160, 161, S. 162, S. 164, S. 165 Mitte, S. 165 unten, S. 167 oben: © Bildarchiv Foto Marburg/Foto: Rose Hajdu; S. 163, S. 165 oben, S. 166, S. 167 unten: Foto: Rose Hajdu; S. 168, S. 169 links, S. 174: Willi Schraffenberger, Stuttgart; S. 169 rechts: wikimedia / Holger Uwe Schmidt; S. 170: Jürgen Besserer, Lauda-Königshofen; S. 171: KHM-Museumsverband (Österreich); S. 172: Neue Pinakothek München / bpk; S. 173: aus: Bodo Cichy: Rudolf Yelin, Stuttgart 1987, S. 64; S. 175: Kunsthalle Hamburg / bpk; S. 176 oben: aus: Josef Kreitmaier S.J., Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik, 1923, Tafel 18; S. 177 links: https: / /fr.cdn.v5.futura-sciences.com/buildsv6/images/profilehero/f/8/5/f855d482a2_50142024_cuvier-1000.jpg; S. 177 rechts: https: // upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/c/c5/Georges–Cuvier–large.jpg/800px-Georges_Cuvier_large.jpg; Portrait Prints of Men and Women of Science and Technology in the Dibner Library; S. 178, S. 179: Bernd-Jürgen Seitz; S. 180: Stadtarchiv Stuttgart; S. 181, S. 183: Württembergische Landesbibliothek; S. 182: Musée de l'Histoire Naturelle, Paris; S. 184: Musée du Château des Ducs de Wurtemberg, Montbéliard; S. 185 rechts: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Schloss Ludwigsburg; S. 185 links, S. 192: Ulrich Maier; S. 186 oben: Staatsarchiv Sigmaringen, N 1/96, T1, Nr. 845; S. 186 unten: Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 68 VI, Nr. 4848; S. 187 oben: J. Buchenauer/https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Dans_les_vall%C3%A9es_vaudoises.JPG; S. 187 unten: Württembergische Landesbibliothek; S. 188: Deutsche Waldenservereinigung, Karte von Bernhard Kutscherauer; S. 189: Deutsche Waldenservereinigung, Entwurf: Dignus, Bad Boll; S. 190: Landesmedienzentrum Stuttgart; S. 193: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 703, R280N5; S. 194, S. 196, S. 199: Antonino Immesi, Francavilla di Sicilia; S. 195 oben: Karte Wolfgang Mährle unter Verwendung einer Karte des Putzger Historischen Atlas, Cornelsen Verlag; S. 195 unten, S. 198 oben: Vincenzo Di Franco, Francavilla di Sicilia; S. 197: Heeresgeschichtliches Museum Wien; S. 198 unten: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 5, Bü 53, 54; S. 201: Achim Mende; S. 202 oben: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 202 unten, S. 203: Landesmuseum Württemberg; S. 204 oben: Staatsarchiv Ludwigsburg GL 155, Bü 82; S. 204 unten: Staatsarchiv Ludwigsburg GL 155, Bü 78; S. 205: Weingut Herzog von Württemberg; S. 206: privat; S. 208: Ulmer Museum; S. 209 unten: Maimaid/https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Grabplatte_von_Dominus_Krafft_Dreifaltigkeitskirche_Ulm.jpg?uselang=de; S. 209 oben: Rufus46/ https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rathaus_Ulm-1.jpg?uselang=de; S. 210 oben: MOs810/ https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ulm_panorama.JPG; S. 210 unten: Württ. Landesbibliothek, Graphische Sammlung; S. 211: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Esslingen_am_Neckar,_M%C3%BCnster_Sankt_Paul,_Innenansicht.jpg?uselang=de; S. 212 oben: Münsterbauhütte Ulm; S. 212 unten: Stadtarchiv Ulm, A [8983/II], fol. 420R; S. 213: Münsterbauhütte Ulm und Tjark Wegner; S. 217: Bernd Langner; S. 218: Karin Deppert; S. 219: Stefan Frey; S. 220, S. 221 unten: Pia Wilhelm; S. 221 oben: Elisabeth Schüler; S. 223 linke Spalte: Wikimedia Commons, public domain (user: Dcoetzee); mittlere Spalte: Fontanestadt Neuruppin; S. 223, rechte Spalte: Ernst Barlach Haus Hamburg, Foto: Andreas Weiss, Hamburg; S. 228: Landkreis Böblingen/Andreas Sporn; S. 230: Deutsches Schmuckmuseum Pforzheim; S. 232: Staatliche Schlösser, Gärten und Kunstsammlungen M-V l Elke Walford / © VG Bild-Kunst, Bonn 2019; S. 234: Pfahlbaumuseum Unteruhldingen; S. 236: Kunstsammlung Oberschwäbische Elektrizitätswerke (OEW); Foto li.: Karin Volz, Ravensburg; Foto re.: Erwin Reiter, Haslach; S. 238: Bundesarchiv Koblenz; S. 240: Museum Laupheim; S. 242: Foto Oleg Kuchar © Museum Ulm.

LMZ Landesmedienzentrum Baden-Württemberg

Impressum

ISSN 0342-7595

Die **Schwäbische Heimat** erscheint vierteljährlich.

Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt € 48,– im Jahr. Für noch in Berufsausbildung stehende Personen € 10,–, für juristische Personen € 70,–.

Der Preis für das Jahresabonnement beträgt € 48,–, für Einzelhefte € 12,–, zuzüglich Versandkosten, inkl. 7% Mwst.

Zahlungen für den Schwäbischen Heimatbund nur auf dessen Konto: LBBW Stuttgart IBAN DE33 6005 0101 0002 1643 08, BIC SOLADEST600. Spendenkonto: Schwäbische Bank Stuttgart IBAN DE98 6002 0100 0000 0019 92, BIC SCHWDESSXXX.

Gesamtherstellung
druckpunkt tübingen, Jopestraße 8, 72072 Tübingen
Telefon 07071 91506-11
Telefax 07071 91506-20
info@druckpunkt-tuebingen.de

Bildbearbeitung und Titelgestaltung
Creative Case • Torsten Müller
www.creativecase.de • tm@creativecase.de

Anzeigenverwaltung
Anzeigengemeinschaft Süd
Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Telefon 0711 60100-41
Telefax 0711 60100-76
sh@anzeigengemeinschaft.de

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Herausgeber und Redaktion:
Schwäbischer Heimatbund e.V.
Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon 0711 23942-0,
Telefax 0711 23942-44
info@schwaebischer-heimatbund.de
www.schwaebischer-heimatbund.de
Vertretungsberechtigte Vorstandsmitglieder: Josef Kreuzberger (Vorsitzender), Dr. Karl Epple (stv. Vorsitzender), Prof. Dr. Albrecht Rittmann (stv. Vorsitzender).
Vereinsregister AG Stuttgart, Nr. 2326

Geschäftsführer:
Dr. Bernd Langner 0711 23942-22

Verwaltung und Organisation:
Beate Fries 0711 23942-12
Sabine Langguth 0711 23942-47

Buchhaltung:
Astrid Weinaug 0711 23942-21

Studienreisen:
Gabriele Tesmer 0711 23942-11
Beate Fries 0711 23942-12

Geschäftszeiten:
Montag bis Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr